Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/archiv-fuer-kulturgeschichte_1952_34

ARCHIV

FÜR

KULTURGESCHICHTE

Herausgegeben von

WALTER GOETZ

HERBERT GRUNDMANN UND FRITZ WAGNER

34. Band

1952

BÖHLAU VERLAG MÜNSTER KÖLN

Gedruckt mit Unterstützung der
Deutschen Forschungsgemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

Seite

Aufsätze:

Herbert Grundmann, Sacerdotium, Regnum, Studium 5
Georg von Rauch, Moskau und der Westen 22
W. E. Mühlmann, Entwicklung und Geschichte 107
Leonhard von Muralt, Zwingli und Pestalozzi 130
Erwin Hölzle, Zar Alexander I. und Thomas Jefferson 154
Willy Andreas, Die Kavaliersreise Carl Augusts von Weimar nach Paris 180
Herbert Ludat, Die Patriarchatsidee Adalberts von Bremen und Byzanz 221
Werner Schultze, Winckelmann und die Religion 247
Walter Bußmann, Gustav Freytag, Maßstäbe seiner Zeitkritik . . . 261
Karl Griewank, Wissenschaft und Kunst in der Politik Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks 288

Miszellen:

Dietrich Gerhardt, Rußland und sein Igorlied 67
Arno Duch, Heinrich der Finkler, Geschichte eines Namens 194
Hermann J. Hüffer, Deutsche Münzmeister und Medailleure in Spanien unter Philipp II. 308

Literatur- und Forschungsberichte:

R. F. Menzel, Deutsche Chinaforschung 81
Herbert Helbig, Deutsche Siedlungsforschung 209
Heinz Gollwitzer, „Europäische Revolutionen" 322
Wolfgang Franke, Deutsche Chinaforscher 325

Sacerdotium — Regnum — Studium

Zur Wertung der Wissenschaft im 13. Jahrhundert

Von Herbert Grundmann

Die Lehre von den zwei Gewalten, von denen die Welt, die Christenheit, die Kirche gelenkt und geordnet wird, ist dem ganzen Mittelalter und allen seinen Erforschern bis zur Selbstverständlichkeit geläufig. Seitdem Papst Gelasius I. im Jahre 494 an den oströmischen Kaiser Anastasius schrieb: *Duo quippe sunt, quibus principaliter mundus hic regitur, auctoritas sacrata pontificum et regalis potestas*[1], ist dieses Wort jahrhundertelang unzählbar oft wiederholt und abgewandelt worden. Das markante „*Duo sunt*" klang allen mittelalterlichen Menschen unüberhörbar im Ohr. In den zwei Schwertern, die Jesus nach dem Abendmahl seinen Jüngern überließ mit den Worten: „es ist genug" (Luc. 22, 38)[2], in den beiden Himmelslichtern Sonne und Mond, die Gott am dritten Schöpfungstage schuf, symbolisieren sich die beiden Gewalten, verkörpert in Papsttum und Kaisertum oder allgemeiner in Priestertum und Königtum, geistlicher und weltlicher Herrschaft und Ordnung. Ihr Verhältnis zu einander ist immer wieder erörtert, ihre gottgewollte Einheit oder Eintracht von beiden Seiten gerade in Zeiten der Spannung und Auseinandersetzung immer wieder beschworen worden. Um diese beiden Pole kreist alles mittelalterliche Denken über die rechte Ordnung in Staat und Kirche und kommt eben wegen dieser polaren Spannung nie zur Ruhe.

Um so auffälliger ist es, daß im späteren 13. Jahrhundert ein einzelner diese *communis opinio* des Mittelalters durchbricht und in mehreren weit verbreiteten, wirksam gewordenen Schriften von drei statt von zwei

---

[1] Der Gelasius-Brief (Jaffé-Kaltenbrunner, Reg. Rom. Pont. [2]I n. 632) steht auch in Gratians Dekret c. 10 D. XCVI, ed. Friedberg I, S. 340. Dazu *E. Caspar*, Gesch. des Papsttums II, 1933, S. 64 ff. u. 753 ff.; *L. Knabe*, Die gelasianische Zweigewaltentheorie bis z. Ende des Investiturstreits, Eberings Hist. Stud. 292, 1936. Besonders bemerkenswert sind Abwandlungen wie im Schreiben der Diedenhofener Synode 844 (MG. Capit. II, S. 114): *ita ecclesiam dispositam esse, ut pontificali auctoritate et regali potestate gubernetur;* aus dem *mundus* ist die *ecclesia* geworden; ähnlich schreiben schon 829 die fränkischen Bischöfe an Ludwig d. Fr., ib. S. 29, unter ausdrücklicher Berufung auf Gelasius.

[2] *J. Leclerc*, L'argument des deux glaives, Recherches de science religieuse 21, 1931, S. 299 ff.; *W. Levison*, Die mittelalterliche Lehre von den beiden Schwertern, Deutsches Arch. f. Erforschung d. MA 9, 1951, S. 14 ff.

Gewalten oder Weltämtern, von drei „*Principaten*“ spricht: *sacerdotium, regnum* (oder *imperium)* und *studium.* Man hat das seit der wissenschaftlichen Wiederentdeckung dieser Schriften oft als eine merkwürdige, charakteristische Lehre des Mittelalters angeführt, aber noch kaum zur Genüge bedacht, wie ungewöhnlich es die mittelalterliche Weltanschauung mit ihrer Zweigewaltenlehre durchbricht, wie selbständig, ja eigensinnig es gedacht ist. Dabei ist es kein beiläufiger Gelegenheitsgedanke, der sich seiner Besonderheit etwa garnicht bewußt wäre, sondern geradezu das zentrale Anliegen des Publizisten *Alexander von Roes,* des Kölner Kanonikers, der in Italien im Umkreis der Kurie lebte und schrieb. Er hat diesen Gedanken mit weitgreifender geschichtlicher Begründung und mit aktuellen politischen Folgerungen in einer Denkschrift *(Memoriale de praerogativa Romani imperii)* 1281 dem Kardinal Jakob Colonna vorgetragen und ihn sieben Jahre später in einer kleinen „Weltkunde“ *(Noticia seculi)* mit neuen Erläuterungen und Ergänzungen wiederholt[3]. Es ist sein Kern- und Leitgedanke, daß nach dem Willen des dreifaltigen Gottes die drei „Prinzipate“ *sacerdotium, imperium* (bzw. *regnum)* und *studium* die eine Kirche bilden wie Fundament, Wände und Dach eines Kirchengebäudes, daß sie wie drei Kräfte die Kirche, die Christenheit beleben, stärken und lenken und ihr gemeinsam die rechte Ordnung geben und verbürgen sollen[4]. Daran schließen sich seine Betrachtungen über die drei „Hauptvölker“ an, Italiener, Deutsche und Franzosen, denen ihrer Wesensart entsprechend diese Weltämter zugeteilt sind, und über die drei Stände *(populus, militia, clerus)* in ihrer Beziehung zu jenen Völkern und Ämtern.

---

[3] Die Schriften des Alexander von Roes, hrsg. u. übersetzt von H. Grundmann und H. Heimpel, Deutsches Mittelalter 4, 1949; dazu *H. Heimpel,* Alexander von Roes und das deutsche Selbstbewußtsein des 13. Jh., Archiv f. Kulturgesch. 26, 1935, 19 ff., auch (ohne die meisten Anmerkungen) in seiner Aufsatzsammlung „Deutsches Mittelalter“, 1941, 74 ff.; *H. Grundmann,* Über die Schriften des Alexander von Roes, Deutsches Archiv f. Erforschung des Mittelalters 8, 1950, 154 ff.

[4] Noticia seculi c. 12, S. 84: *Nam pater et filius et spiritus sanctus unus deus ita disposuit, ut sacerdotium regnum et studium una esset ecclesia. Cum ergo fides Christi hiis tribus regatur principatibus* (vgl. oben das Gelasius-Wort!), *sacerdotio, regno et studio, et sacerdotium fidem teneat in Italia, et regnum eandem teneri imperet in Teutonia, et studium ipsam tenendam doceat in Gallia, manifestum est, quod in hiis tribus provinciis principalibus residet respublica fidei christiane.* Sonst spricht Alexander stets nur von *hiis tribus* ohne gemeinsame Bezeichnung dafür; nur gleichnishaft an der Hauptstelle im Memoriale c. 25, S. 48: *Hiis siquidem tribus, scilicet sacerdotio imperio et studio, tamquam tribus virtutibus, videlicet vitali naturali et animali, sancta ecclesia catholica spiritualiter vivificatur augmentatur et regitur;* anschließend das Gleichnis der *ecclesia materialis* mit Fundament, Wänden, Dach. Die Reihenfolge der Aufzählung stets wie hier, nur Mem. c. 33, S. 58 umgekehrt; im Mem. stets *imperium,* in der Not. sec. statt dessen stets *regnum.*

Natürlich kennt auch Alexander von Roes die übliche Zweigewaltenlehre. Er übernimmt sogar in seine Denkschrift (Mem. c. 7, S. 24) mit dem kurzen Traktat seines Freundes Jordanus von Osnabrück über das Römische Reich das allbekannte Gelasius-Wort, ebenso die herkömmliche Deutung der zwei Schwerter auf die beiden Gewalten, die in dieser Welt genügen, *potestas sacerdotalis* und *imperialis*. Solche Autoritäten, auf die sich das mittelalterliche Denken allerwärts verließ und berief, gaben doch gar keinen Raum für eine Gleichstellung des „Studiums" als Drittes neben *sacerdotium* und *regnum*. Alexander spricht auch in seiner eigenen, wahrscheinlich noch in Köln geschriebenen Deutung der Maternus-Legende, die er seiner Denkschrift von 1281 anfügte[5], nur mit gebräuchlichen Bibelworten vom *regale sacerdotium* (1. Petr. 2, 9) des römischen Papsttums und vom *sacerdotale regnum* (Exod. 19, 6) des deutschen Kaisertums, nicht von etwas Drittem, das daneben keinen Platz zu haben scheint. Erst als ihm in Italien bei der Papstwahl des Franzosen Martin IV. (22. II. 1281), die Karl von Anjou bewirkte und dessen Landsleute wie ein Siegesfest feierten, der für das Papsttum und das Kaisertum gleicherweise gefährlich werdene Geltungsanspruch der Franzosen erschreckend zum Bewußtsein kam, ging ihm der Gedanke von der Dreiheit der Hauptvölker und ihrer Weltämter auf, der seitdem sein Denken beherrscht. Wie stark müssen die Eindrücke und Erfahrungen gewesen sein, die ihn aus den Gleisen des seit Jahrhunderten gewohnten Denkens herausspringen und entgegen allen Überlieferungen und Autoritäten von drei höchsten Gewalten, Prinzipaten und universalen Ämtern in der Christenheit sprechen ließen statt von zweien. Man muß sich fragen, ob das nur sein eigenwilliger, situationsbedingter Einfall war oder ob es wenigstens Ansätze, Anregungen und geistige Voraussetzungen dazu in seiner Zeit schon gab. Läßt sich diese Frage klären, so wird man erst recht ermessen können, welche symptomatische Bedeutung nicht nur in Alexanders Denken, sondern in der geistesgeschichtlichen Situation seiner Zeit der gleichwertigen Stellung des Studiums der Wissenschaften neben *sacerdotium* und *regnum-imperium*, der Universität Paris neben Papsttum und Kaisertum zukommt.

Zunächst scheint freilich Alexanders Gedankengang selbst eine genügende Begründung für seine Neuerung zu geben. Um Frankreichs politische Rivalität mit dem römisch-deutschen Reich und den französischen Druck auf das Papsttum abzuwehren, werden die Franzosen darauf verwiesen, damit vertröstet und dazu vermahnt, daß sie als die Scharfsinnig-Klügsten ihre eigene, besondere Leistung und Aufgabe für die ganze Christenheit im Studium zu erfüllen haben wie die Deutschen

[5] Mem. c. 35/6, dazu meine Bemerkungen D. A. 8, S. 186 f.

im Regnum-Imperium, die Römer (Italiener) im Sacerdotium. Alexander entrüstet sich und spottet zwar über die dünkelhafte Anmaßung der Franzosen, als vorzüglichstes Volk der Welt herrschaftsfähiger und -berechtigter zu sein als die ungefügen, unbeherrschten Deutschen. Aber er vergilt sie nicht mit gleichem und kehrt den Spieß nicht einfach um. Er erkennt die Begabung und Eigenart der anderen durchaus an und räumt ihnen einen entsprechenden, ebenbürtigen Anteil an der Ordnung und Leitung der Welt ein. Ehrliche Achtung vor Frankreichs geistiger Bedeutung für alle Welt in der Blütezeit der Scholastik und Gotik und der redliche Wille, dem „stammverwandten" Nachbarvolk nicht weniger gerecht zu werden als den Deutschen und Römern, lassen ihm die Franzosen als drittes Hauptvolk erscheinen, dem auch ein eigenes Weltamt gebührt: der Prinzipat im geistig-wissenschaftlichen Bereich. Auch verlangt sein Geschichtsbild, daß Frankreich als ein Nachfolgestaat des karolingischen Frankenreichs neben Deutschland und Italien, die Franzosen als Abkömmlinge der deutschen Franken, die dank ihrer trojanischen Herkunft den Römern verschwistert sind, nicht leer ausgehen und zu kurz kommen. So läßt er denn Karl den Großen, als das Imperium von den Griechen auf die Franken-Deutschen übertragen wurde, zugleich das Studium der Wissenschaften, die Universität, aus Rom nach Paris übertragen, wie es schon früher von Vincenz von Beauvais und anderen erzählt wurde[6]. Das soll Karls Nachkommen in Frankreich dafür entschädigen, daß ihr französisches Erbkönigreich von dem kaiserlichen Wahlreich abgegliedert wurde — denn das Imperium als ein *sanctuarium Dei*, als *regnum ecclesia* darf nicht erblich sein. Karls Erben werden mit Frankreich abgefunden und brauchen niemanden als weltlichen Oberherrn anzuerkennen, auch Karls gewählte Nachfolger im Kaisertum nicht. Diese Beschränkung der kaiserlichen Herrschaft gegenüber Frankreich erkennt Alexander mit den Worten Innozenz' III. an (Mem. c. 24 S. 48), ohne damit den universalen Geltungsanspruch des Imperiums

[6] Über den Gedanken der *Translatio studii* und seine Vorgeschichte s. *E. Gilson*, Les idées et les lettres, 1932, S. 183 ff. und La Philosophie au Moyen-âge, ²1944, S. 193 f.; er findet ihn schon angedeutet bei Alcuin *(Athena nova perficeretur in Francia)* und in Notkers Gesta Karoli I, 2 *(ut moderni Galli sive Franci antiquis Romanis et Atheniensibus aequarentur)*, ausgeführt bei Chrestien von Troyes, Cligès V, 27 ff., wo *chevalerie* und *clergie („par les livres")* aus Griechenland über Rom nach Frankreich kommen; dazu *E. R. Curtius*, Europäische Literatur u. lateinisches Mittelalter, 1948, S. 388 f.; nach S. 36 gab die „Modellvorstellung" Horaz, Epi. II 1, 156: *Graecia ... artes intulit agresti Latio;* Curtius weist auf Heirics Brief an Karl d. Kahlen von 875/7 hin, MG. Poet. III, 429. *Luget hoc Graecia, ... sua illa privilegia ... ad climata nostra transferri.* Von der Übertragung des „Studiums" aus Rom an die Universität Paris ist jedoch erst nach 1200 die Rede, s. u. S. 13 f.

preiszugeben. Dem Studium der Franzosen aber spricht er einen ebenso universalen Rang wie dem Imperium und dem Papsttum zu und stellt ihm eine gleichwertige, für alle unentbehrliche Aufgabe: den rechten Glauben scharfsinnig und beredt, wie es die Franzosen sind, als für alle verbindlich zu erweisen und gegen die Irrlehren der Ketzer zu verteidigen.

So findig und schlüssig dieser Gedankengang dem aktuellen Anliegen Alexanders gerecht zu werden scheint, es wäre doch eine erstaunliche Kühnheit oder sogar eine im Mittelalter befremdliche Willkür, nur um Frankreich abzufinden, das Pariser Studium eigenmächtig zum gleichen Rang wie Imperium und Sacerdotium, Kaisertum und Papsttum zu erheben; selbst wenn die trinitarische Denkgewohnheit es nahelegen konnte, alle Überlieferung sprach dagegen. Bei näherem Zusehen erscheint der Gedanke jedoch nicht so ganz aus der Luft gegriffen oder ad hoc ersonnen. Er steht nicht ganz vereinzelt und zusammenhanglos in der Geistesgeschichte dieser Zeit. Manche vergleichbare Zeugnisse machen es begreiflicher, wie Alexander dazu kam, und verständlicher, was er damit sagen wollte.

Man ist bereits darauf aufmerksam geworden[7], daß Alexanders italienischer Zeitgenosse *Tolomeo von Lucca* gelegentlich auch von einer Dreiheit spricht, die mit Alexanders Lehre in mancher Beziehung vergleichbar ist. Wahrscheinlich um 1302 hat der Dominikaner Tolomeo die von seinem Ordensgenossen, Lehrer und Freund Thomas von Aquino unvollendet hinterlassene Schrift *De regimine principum* fortgesetzt. Am Schluß des zweiten Buches, wo von den gottesfürchtigen und daher glücklich regierenden Königen Alten und Neuen Testaments die Rede ist, schreibt Tolomeo: *Tradunt etiam historie, quod in qualibet monarchia ab initio seculi tria se invicem per ordinem comitata sunt, divinus cultus, sapientia scholastica et secularis potentia. Que quidem tria se invicem per ordinem consequuntur, et in rege Salomone ex suis meritis conservata sunt, quia per divinam reverentiam, cum descendit in Hebron locum orationis, assumptus in regem consecutus est sapientiam, et ex utroque ulterius in regali virtute super reges sui temporis excellentiam. Cum vero a vero cultu dei recessit, infelicem exitum habuit . . .*[8]. Nicht also verteilt auf verschiedene Träger, Ämter oder Völker, sondern ver-

[7] Zuerst *H. Windschild*, Studien zu Alexander von Roes, Diss. Leipzig 1921 (ungedruckt), S. 98 f.

[8] Zitiert nach S. Thomae Aquinatis Opuscula omnia ed. P. Mandonnet I, 1927, S. 378; auch in S. Thomae Opera 16, Parma 1865, 250; die Sonderausgabe D. Thomae Aquinatis De regimine principum . . . ed. Jos. Mathis, Taurini 1924, war mir nicht zugänglich. Über Verfasserfrage und Entstehungszeit s. *W. Berges*, Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters, 1938, 317 ff. und *B. Schmeidler*, Tholomaei Lucensis Annales, MG. SS. N. S. VIII, 1930, XXXI f.

eint im rechten Herrscher wird da dreierlei als Erfordernis jeder guten politischen Ordnung genannt: Gottesfurcht und Gottesdienst, Weisheit und Wissenschaft, Staatsgewalt und Königsmacht. Wie sie einander zugeordnet folgen und begleiten, zeigt das Beispiel Salomos: Gottesfurcht führt zur Weisheit, aus beiden folgt *virtus regalis*. Mit Alexanders Gedanken ist das nur insofern vergleichbar, als auch hier die *sapientia scholastica* als drittes neben Gottesdienst und Herrschergewalt tritt, allerdings abstrakt-allgemein als unentbehrliche Glieder jeder rechten Staatsordnung. Diese Übereinstimmung könnte unerheblich erscheinen — zumal Tolomeo das erst zwanzig Jahre nach Alexanders Memoriale niederschrieb, — wenn nicht erstens dieser italienische Dominikaner (wahrscheinlich 1236 geboren) auch sonst in mancher Beziehung wie ein geistiger Gegenspieler des Kölner Kanonikers erschiene und zweitens sich in anderen Äußerungen aus dieser Zeit gleichsam Verbindungsglieder fänden zwischen der Dreiheit bei Alexander und Tolomeo.

Um dieselbe Zeit, als Alexander seine Denkschrift für den Colonna-Kardinal verfaßte, im Frühjahr oder Sommer 1281 schrieb Tolomeo in seiner Heimat Lucca, ohne sich als Verfasser zu nennen, eine *Determinatio compendiosa de jurisdictione imperii*[9], in der er — päpstlich gesinnt, franzosenfreundlich und reichsfeindlich — mit scholastisch-kanonistischer Gelehrsamkeit das Gegenteil dessen zu beweisen suchte, was Alexander dachte und wollte: daß das Imperium, das Kaisertum dem Papsttum untergeordnet und von ihm abhängig sei (am deutlichsten c. VI S. 17: *apparet, quod imperiale dominium dependet a papa)*, daß es *auctoritate Romani pontificis* auf die *Germani* übertragen wurde, erst auf Karl d. Gr., dann auf Otto I. und ihre Nachkommen, bis schließlich nach dem Tod Ottos III. unter Gregor V. *per ordinationem ecclesie* das Kurfürstenkolleg eingesetzt wurde, dessen Wahl jedoch, um für das Imperium rechtswirksam zu werden, päpstlicher Bestätigung bedarf und dem das Wahlrecht nur verbleibt, solange es die römische Kirche gestattet, *cuius est regna transferre et principes de sege sua deponere* (c. XIII S. 31). Diese Thesen gehen zwar nicht auf Alexanders Gedankengang im Memoriale ein; sind doch beide Schriften fast gleichzeitig, zweifellos ohne Kenntnis voneinander, entstanden. Aber sie umkreisen dieselben Fragen gleichsam von verschiedenen Polen aus und geben entgegengesetzte Antworten darauf. Es ist nicht nachweisbar, aber durchaus möglich, daß dem deutschen Kanoniker im Gefolge des Kardinals Colonna der Dominikaner aus Lucca bekannt war, der oft und lange genug

[9] ed. *M. Krammer*, MG. Fontes juris Germanici antiqui 1, 1909; seine Bestimmung des Verfassers und der Entstehungszeit wurde bestätigt durch einen Handschriftenfund *M. Grabmanns*, Neues Arch. 37, 1912, S. 818 f. und durch *B. Schmeidlers* Vorwort zur Annalen-Ausgabe S. XII.

an der päpstlichen Kurie gelebt hatte, früher gemeinsam mit seinem großen Ordensbruder Thomas von Aquin, aber auch noch nach dessen Tod 1274. Die Gesinnung jedenfalls und die Denkweise, die Tolomeo verfocht, kannte Alexander nur allzu gut; sie erregte seine Sorgen, ihr stellte er seine Überzeugung von der gottgewollten, geschichtlich gewachsenen Ordnung entgegen. In einem Punkt wird dieser Gegensatz noch besonders deutlich: Tolomeo hat später in seinen Annalen[10] und deutlicher in seiner Kirchengeschichte[11] davon erzählt, wie Nikolaus III. um 1279 — also kurz bevor Alexander seine Denkschrift schrieb — mit Rudolf von Habsburg über eine Teilung des Imperiums in vier Erbkönigreiche: Deutschland, Arelat, Lombardei und Toscana verhandelt habe[12]. Tolomeo stand unter Nikolaus III. in engen Beziehungen zur Kurie; er hat dort wahrscheinlich von solchen Plänen oder Gerüchten gehört, die sich nicht verwirklichten. Er hat sich noch nach Jahrzehnten daran erinnert und mehrfach ganz unpolemisch, wenn auch nicht ausdrücklich zustimmend, darüber berichtet, am deutlichsten, als in den Anfängen Johanns XXII. solche Projekte verschärft wieder auflebten und von seinem südfranzösischen Ordensgenossen Bernard Gui propagiert wurden[13]. Gerade gegen diese von Tolomeo bezeugten Pläne einer Zer-

[10] Geschrieben in Lucca 1303/8, ed B. Schmeidler MG. SS. N. S. VIII, 1930, S. 189 ff. zu 1279.

[11] Geschrieben in Avignon 1313/7, ed. Muratori Rer. Ital. Scr. XI Sp. 1183 (Buch XXIII c. 34).

[12] Die Glaubwürdigkeit dieser Nachrichten Tolomeos ist umstritten; über die ältere Literatur s. *F. J. Völler*, Hist. Jahrb. 25, 1904, S. 62 ff. Weder *G. v. Gaisberg-Schöckingen*, Das Konzil u. der Reichstag zu Würzburg 1287, Diss. Marburg 1928, S. 71 ff. noch *F. Heintke*, Humbert von Romans, Eberings Hist. Stud. 222, 1933, S. 141 ff. wollen Tolomeos Zeugnis über Nikolaus III. gelten lassen; am entschiedensten lehnt es *Fr. Bock* ab: Kaisertum, Kurie und Nationalstaat im Beginn des 14. Jh., Röm. Quartalschr. 44, 1936, S. 119 ff.; er meint, Tolomeo habe in seiner Kirchengeschichte 1317 die damals aktuellen Reichsteilungspläne, von denen sein französischer Ordensgenosse Bernard Gui spricht, nur in die Zeit Nikolaus' III. zurückprojiziert. Dabei wird sowohl das frühere Zeugnis in Tolomeos Annalen (bes. der 2. Fassung, vor 1308) wie auch die Denkschrift Alexanders von Roes außer Acht gelassen. Dagegen zutreffend *H. Heimpel*, Arch. f. Kulturgesch. 26, 1936, S. 31 ff. Das viel erörterte „Vierstaatenprojekt" sollte übrigens nach Tolomeos Darstellung (anders Bernard Gui) das Imperium gar nicht beseitigen, sondern verändern, neu gliedern und ordnen; es handelt *de immutatione imperii* (Annalen), *super novitatibus faciendis in imperio* (Hist. eccl.). Damit scheint mir die Politik Rudolfs I., auch seine Kaiserkrönungspläne besser vereinbar als man meist annahm. Die Frage bedarf trotz aller bisherigen Mühe weiterer Klärung.

[13] In Zusätzen zu seinem Auszug aus der Denkschrift Humberts von Romans zum Lyoner Konzil 1274, dem sog. Opus tripartitum, ed. Martène-Durand, Vet. script. ampl. coll. VII, 1733, 174 ff. und Mansi, Concil. coll. XXVI, 1780, 108 f. Früher hielt man Bernard Guis Zusätze für Humberts eigne Äußerung von 1274, s. *B. Birkmann*, Die vermeintliche u. die wirkliche Reformschrift des Dominikanergenerals Humbert de Romanis, Abh. z. mittl. u.

gliederung des Imperiums wendet sich aber Alexanders Memoriale von 1281 (c. 25) mit aller Schärfe: wohl genüge für den Bau der Kirche das eine Fundament des römischen Sacerdotiums und das eine Dach des Pariser Studiums; das Imperium aber müsse mit seinen vier Wänden — entsprechend den vier „Hauptsitzen" Aachen, und Arles, Mailand und Rom — festgefügt zusammenhalten, wenn nicht der Antichrist oder seine Vorläufer ungehindert eindringen und mit dem Reichsende auch das Weltende herbeiführen sollen. Alexander muß damals ähnliche Gerüchte über eine geplante Vierteilung des Imperiums gehört haben, wie sie Tolomeo später erwähnt; nur daß er sofort seine warnende Stimme dagegen erhob. Er braucht sie natürlich nicht von Tolomeo gehört zu haben, wie er auch weder bei ihm noch in den uns sonst aus dieser Zeit bekannten Schriften davon gelesen haben kann[14]. Aber geistesgeschichtliche Beziehungen sind nicht nur an den zufällig nachweisbaren persönlichen und literarischen Beziehungen abzulesen. Gerade der verschiedenartige Widerhall auf die gleichen politischen Anlässe, Fragen und Motive läßt uns das geistige Leben jener Zeit mit seinen Spannungen und Gegensätzen wie im Gespräch belauschen und die Standpunkte der Gesprächspartner, auch wenn sie nicht unmittelbar mit einander, sondern gleichsam aneinander vorbeireden, nur um so deutlicher unterscheiden und verstehen.

Trotzdem möchte man Alexanders Dreiheit *Sacerdotium-imperium-studium* und den Dreiklang von Gottesdienst-Staatsmacht-Wissenschaft bei Tolomeo vielleicht noch nicht als verschiedene Wendung und Verwendung eines gemeinsamen Motivs auffassen, wenn sich nicht als eine Art *tertium comparationis* noch eine weitere, diesmal eine französische Stimme ins Gespräch mischte und denselben Gedanken auf ihre Art aufnähme. Unter Philipp III. (1270—85) schrieb im französischen Königskloster St. Denis der Mönch und Archivar *Wilhelm von Nangis* die Geschichte Ludwigs IX. von Frankreich, des Heiligen. Er machte es sich

neueren Gesch. 62, 1916; dazu *F. Heintke* a. a. O. und *F. Bock* a. a. O., der die persönlichen und literarischen Beziehungen zwischen Tolomeo und Bernard Gui nachweist, aber Tolomeos Selbständigkeit verkennt. Erst Bernard Gui rechnet mit dem Aufhören des Imperiums oder mit einem lombardischen König als Reichsvikar in Italien und Vasall des Kaisers.

[14] Umgekehrt läge eine unmittelbare Bezugnahme Tolomeos auf Alexander vor, wenn der anonyme Traktat De origine ac translatione et statu Romani imperii, den *M. Krammer* als Anhang zur Determinatio compendiosa veröffentlichte, gleichfalls, wie er meint, von Tolomeo verfaßt und wenn mit den darin bekämpften Irrtümern über die *translatio imperii* Alexanders Memoriale gemeint wäre (wie ich es mit *M. Buchner*, Hist. Jahrb. 33, 1912, 98 f. für wahrscheinlich halte, während Krammer dabei nur an Dantes Monarchia denkt). Der Traktat stammt jedoch sicherlich nicht von Tolomeo, entstand auch nicht bald nach Alexanders Memoriale, wie Buchner S. 99 annahm, sondern in der Zeit Ludwigs d. Bayern, s. *H. Grundmann*, D. A. 8, S. 193 ff.

dabei freilich ebenso wie bei der Chronik, die er später am Jahrhundertende schrieb und für die vornehmen Besucher von St. Denis auch selbst ins Französische übersetzte, insofern bequem, als er zumeist nur zusammenstellte, was andere vor ihm geschrieben hatten. So beruht auch seine Darstellung der Frühzeit Ludwigs IX., wie er selbst sagt, auf der Vorarbeit seines darüber verstorbenen Klosterbruders Gilo von Reims, die uns nur in Wilhelms Überarbeitung bekannt ist[15]. Von diesem Gilo wird also noch zu Lebzeiten oder bald nach dem Tode Ludwigs IX. um 1270 zuerst aufgezeichnet sein, was Wilhelm von Nangis in seiner Königsbiographie und später fast gleichlautend auch in seiner Chronik zum Jahre 1230 über Vorgänge an der Pariser Universität berichtet[16]: Infolge eines heftigen Streites zwischen Studenten und Bürgern, bei dem einige studierende Kleriker umkamen, verließ der Pariser Universitätsklerus die Stadt und zerstreute sich in die umliegenden Länder. König Ludwig aber befahl ihnen zurückzukehren, nahm sie sehr gnädig wieder auf und verschaffte ihnen volle Genugtuung seitens der Bürgerschaft. Denn der König war sehr besorgt, daß Paris und Frankreich nicht das Studium der Wissenschaften und der Philosophie verlöre, durch das der Schatz des Wissens, wertvoller und wichtiger als alles andere, erworben wird. Könnte doch Gott sonst zu ihm sagen: „Weil du die Wissenschaft verworfen hast, verwerfe ich dich!"

In diesem Zusammenhang wird auch hier[17] wie nachher in Alexanders Memoriale und ebenso später in der Kirchengeschichte des Tolomeo von Lucca[18] von der Übertragung des Studiums von Rom nach Paris unter

---

[15] Über Wilhelm von Nangis und seine Quellen s. *A. Molinier*, Les sources de l'hist. de France I 3, 1903, S. 102 ff.; *H. Brosien*, Wilh. v. Nangis u. Primat, N. A. 4, 1879, S. 426 ff., dazu *F. Delaborde*, Bibl. de l'Ecole des Chartes 41, 1880, S. 61 ff. u. 44, 1883, S. 192 ff. Außer Gilo käme als Vorlage höchstens die bis 1248 reichende Vita Ludovici des Dominikaners Gottfried v. Beaulieu († 1274) in Frage, s. Brosien, S. 435 ff., Hist. Litt. de la France 19, 1838, 234 ff.

[16] Gesta Ludovici IX bei Bouquet, Recueil XX, 328 ff.; Chronicon ib. 546. Beide Texte sind fehlerhaft, aber z. T. durch Vergleich miteinander zu berichtigen.

[17] Gesta a. a. O.: *Studium litterarum et philosophiae, per quod thesaurus scientiae, qui cunctis aliis praeeminet et praevalet, acquiritur, ... primo venerat ab Athenis Romam, et a Roma cum militiae titulo in Galliam; ... pretiosissimus thesaurus sapientiae salutaris, quod olim de Graecia sequendo Dionysium Areopagitam Parisius ad partes Gallicanas devenerat.* In der Chronik werden beide Stellen zusammengezogen: *... et a Roma cum militiae titulo per Carolum Magnum in Franciam, sequendo Dionysium Areopagitam, qui ibidem primus apud Parisius, cum esset Graecus, fidem catholicam seminavit,* — eine Propaganda für St. Denis wie in vielen Äußerungen dieses Klosters.

[18] Hist. eccl. XV, 6 ed. Muratori, SS. rer. Ital. XI, 990: *Isto etiam eodem tempore dicta gesta tradunt* (kurz vorher: *ut referunt alia gesta Gallorum, quorum auctores ignoro, sed legi ...), quod memoratus imperator* (Karl d. Gr.) *transtulit studium de Roma Parisios per Alcuinum philosophum.*

Karl d. Gr. erzählt. Daß auch dieses Motiv den drei Schriftstellern gemeinsam ist, braucht vielleicht weniger zu überraschen, da es schon um die Jahrhundertmitte im Geschichtsspiegel des Vincenz von Beauvais, der dominikanischen Universalenzyklopädie, zu lesen war[19]. Immerhin ist es bemerkenswert, wie es jeder in seiner Weise aufgreift und verwertet: der französische Benediktiner zum Ruhme seines Königs, seines Landes und seines Klosters, der deutsche Kanoniker zu einer ehrenden und ausgleichenden Beteiligung auch der Franzosen am Dienst für die ganze Christenheit, der italienische Dominikaner im Zusammenhang mit der Anerkennung des päpstlichen Rom als reinster Quelle durch Karl d. Gr.

Noch merkwürdiger ist uns aber, was Wilhelm von Nangis oder sein Gewährsmann weiterhin anführt, um die Sorge seines Königs für die Rückkehr des Studiums nach Paris zu begründen: Ginge nämlich dieser so überaus kostbare Schatz heilbringender Weisheit dem französischen Königreich verloren, so würde die dreiblättrige Wappenlilie der Könige Frankreichs wunderlich verstümmelt[20]. Denn Gott und Christus wollten Frankreich vor andern Ländern sonderlich dreifach begnaden und erleuchten mit Glaube, Weisheit, Ritterschaft. Zum Zeichen dessen tragen Frankreichs Könige auf ihrem Wappen und Banner die dreiblättrige Lilienblüte, als wollten sie aller Welt sagen: Glaube, Weisheit und Rittertum stehen unserem Lande durch Gottes Vorsehung und Gnade reichlicher als anderen Ländern zu Gebote. Das äußere Blätterpaar der Lilienblüte bedeutet nämlich Weisheit und Ritterschaft, die den Glauben wie das dritte zwischen beiden inmitten erhöht stehende Blütenblatt schützen und schirmen. Denn Glaube wird durch Weisheit gelenkt und geführt, durch Ritterschaft beschützt. Solange diese drei in Frankreich friedlich, stark und geordnet miteinander verbunden sind, wird das Reich

---

[19] Spec. hist. XXIII, 173, auch XXX, 137; Vincenz beruft sich XXIX, 108 auf den Zisterzienser-Chronisten Helinand von Froidmont (im Bistum Beauvais), der um 1210 schrieb, daß *Alcuin sapientiae studium de Roma Parisius transtulit, quod illuc quondam a Graecis translatum fuerat a Romanis; fueruntque Parisius fundatores eius studii quatuor monachi Bedae discipuli, scil. Rabanus et Alcuinus, Claudius et Joannes Scotus.* Bei *Tissier,* Bibl. Cist. VII, 1669 (danach Migne P. L. 212, 833 ff.) sind diese Teile der Helinand-Chronik nicht gedruckt, die *E. Rathbone* nach der einzigen Handschrift (Brit. Mus. Cott. Claudius B IX) herausgeben will, s. Mediaeval and Renaissance Studies I, 1941/3, S. 36. Auch *Du Boulay,* Hist. Universit. Paris. I, 1665, S. 110 zitiert Vincenz als ältestes Zeugnis für die Gründung der Pariser Universität durch Karl d. Gr.; vgl. *H. Rashdall,* The universities of Europe in the middle ages, 2. ed. by Powicke and Emden I, 1936, S. 273.

[20] Man vgl. Dante, Purg. 7, 105 über den mißglückten „Kreuzzug" Philipps III. von Frankreich gegen Aragon 1285: *morì fuggendo e disfiorando il giglio.*

bestehen; werden sie aber von ihm getrennt und entfremdet, wird es vergehen und stürzen wie jedes Reich, das in sich gespalten ist[21].

Die Verwandtschaft dieser Drei-Einheit von *fides-sapientia-militia* mit Alexanders Trias *sacerdotium-studium-imperium* (oder *regnum)* wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß auch für Wilhelm von Nangis die Weisheit sich im *studium* verkörpert, das unter Karl d. Gr. aus Rom nach Frankreich kam, also in der Pariser Universität, daß andrerseits auch nach Alexanders Noticia (c. 14 S. 86) der dem *imperium-regnum* zugeordnete Stand die *militia* ist, und daß auch bei ihm beides zusammen den rechten Glauben, die *fides catholica* zu sichern hat. Es ist unverkennbar ein gleichlaufender Gedankengang, von der Wahl und dem Wechsel der Begriffe bis zur Zuspitzung auf das unerläßliche Zusammenwirken des religiösen, politischen und wissenschaftlichen Faktors — Kirche, Staat und Universität — für eine rechte Ordnung; und darin vor allem stimmt ja auch Tolomeo von Lucca damit überein. Nur behauptet e r dabei die Geltung dieses Erfordernisses für j e d e gute Monarchie; Wilhelm von Nangis denkt nur an sein von Gott mit dreifachem Vorzug begnadetes Frankreich; Alexander von Roes dagegen zielt auf die Einheit und gottgewollte Ordnung der ganzen Christenheit, das heißt für ihn: der ganzen Welt, in der die für alle unentbehrlichen, auf einander angewiesenen Leistungen und Aufgaben, Rechte und Pflichten nicht einem Volk allein

---

[21] Gesta Ludovici IX. nach *Bouquet,* Recueil XX, 320 mit den Abweichungen der Chronik ib. S. 546:

Si enim[a] *tam pretiosissimus thesaurus sapientiae salutaris, quod*[b] *olim de Graecia sequendo Dionysium Areopagitam Parisius ad partes Gallicanas devenerat, de*[c] *regno Franciae tolleretur, maneret utique liliatum signum regis*[d] *Franciae, quod*[e] *trini floris folio depictum est, in una parte sui mirabiliter deformatum. Nam ex quo Deus et dominus noster Jesus Christus voluit*[f] *tribus predictis gratiis, scilicet fide, sapientia et militia specialius quam cetera regna*[g] *regnum Franciae sua gratia*[h] *illustrare, consueverunt reges*[i] *in suis armis et vexillis florem lilii depictum cum tribus foliis*[k] *comportare, quasi dicerent toti mundo: fides, sapientia et militiae titulus*[l] *abundantius quam regnis ceteris sunt regno nostro Dei provisione*[m] *et gratia servientes. Duplex*[n] *enim par flos lilii sapientiam et militiam significat, quae duo sequentes de Graecia in Galliam Dionysium Areopagitam cum fide, quam ibidem Dei gratia seminavit, tertium florem lilii facientem custodiunt et defendunt. Nam fides gubernatur et regitur sapientia ac demum*[o] *militia defensatur. Quamdiu enim praedicta tria fuerint in regno Franciae pariter*[p] *et ordinate sibi invicem cohaerentia, stabit regnum. Si autem de eodem separata fuerint vel avulsa, omne illud*[q] *in se ipsum*[r] *desolabitur atque cadet.*

[a] enimvero; [b] quod . . . devenerat *fehlt in d. Chronik, s. o. Anm. 17;* [c] a regno; [d] regum; [e] quod . . . parte sui *fehlt;* [f] voluit . . . scilicet *fehlt;* [g] *folgt* voluit; [h] sua gratia *fehlt;* [i] *folgt* ipsi Franciae; [k] *statt* cum . . . foliis: trino folio; [l] *statt* titulus: probitas; [m] providentia; [n] Duo enim paria folia sap. et mil. significant, quae fidem trinum folium significantem et altius in medio duorum positam cust. et def.; [o] atque; [p] pacifice, fortiter et ordinatim; [q] *statt* illud: regnum; [r] *folgt* divisum.

vorbehalten, sondern auf die drei politisch, kirchlich und geistig führenden Hauptvölker ihrer Begabung gemäß verteilt sein sollen. Als hätte der Gedanke an die zusammengehörige Dreiheit von Glaube, Macht und Wissenschaft in der Luft gelegen, greift ihn jeder auf, um ihn in seine Denkform einzufügen und umzuprägen.

In der Wendung, die dem französischen Selbstgefühl und Nationalbewußtsein schmeicheln mußte, hat er in Frankreich auch später noch Anklang gefunden. Als der erste Valois Philipp VI. für das vermeintlich von Daniel (12,12) verheißene Heilsjahr 1335 zu einem großen Kreuzzug rüstete, den dann der drohende Ausbruch des „hundertjährigen Krieges" mit England vereitelte, da verfaßte einer seiner Sekretäre, Philipp von Vitry, zu seiner Zeit berühmt als Motettenkomponist und Dichter — Petrarca redet ihn sogar als *poeta nunc unicus Galliarum* an[22], — später Bischof von Meaux († 1361), ein langes Gedicht „Le Chapel des trois fleurs de lis"[23]: auch darin wird die dreifache Lilie verherrlicht als Sinnbild für *science, foy* und *chevalerie,* die zu Frankreichs Kraft und Ehre unüberwindlich vereint sind wie die Trinität. Der nationale Stolz auf diesen dreifachen Vorzug kommt hier noch gesteigert zum Ausdruck[24]. Es fehlt auch nicht der Hinweis auf den hl. Dionysius, der die Wissenschaft nach Frankreich brachte wie in seiner Begleitung der hl. Rusticus den Glauben und der hl. Eleutherius die Ritterschaft: die drei im Leben und Sterben unzertrennlichen „Märtyrer aus Athen", die zu „Aposteln und wahren Vätern Frankreichs" wurden[25]. Die nahe-

[22] Petrarca, Ep. fam. ed. Fracasetti II, 41, auch 141.

[23] ed. *A. Piaget,* Romania 27, 1898, 55 ff., der die Quelle dieser Symbolik nicht ermittelt hat. Nur wird sie hier nicht mehr wie bei Wilhelm von Nangis auf die drei Blütenblätter der Lilie bezogen, die das ältere Königswappen in unbestimmter Zahl enthielt, sondern auf die Dreizahl der Lilienblüten, die sich unter dem Einfluß der Trinitätssymbolik allmählich seit dem 13. Jh., endgültig erst unter Karl VI. durchsetzte, s. *Prinet,* Les variations du nombre des fleurs de lis dans les armes de France, Bulletin Monumental 75, 1911, 469 ff.; ähnlich im „Roman de la fleur de lis" des Zisterziensers Guillaume de Digulleville von 1338, ed. *A. Piaget,* Romania 62, 1936, 317 ff., wo aber die drei Lilienblüten als *Grace-Dieu, Sapience* und *Raison* dargestellt werden; vgl. das etwa gleichzeitige lateinische Lilien-Gedicht eines Mönches von Joyenval, ed. *Bossuat,* Bibl. de l'Ecole des Chartes 101, 1940, 80 ff., wo sich keine entsprechende Symbolik findet.

[24] Besonders Str. 158 f., S. 90: *ces III fleurs de France nous font une signifiance, que la souvraine trinité a singuliere affection a la francoise region par une especialité, pour ce que Dieu et sainte eglise mieulz serviz y sont, et justice mieulz faite qu'en autre païs. Et tant comme ce durera France en grant pouvoir regnera; ses anemis seront hais.*

[25] Str. 156 ff., S. 90: *les III tressains martirs d'Athenes, qui ces fleurs en France aporterent.*

liegende Verbindung mit den drei Ständen[26] ist hier nur angedeutet, nicht durchgeführt wie in der Noticia seculi Alexanders von Roes, dessen Schriften der Dichter offenbar nicht kannte. Er schöpft die Symbolik, die er in seinen Versen breit moralisierend ausdeutet, unmittelbar aus der Chronik Wilhelms von Nangis, die er nachweislich in einer noch vorhandenen Handschrift benutzte und selbst glossierte[27].

Über Wilhelm von Nangis läßt sich der Gedanke jedoch noch ein Stück weiter zurückverfolgen. In dem Pariser Universitätsstreit, der ihm zu jenen Betrachtungen den Anlaß gibt[28], hatte nicht nur der französische König eingegriffen, sondern auch der Papst. Am 26. November 1229 mahnte Gregor IX. den jungen Ludwig IX. und seine Mutter zur Beilegung und Vermittlung des Konflikts zwischen Universität und Bürgerschaft[29]. In diesem päpstlichen Schreiben wird einleitend sehr nachdrücklich der Wert des Pariser Studiums für Frankreich wie überhaupt die Bedeutung der Wissenschaft für Staat und Kirche betont. Schon hier erscheint das *studium litterarum* als Quell der Weisheit und Wissenschaft inmitten einer Dreiheit neben der Macht und kriegerischen Tüchtigkeit *(potentia, strenuitas militum)* einerseits und — etwas abweichend von den späteren Dreiheiten — der Fürstengüte und -huld andererseits *(benignitas, clemens principum bonitas)*. An Macht, Weisheit und Güte, schreibt der Papst, die den drei Personen der Trinität zugeordnet sind, sei Frankreich seit langem anderen Ländern überlegen durch die Tüchtigkeit seiner Ritterschaft *(in strenuitate militum potens)*, durch Wissen und Bildung seiner Geistlichkeit *(in clero litterarum scientia predito sapiens)* und durch die gnadenreiche Güte seiner Fürsten *(in clementi principum bonitate benignum)*. Ohne das Mittelstück Weisheit aber würden die beiden Außenglieder Macht und Güte verderben und sich zum Bösen verkehren. Denn Macht wird übermütig und anmaßend ohne den Zügel der Weisheit, Güte wird ohne ihre Stütze zu Schwäche und Torheit: beidem ist Weisheit vonnöten, um wohltätig und heilsam zu wirken. Diese allgemeine Betrachtung rückt noch näher an die Formulierungen bei Wilhelm von Nangis heran, wenn Gregor IX. dann

---

[26] Str. 83 f., S. 80: *Le pueble, pour mieulx eschiver les maulx, qu'il veoit arriver, si fist de soy treble partie: l'une si fu pour Dieu ourer; pour marchander et labourer firent la partie seconde; et après, pour ces II parties garder de griefs et villenies, furent chevaliers mies ou monde* (dazu V. 544: *le latin les nomme milites)*.

[27] Vat. Reg. lat. 544, s. *L. Delisle*, Bibl. de l'Ecole des Chartes 37, 1876, 505 ff., bes. 509 f.

[28] Dazu vgl. *H. Rashdall* a. a. O., S. 334 ff.

[29] *Denifle-Chatelain*, Chartularium universitatis Parisiensis I, 1889, S. 128 f., Nr. 71.

geradezu das Pariser *studium litterarum* als die Quelle der Weisheit bezeichnet, durch die ebenso wie das Königreich Frankreich auch der Garten der allgemeinen Kirche gespeist und befruchtet wird[30]. Da steht also Weisheit und Universitätswissenschaft nicht nur unentbehrlich, ja zentral neben Macht und Güte des dreifach bevorzugten französischen Königtums, sondern erscheint auch gleicherweise wichtig für das staatliche und kirchliche Gedeihen. Von da aus ist es zumal unter französischem Blickwinkel nicht weit bis zu den Äußerungen Wilhelms von Nangis, die sehr wohl geradewegs auf dieses Papstschreiben zurückgehen können.

Jedenfalls war durch die Worte Gregors IX. die allgemeine Bedeutung der Pariser Universität, des *Studium litterarum*, für Frankreich und für die politisch-kirchliche Ordnung überhaupt vielleicht zum erstenmal in dieser Deutlichkeit weithin hörbar betont worden. Das Ansehen und die Geltung der Gelehrsamkeit, für die zunächst die Pariser Hochschule das Monopol beanspruchen konnte, wuchs im Jahrhundert der Hochscholastik so rasch und weit über Frankreich hinaus, daß man sich auch anderwärts bald fragte, in welchem Verhältnis diese „Großmacht Wissenschaft" zu den anderen längst anerkannten Gewalten stehe, zu *sacerdotium* und *regnum*, Kirchenglaube und Staatsgewalt. Die Antworten, die wir darauf aus verschiedenen Ländern und Völkern zu hören bekamen, nehmen zwar nicht unmittelbar aufeinander Bezug; ihre Verfasser blieben einander vielleicht unbekannt. Aber im Schrifttum ist immer nur ein gelegentlicher, vereinzelter, fast zufälliger Niederschlag und Widerhall dessen zu hören, was die Zeitgenossen in Wort und Rede lebendig erörterten und gegeneinander ausspielten. Auch wenn zwischen solchen

[30] A. a. O.: *In tribus, que appropriatione nominis tribus in sancta Trinitate personis attributa noscuntur, potentia, sapientia et benignitate videlicet, regnum Francorum eiusdem sancte Trinitatis imitando vestigium patet pre regnis aliis a longis retro temporibus claruisse, in strenuitate militum potens, in clero litterarum scientia predito sapiens et in clementi principum bonitate benignum. Quorum medio si duo destituantur extrema, in vitia convertuntur. Quoniam potentia, nisi fuerit sapientia temperata, in presumptionem luxuriat se in arrogantiam extollendo; benignitas vero, si eadem suffulta non fuerit, in dissolutionem degenerat et efficitur fatuitati cognata. Igitur sapientia necessaria est utrique, sine qua neutra illarum nomen virtutis obtinet vel effectum. Sapientia vero nutritur studio litterarum, quo quasi fluvio de loco deliciarum egresso non solum regnum predictum irrigatur et fecundatur post spiritus sancti gratiam, verum etiam paradisus eccelesie generalis. Cuius alveus Parisiensis civitas ex eo, quod idem studium Parisius viguit, hactenus noscitur extitisse.* Deshalb Warnung vor einer Entfernung und Zerstreuung des Studiums, *ne forsan ... per hoc celum claudi scripture ... contingat et incomplutam terram universalis ecclesie remanere.* Mahnung zur Schlichtung des Universitätsstreits, *ne ... sapientiam et benignitatem, sine quibus vix potentie unitas potest persistere, videamini abjecisse.*

Zeugnissen kein literarischer oder persönlicher Zusammenhang nachweisbar ist, darf man sie doch zusammenstellen und gegeneinanderhalten als Äußerungen von verschiedenen Standpunkten zu einer gemeinsamen, die Zeit bewegenden Frage; erst dadurch wird der Sinn und Klang, die Eigenart und Tendenz jeder Stimme ganz hörbar. Es wird weniger auffällig, daß Alexander von Roes das *Studium* gleichwertig neben *Sacerdotium* und *Imperium (Regnum)* stellt, wenn man weiß, daß auch anderen Zeitgenossen das *studium litterarum*, die *sapientia scholastica* oder *scientia litterarum* als ein Drittes neben oder zwischen Gottesdienst und Staatsgewalt, *fides* und *militia* steht, gleich unentbehrlich für Staat und Kirche, daher mit ihnen auch gleichen Ranges und Gewichts. Das ist also kein willkürlicher Einfall Alexanders oder nur seinem „System" zuliebe ersonnen. Es lag offensichtlich im Zuge der Zeit, dem Studium diese Rolle ebenbürtig neben Regnum und Sacerdotium zuzuerkennen, wenn es auch nirgends so deutlich und ausdrücklich gesagt ist wie von Alexander. Eigentümlich ist ihm dagegen der Gedanke, diese drei „Gewalten" auf die drei Hauptvölker der Christenheit zu verteilen, ihnen überdies die drei Stände zuzuordnen im Einklang mit dem Charakter der drei Völker wie auch mit ihrer Abstammung und Geschichte. Was damit gesagt und gemeint ist, wird wiederum erst recht deutlich am Vergleich mit den anderen Stimmen, die entweder die Drei-Einigkeit von Gottesdienst, Schulweisheit und Herrschgewalt grundsätzlich und allgemein für jeden guten Staat fordern oder aber den Vorrang in allen dreien allein für Frankreich und seine Könige in Anspruch nehmen. Gegenüber jener theoretisch-verallgemeinernden Betrachtung des italienischen Dominikaners Tolomeo von Lucca und der nationalistisch-vereinzelnden Denkweise des Franzosen Wilhelm von Nangis denkt der Deutsche Alexander von Roes historisch-vergleichend und ausgleichend immer an das eigne Volk und die ihm benachbarten und stammverwandten Völker zugleich und darüber hinaus an das Ganze der Christenheit und ihre gottgewollte Ordnung. Das soll hier nicht zu seinem Lob gesagt sein, sondern zur Kennzeichnung seiner Eigenart, die allerdings zugleich als ein Zeugnis für das politische Denken der Deutschen jener Zeit gelten darf, in ausgesprochenem Gegensatz zur Denkweise der anderen Völker, insbesondere der Franzosen. Hat doch Alexander selbst als einer der ersten ganz deutlich den Sinn für diese nationalen Unterschiede im Denken und Verhalten der Völker bekundet. Gleichviel, ob er die anders gerichteten Äußerungen seiner Zeitgenossen über die Stellung des Studiums in der staatlich-kirchlichen Ordnung kannte — wie es seine Polemik gegen die Anmaßung der Franzosen, in jeder Beziehung vor allen Menschen bevorzugt

zu sein, fast vermuten läßt[31] — jedenfalls hat er seine Antwort auf die Zeitfragen so gegeben, daß auch die anderen Völker sich nicht ausgeschlossen und herabgesetzt fühlen sollten, sondern mit einbezogen in eine gemeinsame Ordnung und Aufgabe. Wenn er dabei den Franzosen das Studium als Weltamt zudenkt, so zeigt gerade dessen Wertung durch andere Zeitgenossen, daß sie damit keineswegs nur billig abgefunden werden sollten. Es war vielmehr die Anerkennung einer eigenständigen, ihrer Begabung gemäßen Leistung der Franzosen für alle, die man höher gar nicht werten konnte als durch die Gleichstellung mit Sacerdotium und Regnum, Papsttum und Kaisertum. In der Wendung, die der Dreiheits-Gedanke bei Wilhelm von Nangis und seinesgleichen nahm, wehrt sich freilich Frankreich gleichsam dagegen, nur als Volk des Studiums, der Kleriker und Literaten, der „Dichter und Denker" zu gelten. Wenn aber für Frankreich statt dessen zugleich der Vorzug im politischen und religiösen ebenso wie im wissenschaftlichen Bereich beansprucht wurde, war ein friedlich-geordnetes Zusammenwirken mit anderen Völkern und ihren Ansprüchen kaum denkbar. Auch Tolomeo von Lucca dachte dabei an kein Mit- und Füreinander, sondern nur an ein beziehungsloses Nebeneinander gleichartig geordneter, nicht einander zugeordneter Staaten. Darin erweist sich der Deutsche Alexander von Roes als ein Mann von weiterem Blick, offenerem Sinn und höherem Rang seines politischen Denkens: er sucht einen Weg und glaubt den göttlichen Plan zu kennen, wie sein Volk mit anderen Völkern gemeinsam, ohne Rivalität einander ergänzend zusammenwirken, die eigenen Kräfte voll entfalten und im Dienst für alle sich bewähren kann. Die größere Stoßkraft mochte auf der anderen Seite liegen; das haben die Deutschen in der Folgezeit bitter genug zu spüren bekommen. Um so mehr klammern sie sich in politischer und geistiger Defensive an den Gedanken einer Weltordnung, die für alle Völker Raum läßt und Aufgaben stellt nach

[31] Mem. c. 14, S. 32: ... *cum ... Gallici sint homines, qui omnibus consideratis merito sint cunctis hominibus preferendi.* Schon Johann von Salisbury rühmt um 1167 *Francia omnium mitissima et civilissima nationum,* Migne P. L. 199, 253. Besonders drastischen Ausdruck gibt diesem französischen Selbstbewußtsein um 1220 der Pariser Kanoniker Aegidius von Corbeil, Arzt Philipps II. August, in seiner Hierapigra IX, 518 ff., ed. *C. Vieillard,* Essai sur la société médicale et religieuse au XIIe siècle, 1909, S. 408 f.: *Francia que cunctis speciali lumine morum preradiat regnis ...cuius ad exemplum reliquus formabitur orbis etc.;* vgl. *P. Kirn,* Aus der Frühzeit des Nationalgefühls, 1943, S. 87 ff. Aus den Acta Aragonensia zitiert *H. Finke,* MIÖG 26, 1905, S. 207 die Charakteristik der Franzosen: *Totum mundum habent pro nihilo nisi nationem suam,* und S. 209 die Bemerkung über Philipp den Schönen: *Pus el es rey et papa et emperador* — er verkörpert geradezu, was Alexander befürchtete und bekämpfte, den französischen Monopolanspruch auch auf Papsttum und Kaisertum.

ihren Kräften, den Deutschen aber das Imperium zuweist. Keine politische Schrift ist im spätmittelalterlichen Deutschland so viel gelesen, abgeschrieben und benutzt, auch so früh gedruckt worden wie das Memoriale Alexanders von Roes[32]. Mit dem deutschen Anspruch auf das Imperium hat sie zugleich die Achtung vor der nicht weniger universalen Leistung anderer Völker wach gehalten und die Achtung vor dem Studium, der Wissenschaft, in der Paris und Frankreich voranging wie Deutschland im Imperium, Rom und Italien im Sacerdotium. Auch wenn solche Gedanken in der Folgezeit bald rückständig, naiv und weltfremd erscheinen mochten, wird man sie zum Verständnis der politischen und geistigen Wandlungen und Differenzierungen auf dem Wege vom Mittelalter zur Neuzeit und der darin aufkommenden Wissenschaftswertung beachten müssen, vielleicht sogar nicht nur als historische Antiquitäten[33].

[32] Über Verbreitung und Wirkung der Alexander-Schriften vgl. *H. Grundmann*, D. A. 8, 1950, S. 187 ff.

[33] Für einen seit 30 Jahren öfters auftauchenden, von fern an Alexander von Roes erinnernden Ausspruch, daß Europa gleichsam in vier Potenzen und „Hauptsitzen" konzentriert und repräsentiert sei: dem Vatikan in Rom, der Académie française in Paris, dem preußischen Generalstab in Berlin — und der Londoner Börse (oder der britischen Admiralität), kann ich leider die Quelle nicht mehr finden, glaube ihn aber bei einem Autor der Action française gelesen zu haben.

Moskau und der Westen

im Spiegel der schwedischen diplomatischen Berichte der Jahre 1651 — 1655

Von Georg von Rauch

Das vorpetrinische Rußland ist von den Slawophilen des 19. Jahrhunderts enthusiastisch verherrlicht worden. Besonders die Moskauer Periode der russischen Geschichte erschien ihnen als Inbegriff russischer Lebensart und als Spiegelbild des wahren russischen Wesens. Um den alten Moskauer Staat, die Moskowskaja Rusj, wurde ein Glorienschein gelegt, vor dem das Werk Peters des Großen verblassen mußte. So entstand das romantische Bild einer idealisierten Traumwelt, das vor der fortschreitenden Erkenntnis der Geschichtswissenschaft nicht standhielt.

Demgegenüber hob die klassische Tradition der russischen Geschichtsauffassung, im Zeitalter Katharinas II. entstanden und im 19. Jahrhundert durch Karamsin und Solowjew repräsentiert, das petrinische Rußland als Träger der Kultur und des Fortschritts empor, alle Schatten auf jene Zeit werfend, in der die Beziehungen Rußlands zum Westen abgerissen waren.

Über diesen Gegensatz hinaus wuchs das Bild der russischen Entwicklung, wie es uns von Kljutschewskij und Platonow gezeichnet worden ist. Der tiefe Graben der petrinischen Europäisierung wurde überbrückt durch die sich immer stärker verbreitende Erkenntnis, daß Peter d. Gr. in vieler Hinsicht an Tendenzen und Ansätze des 17. Jahrhunderts, vor allem der Regierungszeit seines Vaters, anknüpfen konnte. Stärker als zuvor drängte sich das Gefühl einer im Grunde doch kontinuierlichen Entwicklung auf, die auch von Peter d. Gr. nicht in dem Maße unterbrochen worden sei, wie man gedacht hatte. Es ist dann in jüngster Zeit einem Berdjajew vorbehalten gewesen, die russische Geschichte erneut mit stärkeren Zäsuren zu versehen, ja als eine Folge von Katastrophen hinzustellen, durch die sie in fünf große Blöcke aufgespaltet wird. Von ihnen ist, nach Berdjajew, der düsterste der der Moskauer Periode (1328—1689). Hier sei das alte russische Freiheitsgefühl zu knechtischem Sinn erstarrt, hier überwucherte ein autokratischer Staat

Kirche und Geistesleben. Keine Periode weise, für Rußland charakteristisch genug, so wenige Heilige auf, wie diese.

Es mag bei der Intensität dieser über hundert Jahre verteilten Diskussion über den inneren Gehalt des altmoskauer Rußland von Bedeutung sein, aus einer bisher kaum beachteten Quelle neues Material heranzuziehen, das auf eine kurze Spanne dieser Periode Licht zu werfen im Stande ist. Die bisherigen grundlegenden Forschungen von A. Brückner, W. Kljutschewskij und vor allem S. Platonow zur Geschichte des russischen 17. Jahrhunderts lassen sich dadurch in einigem ergänzen.

Es sind die diplomatischen Berichte des schwedischen Residenten in Moskau Johan de Rodes aus den Jahren 1651—1655*. Weit über das engere Gebiet der unmittelbaren russisch-schwedischen Beziehungen hinaus vermitteln sie, stärker vielleicht noch als die Berichte seiner Vorgänger und Nachfolger, einen nicht zu unterschätzenden Einblick in die inneren Verhältnisse des altmoskauer Staates.

Schweden war die erste europäische Macht, die eine ständige Gesandtschaft in Rußland errichtete[1]. Während des dreißigjährigen Krieges[2] wurde, noch vor dem Tode Gustav Adolfs, der Generalleutnant Anton Monier nach Moskau entsandt[3]. Zu den ersten schwedischen Gesandten in Moskau gehörte — ein seltener Fall in der Geschichte der Diplomatie jener Tage — eine Frau. Es war Katharina Stopia, die nach dem Tode ihres Mannes, des Residenten Johan Möller, 1632—1634 unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen die Geschäfte der schwedischen Vertretung in Moskau auch offiziell leitete. Auf Veranlassung der russischen Geistlichkeit hob Zar Alexej Michailowitsch jedoch bereits 1650

---

* Im Schwedischen Reichsarchiv in Stockholm: Muscovitica, Commissarien Johan de Rodes Bref till Kongl. Majestät 1650—1655.
Ich möchte nicht verfehlen, dem Schwedischen Reichsarchiv für das freundliche Entgegenkommen bei Benutzung der Archivbestände im Sommer 1950 bestens zu danken, insbesondere Herrn Reichsarchivar J. Andersson, Baron C. F. Palmstierna und Herrn Dr. A. Soom.

1 Zum Problem der Entstehung des ständigen Gesandtschaftswesens siehe *F. Ernst*, Über Gesandschaftswesen und Diplomatie a. d. Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Archiv f. Kulturgeschichte 1950, 1.
Vgl. *J. Krusche*, Die Entstehung und Entwicklung der ständigen diplomatischen Vertretung Brandenburg-Preußens am Zarenhofe. Jahrb. f. Kultur u. Geschichte der Slawen, 1932, Bd. 8.

2 Über die Beziehungen Rußlands zum 30jähr. Krieg orientiert die russische Abhandlung von *O. L. Wainstein*, Rußland u. d. 30jähr. Krieg, Moskau 1947. Vgl. auch *B. Porschnew*, Der Moskauer Staat und der Eintritt Schwedens in den 30jähr. Krieg (russ.), Istoritsch. shurnal Moskau 1945.

3 Vgl. hierzu das grundlegende Werk über die schwedische Außenpolitik: Den svenska utrikesförvaltningens historia, mit Beiträgen von *S. Tunberg, C. F. Palmstierna, A. Müller, A. Forsell, T. Gihl, N. Wollin*. Uppsala 1935.

die ständige Residentur Schwedens auf[4]. Wohl aber blieb eine Art konsularischer Handelsvertretung erhalten. An Stelle des nicht mehr bestätigten Holländers Jakob du Moulin, der 1649 als schwedischer Gesandter nach Moskau kommen sollte, wurde der Handelsfaktor Johan de Rodes 1651 aus Reval in die russische Hauptstadt versetzt.

Johan de Rodes, vermutlich einer Familie englischen oder schottischen Ursprungs entstammend, hat in den Jahren 1651—1655 als alleiniger diplomatischer Repräsentant Schwedens in Moskau gewirkt. Seine Aufgaben gingen faktisch weit über die Instruktion hinaus, die bloß alle vierzehn Tage die Entsendung eines Berichtes an die Handelsfaktoreien in Nowgorod, Nyen, Dorpat und Narwa oder an den schwedischen Generalgouverneur in Riga vorsah[5]. Rodes' unmittelbar an den Träger der Krone — die Königin Christine und anschließend Karl X. Gustav — gerichteten Relationen greifen weit über die handelspolitische Sphäre hinaus. Sie vermitteln in ihrer Mannigfaltigkeit des Details eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials und entwerfen ein farbenreiches Bild der Moskauer inneren Verhältnisse. Sie zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und von einer eingehenden Vertrautheit des Schreibers mit Sitte und Mentalität seiner Umgebung.

Es ist die erste Hälfte der Regierungszeit Alexej Michailowitschs, in die wir durch Rodes' Relationen Einblick erhalten, die Jahre vor Ausbruch des großen Krieges mit Polen und Schweden, vor dem Konflikt mit dem Patriarchen Nikon und den Auseinandersetzungen mit den Raskolniki, vor dem großen Aufstande Stenjka Rasins. Es ist die Frühzeit dieses zweiten Zaren aus dem Hause Romanow, in der er mit inneren Schwierigkeiten in der Hauptstadt und in den ehemals autonomen Stadtrepubliken im Westen, in Nowgorod und Pleskau, zu rechnen hat, ehe er seine Autorität nach Preisgabe einiger dem Volke mißliebiger Mitarbeiter sichern kann. In diese Zeitspanne fällt der Aufstieg Nikons zur einzigartigen Vertrauensstellung am Hofe des Zaren. Außenpolitisch reift nach sorgfältiger Vorbereitung das Problem der Übernahme des Schutzes über die ukrainischen Kosaken heran und führt zum Ausbruch des Konflikts mit Polen und zum Beginn des großen osteuropäischen Krieges, in den in der Folge auch Schweden, Brandenburg und Dänemark, am Rande auch der Kaiser und die Niederlande hineingezogen werden.

[4] In der Zwischenzeit hatten als ständige Gesandte fungiert: Peter Krusebjörn (schon 1631, dann 1634—48), Petter Anton Lofelt (1643), Carl Pommerening (1648—49). Daneben wurden außerordentliche Gesandschaften aus besonderen Anlässen nach Moskau entsandt, z. B. die große Ambassade von Erik Gyllenstierna i. J. 1648 u. a. Svenska utrikesförvaltn. historia S. 82 u. 141 ff.

[5] Ibid. S. 141.

In der Schilderung von Ansichten und Meinungen innerhalb der maßgebenden Schichten der altmoskowitischen Gesellschaft lassen uns die Berichte von Rodes das damalige Rußland so richtig in seiner Mittellage zwischen Europa und Asien, am Rande der christlichen Welt, erkennen. Von Jahr zu Jahr vergrößert sich das Gewicht westeuropäischer Einflüsse. Repräsentanten des Abendlandes sind die zahlreichen englischen und holländischen Kaufleute, die sich an den großen Möglichkeiten des Rußlandgeschäfts gütlich tun, — sehr zum Ärger der in ihrem Selbstbewußtsein erstarkenden Schicht einheimischer Kaufleute. Noch läuft der Rußlandhandel auf dem nördlichen Wege zum Weißen Meer nach Archangelsk, es machen sich aber bereits starke Tendenzen zur Verlagerung nach der Ostsee, nach den vorerst noch schwedischen Häfen, bemerkbar. Neben mehr fluktuierenden Elementen gibt es jedoch schon einen Stamm von westlichen Ausländern, darunter vielen Deutschen, in der Moskauer Vorstadt. Sie sind hier teilweise schon seit Generationen ansässig, durch mancherlei Bindungen mit ihrer neuen Umwelt verknüpft. Repräsentanten des Abendlandes sind schließlich auch die schon vor Peter d. Gr. keineswegs seltenen englischen, schottischen, französischen und deutschen Offiziere, die in den Kriegen Moskaus mit den Polen, Tataren und Türken einen nicht bedeutenden Faktor darstellen.

Schließlich ist auch eines nicht unwesentlichen Vermittlers abendländischer Kultur im Moskowitischen Reich des 17. Jahrh. zu gedenken: der ukrainischen Geistlichen und Gelehrten, die durch Vermittlung polnischer und böhmischer kirchlicher und weltlicher Bildung in einem gewissen indirekten Kontakt mit dem Abendlande stehend, nunmehr in Rußland zu Vorkämpfern des Bildungswesens werden.

Dieser westlichen Welt stehen einige wache Geister unter den Russen mit mehr oder weniger Aufgeschlossenheit oder Sympathie gegenüber. Die griechisch-orthodoxe Kirche und die Mehrheit der Bojaren sind durch eine ausgesprochene Xenophobie gekennzeichnet. Ein starker Druck wird auf die schismatischen und häretischen Ausländer von seiten der Repräsentanten der Kirche ausgeübt. Die ausländischen Offiziere in russischen Diensten werden mit allen Mitteln zum Übertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche bewogen. Durch die starke und ausgeprägte Persönlichkeit des Patriarchen Nikon erhält das Verhältnis von Staat und Kirche ein ganz neues Gepräge. Ist der Zar hier anfangs zu manchen Konzessionen bereit, so wird die Autorität der Krone, nachdem sie über den ehrgeizigen Kirchenfürsten triumphiert hat, nach innen und nach außen sowohl in der konsequenten Verfolgung von Prätendenten, als auch in der Wahrung der zarischen Titel im internationalen diplomatischen Verkehr peinlich gewahrt.

Ist der eine Kopf des Moskauer Adlers nach Westen gewandt, so der andere nach Asien. Hier liegen Gefahr und Aufgabe dicht beieinander. Die noch immer häufigen Überfälle von Tataren und — neuerdings — von Kalmücken zeigen, wie fließend die Grenzen im Südosten des Reiches noch sind. In Sibirien ist die große russische Ostkolonisation in vollem Vormarsch begriffen. Bereits ist der Stille Ozean erreicht, die Nordspitze Asiens umschifft und damit die spätere Beringstraße entdeckt. Weiter südlich greift Rußland bereits nach dem Amurgebiet, das endgültig allerdings erst 200 Jahre später erworben werden sollte.

Das große beherrschende Ereignis der 50er Jahre ist die Errichtung der zarischen Oberhoheit über die Ukraine und der daraus entspringende große Krieg mit Polen. Mochte der Vertrag von Perejaslawlj vom Jahre 1654 den Kosaken anfangs als der Abschluß einer Union zweier gleichberechtigter Partner erscheinen und als solcher auch von der ukrainischen nationalen Geschichtsschreibung gewertet werden: die Wirklichkeit wurde durch den neuen Titel des Zaren verdeutlicht, der sich von nun ab Großfürst von Groß-, Klein- und Weißrußland nannte. Die Moskauer Expansion begann um den inneren Kern des großrussischen Bereichs einen neuen größeren Wachstumsring zu legen, der auch die anderen ostslawischen Völker unter die Macht des Zarenreiches zwingen sollte. Der Krieg mit Polen wuchs sich zu dem großen osteuropäischen Kriege der Jahre 1654—1661 aus, der schließlich nach fast vierzigjähriger Friedenszeit auch Schweden und Rußland die Waffen kreuzen ließ.

Rodes ist bis zuletzt auf dem Posten geblieben. Er fiel Ende 1655 der großen Pestepidemie zum Opfer, die seit dem Vorjahre in Osteuropa grassierte. Seine Witwe[6] wurde sechs Jahre lang nach Ausbruch der Feindseligkeiten gefangen gehalten und ist erst beim Frieden von Kardis 1661 auf freien Fuß gesetzt worden[7].

Die politischen Ereignisse der 50er Jahre sind bereits mehrfach Gegenstand eingehender Darstellung gewesen[8]. Sie geben den eigentlichen

[6] Medea Koch, verh. Rodes, Tochter des Revaler Ratsherrn Christoffer Koch u. d. Elisabeth Vegesack, verh. Reval 21. 7. 1653. In erster Ehe war Rodes mit Barbara Wöstmann, Tochter des Revaler Bürgers Hermann W., verheiratet gewesen (29. 5. 1648; sie war 1651 gestorben). Medea Rodes heiratete 1677 in 2. Ehe den Burggrafen von Reval George Tunder (gest. Narwa 1689) und starb in Reval 1704. Rodes Nachkommen wurden als Rodes von Tunderfeld geadelt; eine Angehörige dieses Hauses wurde zur Stammutter der Herzöge von Württemberg-Urach. Vgl. *G. Adelheim,* Revaler Ahnentafeln, Reval 1935.

[7] Svenska utrikesförvaltn. historia S. 143 ff.

[8] *H. Fleischhacker,* Alexej Michailowitsch und Bogdan Chmelnizkij, Jahrb. f. Kultur u. Gesch. d. Slawen 1933, 11; dies.: Die staats- u. völkerrechtl. Grundlagen der Moskauer Außenpolitik, Jahrb. f. Gesch. Osteuropas, Beiheft 1, Breslau 1938; *W. A. Mjakotin,* Die Vereinigung der Ukraine mit dem

Hintergrund ab für das Bild des Moskauer Lebens jener Tage, das Rodes zeichnet. Wenngleich er auch dazu mancherlei zu berichten weiß, soll doch das außenpolitische Moment hier unberücksichtigt bleiben. Ebenso soll auch der ganze Fragenkomplex der westöstlichen Handelsbeziehungen, der eigentlichen Domäne des schwedischen Residenten, sowie der Entfaltung des russischen Wirtschaftslebens mit Hilfe ausländischer Fachleute bei der Ausschöpfung der Berichte ausgeschaltet werden[9]. Auf diese Weise kann die Aufmerksamkeit stärker auf das Problem des russischen Selbstbewußtseins gegenüber dem Westen, sowohl auf kirchlichem als auch auf staatlichem Sektor, gelenkt werden, um damit einen Beitrag zur Kultur- und politischen Ideengeschichte Moskaus zu liefern.

1. Die russische Kirche und die ausländischen Fachkräfte

Gleich zu Beginn seines Moskauer Aufenthaltes wird Rodes auf ein überaus charakteristisches Phänomen des damaligen Rußland gestoßen: ein tiefeingewurzeltes Mißtrauen gegenüber Ausländern aus dem Westen und eine hybride Intoleranz im Verhältnis zu Andersgläubigen.

Am 23. März 1652 berichtet er über den Beschluß einer geistlichen Versammlung in Moskau, daß hinfort keine Russen bei „ungetauften Heiden, worunter sie alle Ausländer verstehen“[10], dienen sollten. Wenn

---

Moskauer Staat. Ztschr. f. osteurop. Geschichte 1933, 7; an älteren russ. Werken: *N. Kostomarow, Bogdan Chmelnickij,* Pet. 1884; *S. F. Platonow,* Zar Alexej Michailowitsch. Istor. Westnik 1886, 24; *W. J. Pitscheta,* Die auswärtige Politik Rußlands unter Alexej M., Moskau 1912; *A. Saoserskij,* Zar Alexej M., Petrograd 1916; *S. J. Tschorshewskij,* Bogdan Chmelnickij, Petrograd 1923.

Zur Geschichte des schwedisch-russischen Krieges sei genannt: *A. B. Carlsson,* Sverige och den österurop. krisen 1656, Hist. tidskrift Stockholm 1912; *M. Carlon,* Ryska kriget 1656/58, Stockholm 1903; *F. F. Carlsson,* Sveriges historia under konungarne af pfalziska huset, Bd. 1—2, Stockholm 1855—85; *A. v. Hedenström,* Die Beziehungen zwischen Rußland u. Brandenburg während d. I. Nordischen Krieges 1655—60, Leipzig 1896.

[9] Hierüber wird zu gegebener Gelegenheit an anderer Stelle berichtet werden. Es sei hier nur am Rande erwähnt, daß *T. J. Arne* in einer populären Sammlung von Aufsätzen zur Geschichte der schwedisch-russischen Beziehungen (Det stora Svitjod, Stockholm 1917) kurz auf Rodes' Tätigkeit als Handelsresident in Moskau eingeht, allerdings nicht seine Berichte an die Königin, sondern nur seine schon 1816 veröffentlichte „Relation über den russischen Handel“ heranzieht. Aus nicht ganz ersichtlichen Gründen benennt Arne seine Darstellung — im Hinblick auf den Nachfolger von Rodes Kilburger — „En svensk handelsspion i Ryßland på 1600-talet“, obwohl die Tätigkeit beider weder den damaligen noch späteren Gepflogenheiten eines Handelsattachés widerspricht und den Russen in ihrem offiziellen Charakter bekannt war.

[10] Die Orthographie der Berichte von Rodes wurde modernisiert, sofern es sich nicht um besondere Formulierungen handelt. Die chiffrierten Stellen wurden unter Benutzung von Marginalien des Empfängers entschlüsselt.

jemand bei einem Ausländer angetroffen werde, drohten ihm Stockhiebe, im Wiederholungsfall die Knute, Abschneiden der Ohren, schließlich Verbannung nach Sibirien. Die ausländischen Brotgeber hätten in solch einem Fall mit ähnlichen Strafen zu rechnen. Bei den ausländischen Kaufleuten und Offizieren wurden alsbald Haussuchungen durchgeführt. Es half auch nichts, daß einige Deutsche in einer gemeinsamen Supplik versprachen, die russischen Fasten aus Rücksicht auf ihre russischen Bedienten einzuhalten. Dem wurde entgegengehalten: es nütze nichts, wenn die Bedienung Fastenspeise erhielte, sie würde schon allein vom Geruch der verbotenen Speisen unrein. Halbe Maßnahmen genügten offensichtlich nicht. Den Ausländern wurde der Rat gegeben, sich „umtaufen" zu lassen, d. h. also die griechisch-orthodoxe Konfession anzunehmen.

Damit mündet die Frage der russischen Bedienten bei Ausländern ein in das Problem des Religionszwanges. Mit verschiedenen Mitteln wurde ein Druck ausgeübt, vor allem durch Drohungen, den Grundbesitz zu enteignen. Der Fall des schottischen Generals Alexander Leslie war hierfür beispielhaft. Leslie, angeblich ein Nachkomme des schottischen Königs David Bruce, hatte anfangs in polnischen Diensten gestanden und war 1618 in russische Gefangenschaft geraten. Bald darauf holte er seine Familie und eine Reihe von Fachkräften, insgesamt 62 Personen, nach Rußland nach. 1631 hatte der Zar ihn, der mittlerweile zum Oberst befördert worden war, zur Anwerbung von Offizieren und Soldaten und zum Ankauf von Kriegsmaterial nach Schweden entsandt[11]. Anschließend sollte er sich nach Dänemark, England und Holland begeben und neben 5000 Mann Militär auch zivile Fachkräfte — Schmiede, Drechsler, Radmacher etc. — (bloß keine „papistischen", wie es hieß) anwerben[12]. Obwohl Leslie mit einer ansehnlichen Schar von Söldnern zurückkehrte, endete der Polenkrieg, für den diese Ausländer angeworben worden waren, mit einem Mißerfolg: der Kapitulation von Smolensk im Jahre 1634. Leslie trat eine Zeitlang in den Hintergrund.

Nun wurde der inzwischen ergraute, aber immer noch rüstige Oberst plötzlich beschuldigt, die „russische Religion" profaniert zu haben. Seine Frau hätte „ein russisches Bild oder Gott" in den Ofen geworfen und

---

[11] Gustav Adolf war an diesen Werbungen lebhaft interessiert, da der russische Angriff auf Polen eine gewisse Bedeutung im Rücken des 30j. Krieges gewinnen konnte! Vgl. die in Anm. 2 zitierte Literatur.

[12] *A. Brückner*, Die Europäisierung Rußlands. Land und Volk, Gotha 1888, S. 277. Vgl. ders. Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrh. Gotha 1896, S. 410, 551; *S. F. Platonow*, Moskau und der Westen (russ.), Berlin 1926, S. 67. *W. Kljutschewskij*, Geschichte Rußlands, Berlin 1925, Bd. III, S. 289 ff.
Einen ähnlichen Auftrag erhielt der Holsteiner Heinrich von Dammen. Siehe *S. F. Solowjew*, Geschichte Rußlands (russ.), Moskau 1885, Bd. 9, S. 387.

verbrannt, sie hätte das russische Gesinde ihres Landgutes gezwungen, in der Fastenzeit Hundefleisch zu essen und dgl. mehr. Ein bei Leslie zu Besuch weilender Leutnant vom Regiment des Oberst von Bockhoiven hätte mutwillig Schüsse gegen das russische Kreuz auf der Dorfkirche abgefeuert[13].

Der eigentliche Grund für dieses Kesseltreiben gegen Leslie lag, meint Rodes, darin, daß ein Bojar sein Auge auf dessen Güter geworfen hatte. Bei den umfassenden Vernehmungen wurden sowohl die Bauern aus dem Dorf als auch der Leutnant gefoltert; man mußte für Leslie ähnliches befürchten. Rodes vermutet, daß von den grundbesitzenden Ausländern sich zweifellos viele würden „umtaufen" lassen: sie sagten bereits: „Wir können nicht aus dem Land und seind Sklaven; wann wir darzu gezwungen werden (zum Glaubenswechsel), so müssen wir solches aus Not tun." Schon konvertierte Franzosen machten den Vorschlag, daß bei der „Umtaufe" nicht mehr verlangt werden sollte, die bisherige Religion „zu verfluchen und zu vermaledeien", wie zuvor üblich, denn das „gebe Manchem, der Lust darzu hätte, einen Abscheu"[14].

Am 14. April 1652 wurde Leslie vor den Bojar Ilja Danilowitsch Miloslawskij, den damals allmächtigen Schwiegervater des Zaren[15], zitiert. Dieser eröffnete dem Oberst, seine Frau wäre wert, daß sie wegen ihres Verbrechens gegen die Ikone lebendig verbrannt würde. Weil er solches zugelassen und sie nicht daran gehindert, auch nicht gestraft hätte (was russischem Brauch entsprochen hätte), so müsse auch er mit einer höheren Strafe rechnen, ebenso auch „seine Domestiquen", die auf das Kreuz auf der Kirche geschossen hätten. Wegen seiner früheren Verdienste wolle ihm jedoch der Zar die Frau wiedergeben und alle seine Leute freilassen. Das Landgut würde ihm allerdings abgenommen, da der Zar es zu seinem Hofbesitz schlagen wolle. Dafür könne er „Korm" (Verpflegung) und Gehalt erhalten. Leslie wollte Einwände machen: er hätte ein derartiges Urteil nicht verdient, die Beschuldigungen wären nicht erwiesen. Es half nichts. „So mußte er doch damit zufrieden sein und Ihrer Zar. Maytt. für ein gnädiges Urteil danken[16]."

---

13 Wilhelm Tamson (Tomson?) aus Narwa: Bericht von Rodes vom 23. 3. 1652.

14 Ibid.

15 Rodes nennt ihn stets nur den Bojaren Ilja Danilowitsch, ohne seine Bindungen zum Zarenhause zu erwähnen oder auch seinen Familiennamen zu nennen.

16 Bericht vom 28. 4. 1652. Bei *A. Olearius*, Ausführliche Beschreibung der kundbaren Reyss nach Muscow und Persien, so durch Gelegenheit einer Holsteinischen Gesandschaft ... geschehen, Schleswig 1656, S. 286 ff., der die Episode von Oberst Leslie ebenfalls recht ausführlich wiedergibt, fehlt jedoch manche der von Rodes angeführten Einzelheiten. (Die erste Auflage erschien schon 1646.)

Ein besonders krasser Fall von Obskurantismus fiel in dieselbe Zeit. Moskau wurde im Juli 1652 von einem der vielen, saisonbedingten Brände heimgesucht, der diesmal zwei Drittel der Stadt in Mitleidenschaft zog. Man munkelte von Brandstiftung, und eine Kette von Verhaftungen und notpeinlichen Verhören verursachte viel Erregung in der Bevölkerung. Wie so oft machte sich diese Luft gegenüber den Ausländern, die dem Volke meist, oft durch entsprechende Äußerungen aus kirchlichen Kreisen veranlaßt, als die Urheber jeglichen Unheils galten. Der schwedische Hof war nur durch Zufall vom Brande verschont geblieben. Vielleicht genügte diese Tatsache schon allein, um das Volk zu erbittern. Jedenfalls zogen erregte Pöbelhaufen vor das Haus und Rodes mußte die zarischen Amtsstellen um Schutz angehen.

In dieser Atmosphäre ereignete sich der Fall Deters. Der aus Narwa gebürtige Johannes Deters diente dem Zaren als „Conterfeyer". Als sein Haus dem großen Brande zum Opfer fiel und er im Begriff war, seine Sachen zu sichern, fanden die Strelitzen bei ihm einen Totenkopf. Sie schlossen daraus, daß er „ein Zauberer sein müsse", ergriffen ihn und schleppten ihn vor den Zaren, der sich gerade mit Gefolge bei den Löscharbeiten eingestellt hatte. Einige der Bojaren in der Umgebung des Zaren traten für Deters ein, Alexej selbst erkannte ihn und befahl, ihn auf freien Fuß zu setzen. Ein paar Tage darauf wurde er jedoch in den Kreml zitiert und gefragt, ob der Totenkopf von einem Russen stamme? Er hätte ihn, antwortete Deters, vor vier Jahren mit ins Land gebracht; daraufhin wurde er erneut freigelassen. Nachdem der Brand schon gelöscht, besann man sich aufs neue des deutschen Malers. Zum zweiten Male in den Kreml zitiert, mußte er sich nun einer eingehenden Vernehmung durch Grigorij Gawrilowitsch Puschkin unterziehen. „Ob man nicht mit einem Totenkopf auch zaubern oder sonst viel Böses begehen könnte, lautete die Frage. Und ob er sich auch auf die Kunst, Kalender zu machen, verstehe, und zum Dritten, ob er auch wirklich nicht gewußt hätte, woher und warum dieser Brand entstanden und zum Vierten, ob man dieses Jahr auch gutes Getreide oder etwa eine Mißernte zu erwarten hätte?"

Deters versicherte, von allen diesen Dingen nichts zu wissen. Er berief sich auf alle Ausländer, die für ihn zeugen könnten, daß er „ein solcher Mann nicht wäre!" Aber wenn man schon im Kreml gedacht hatte, den Schädelbesitzer als Zauberer und Wahrsager verwenden zu können, so schien er nun durch sein Leugnen beinahe noch suspekter als zuvor. Man sperrte ihn sicherheitshalber zunächst ein. Seine Landsleute ließen ihn jedoch nicht im Stich. Sie wurden bei Puschkin vorstellig, und als das nichts half, bei Nikita Iwanowitsch Romanow, einem Onkel des Zaren,

dessen Ausländerfreundlichkeit bekannt war[17]. Daraufhin wurde Deters nach drei Tagen freigelassen[18].

Als treibende Kraft dieses religiösen Drucks auf die Ausländer bezeichnet Rodes des Großfürsten „Beichtvater", der von den Ausländern „sehr gehaßt" werde: seiner Ansicht nach niemand anderes als Nikon[18a]. Nikon habe, schreibt Rodes, die Absicht, „ein anderes Habit, als hier gebräuchlich, zu tragen" und man vermutete, daß er „auf ein Cardinalat, aber mit einem anderen Namen, speculieren soll", womit der Patriarch jedoch nicht einverstanden sei[19].

Nikon[20] hatte schon bald nach seinem Eintreffen in Moskau im Jahre 1646 einen tiefen Eindruck auf den noch jungen Zaren gemacht. Seine zeitweilige Abwesenheit als Metropolit von Nowgorod (ab 1648) ließ seinen Einfluß etwas zurücktreten; er gewann ihn aber 1651 bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Moskau in vollem Maße zurück, wie die Briefe Alexejs aus dieser Zeit bezeugen[21]. Rodes beobachtet aufmerksam die steigende Machtstellung des Kirchenfürsten. Er habe, schreibt er im März 1652, versichert, wenn der Zar ihn nur schalten und walten lassen wollte, würde er es bis zum 1. September (dem Neujahrstage) dahin bringen, daß alle Ausländer „umgetauft" würden! Rodes berichtet ausführlich über die Zeremonien zur Überführung der Gebeine mehrerer kirchlicher Würdenträger und ihrer feierlichen Bestattung in Moskauer Kirchen auf besondere Veranlassung Nikons. Im April 1652 wurde der Sarg des Patriarchen Hermogen in feierlicher Prozession vom Zaren und Patriarchen eingeholt und zur Uspenskij-Kathedrale geleitet, um hier neu beigesetzt zu werden[22]. Im Juli d. J. berichtet Rodes über die Über-

---

17 Über ihn weiter unten!

18 Bericht vom 6. 7. 1652. Olearius erwähnt den Fall Deters(en) nur kurz im Anschluß an einen anderen ähnlichen anekdotenhaften Bericht über den holländischen Arzt Quirinus Bremburg, der wegen eines Skeletts in seinem Besitz lebendig verbrannt werden sollte und nur dank dem Eintreten eines angesehenen deutschen Kaufmannes, der bei Hofe Einfluß hatte, gerettet wurde (Ausgabe 1656 S. 185 ff.). Vgl. *Brückner*, Europäisierung, S. 283/284.

18a In Wirklichkeit war Stephan Bonifatiew bis zu seinem Tode i. J. 1656 Beichtvater des Zaren. Vgl. A. M. Ammann, Ostslavische Kirchengeschichte, Wien 1950, S. 277.

19 Bericht vom 23. 3. 1652.

20 Aus der zahlreichen Nikonliteratur sei hier genannt: *N. Kapterew*, Patriarch Nikon und Zar Alexej Michailowitsch (russ.), Bd. 1—2, 1909/12; *N. W. Zyzykin*, Patriarch Nikon, Bd. 1. Warschau 1931; *R. Stupperich*, Zur neueren Nikonforschung, Zeitschr. für osteurop. Geschichte 1935, Bd. 9; *H. Fleischhacker*, Der politische Antrieb der Moskauer Kirchenreform. Jahrb. f. Geschichte Osteuropas 1937, Bd. 2.

21 *Solowjew* Bd. 10, Moskau 1869, S. 181 ff.

22 Bericht vom 28. 4. 1652. Rodes spricht irrtümlicherweise von dem „von Iwan d. Schrecklichen verbannten Patriarchen", ihn mit dem Metropoliten Philipp verwechselnd!

führung der Gebeine des heiligen Philipp, des auf Befehl Iwans des Schrecklichen ermordeten Metropoliten, aus dem Solowki-Kloster im Weißen Meer nach Moskau. Nikon hatte sich persönlich dorthin begeben, um die Überführung zu leiten. Nun strömten Blinde, Krüppel und Lahme zusammen und unter dem Volk war „große Freude" über die Wunderheilungen, von denen täglich zu hören war[23].

Mittlerweile hatte der Patriarch Joseph im April d. J. das Zeitliche gesegnet. Er werde, meint Rodes, vom Volke wegen seiner Frömmigkeit „sehr beklagt"; nun befürchte man „einen schlimmeren an seiner Stelle". Von der Wahl Nikons zu seinem Nachfolger, die Ende Juli 1652 erfolgte, weiß er allerdings erst im Oktober d. J. zu berichten. Nikon habe sich, heißt es jetzt, vom Zaren besondere Vorrechte „gleich Philaret[24]" ausbedungen.

Die Ausländer sollten sehr bald die Einstellung des neuen Patriarchen verspüren. Einige von ihnen wollten, sagt Rodes, sich „um seine Gunst bewerben und standen in russischer Kleidung da, als er das Volk segnete". Sie vergaßen aber sich hierbei zu bekreuzigen, sich zu bücken und „das Haupt zu schlagen", — so wurde der neue Patriarch auf sie erst recht aufmerksam. Als ihm gemeldet wurde, daß es sich um Ausländer handelte, „verfluchte er sie, daß er seinen Segen vergeblich auf sie gewandt" und „es ward von Stund an geboten, daß die Unchristen, wie er alle Ausländer nennet, sie seien wer sie wollen, hinführo sich nicht unterstehen sollten, in reussischen Kleidern mehr zu gehen, bei Straf, daß alle, so da widerstreben und sich in den Gassen in sothanen Kleidern finden lassen, sollen von den Strelitzen nackend ausgezogen werden und also in den Turm geworfen werden[25]". Das kam, meint Rodes, „den Altdeutschen"[26],

---

[23] Bericht vom 18. 7. 1652. Auf die politischen Hintergründe dieser Rehabilitierung eines geistlichen Würdenträgers durch öffentliche Buße und Abbitte des Zaren für die Sünden seines Vorgängers auf Veranlassung Nikons geht Rodes allerdings nicht ein. Vgl. *Solowjew* 1. c. S. 181/183. Eine leise Skepsis gegenüber diesen Machinationen spricht aber aus dem Bericht von Rodes, wenn er von den „Fabeln" schreibt, die von dem Hlg. Philipp erzählt würden.

[24] Der Vater Michail Fedorowitschs Romanow, der als Patriarch eine einzigartige Stellung als Mitregent seines Sohnes eingenommen hatte. Über diese eigenartige Dyarchie siehe Näheres bei *H. Fleischhacker*, Die staats- und völkerrechtlichen Grundlagen der Moskauer Außenpolitik vom 14.—17. Jahrh. Jahrb. f. Geschichte Osteuropas, Beiheft 1, Breslau 1938.

[25] Bericht vom 20. 10. 1652. Vgl. *A. Brückner*, Ein Kleiderreformprojekt vor Peter d. Gr. In: Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jahrh. Leipzig 1887, S. 192, wo die Episode nach Olearius erzählt wird. Vgl. ferner *Brückner*, Gesch. Rußlands 1. c. S. 426 ff.; *Platonow*, Moskau u. d. Westen, S. 106, der den Zwischenfall ebenfalls zu Beginn der Amtszeit Nikons ansetzt, aber darauf hinweist, daß Nikon die auslandsfeindliche Einstellung bereits von seinem Vorgänger, dem Patriarchen Joseph, übernommen habe (S. 107).

Offizieren und Kaufleuten, die schon lange im Lande lebten und stets in russischer Kleidung gingen, sehr fremd vor.

Bald darauf gab der große Brand von 1652, von dem bereits die Rede war, den Anlaß zu einem weiteren Angriff auf die wirtschaftlichen Grundlagen der Ausländer in Verbindung mit erneutem Gewissenszwang. Es erfolgte der Befehl, daß sich alle Ausländer binnen 4 Wochen außerhalb der Stadtmauern anzusiedeln hätten. Nur wer zur russischen Kirche übertrat, durfte in der Stadt wohnen bleiben. Die Verbitterung war groß. Mit Mühe erreichte man einen Aufschub des Mandats um einen Monat. „Viele ausländische Offiziere und Kaufleute haben sich schon vor langer Zeit, schreibt Rodes, wegen der Feuersgefahr in der Stadt steinerne Palatien gebaut", und diese vielfach auch schon weiter vererbt. Da es schwierig war, die z. T. recht wertvollen Objekte in so kurzer Zeit zu realisieren, „hofften die Russen diese Häuser für den halben Preis zu bekommen".

Außerhalb der Stadt wurde nun jenseits des Pokrowtores am Flüßchen Jausa[27] ein Gelände für die neue Siedlung abgesteckt, der Eingang von Strelitzen bewacht. „Darin soll, schreibt Rodes, ein Prikas (Behörde) und ein Zollhaus errichtet werden", um eine ständige Kontrolle über den Ein- und Ausgang zu haben[28]. Bei allen Fremden war ein Seufzen und Klagen, insbesondere bei den Witwen und Waisen, die jetzt zur Herbstzeit „ihre Hüttlein verlassen und sich im freien Feld aufhalten sollten"[29].

---

[26] Rodes versteht darunter nach dem damals auch sonst üblichen Sprachgebrauch die Schicht der schon seit längerer Zeit in Moskau ansässigen Ausländer, hauptsächlich Deutschen, die z. T. schon in Rußland geboren war.
Vgl. *E. F. Sommer,* Die Anfänge der Moskauer deutschen Sloboda. Deutsches Archiv f. Landes- u. Volksforschung, Jg. 5, 1941. Der Reisende Georg Adam Schleusing schreibt i. J. 1690, man teile die deutschen Offiziere in Moskau in Altdeutsche und Neudeutsche ein; erstere seien schon in der 3. Generation in Rußland, das deutsche Blut sei bei ihnen längst „ausgekocht", sie hätten russische Sitten angenommen, gingen russisch gekleidet und seien in militärischen Dingen sehr unwissend. Unter den „Neudeutschen" dagegen gebe es sehr wackere Leute. *Brückner,* Europäisierung, S. 291 ff. Vgl. dazu *D. Zwetajew,* Die Verrussung der ausländischen Protestanten (russ.), Russkij Westnik 1886 und *Platonow* l. c. S. 133 ff. Die altmodische Kleidung der „Altdeutschen" wird von Meyerberg abgebildet; er sieht in ihnen Nachkommen von Iwan dem Schrecklichen verschleppter Livländer. *(F. Adelung,* A. Frh. v. Meyerberg und seine Reise nach Rußland. St. Petersburg 1827, S. 259 ff. Die Bilder in der russ. Ausgabe: Albom Meierberga, St. Petersburg 1903).

[27] Wo schon einmal zur Zeit Iwans d. Schreckl. die Ausländervorstadt gestanden hatte; sie war während der großen Wirren abgebrannt. Vgl. *Kljutschewskij* III, S. 295 ff. u. Brückner, Europ. S. 121 ff.

[28] Eine genaue Beschreibung der Sloboda bei *Brückner,* Europäisierung, S. 122 ff. nach dem erwähnten Bilderatlas von Meyerberg. Vgl. auch *Sommer,* l. c.

[29] Bericht Rodes v. 20. 10. 1652.

Auf diese Weise entstand die sogenannte neue deutsche Vorstadt, die Njemezkaja Sloboda, die bald darauf in einem ganz ungeahnten Ausmaße das gesamte Leben Rußlands beeinflussen sollte. Ihre kulturellen Wirkungen erwiesen sich entgegen den Erwartungen der auslandfeindlichen Kreise als ungleich stärker, als das einfache Zusammenleben von Ausländern und Moskowitern innerhalb der Stadt[30]. Für die Ausländer bot die neue Siedlung vorerst den Vorzug, daß sie in viel geringerem Maße Feuersbrünsten ausgesetzt war, als die Stadt selbst; die meisten Umgesiedelten fanden sich bald mit der Veränderung ab und sagten, ihnen sei durch das Ablegen der russischen Kleider und die Absonderung von den russischen Häusern und dem Umgang mit den Russen „so weh geschehen, als dem Krebs, den man hat zur Strafe im Wasser ersäufen wollen[31]." Mit Mühe gelang es den auswärtigen diplomatischen Vertretern für ihre Höfe innerhalb der Stadtgrenzen bis auf weiteres Aufschub zu erhalten. Rodes stellte sich auf den Standpunkt, daß er nur der Gewalt weichen werde[32].

In der Innenstadt wollte der Zar gleichzeitig die Bautätigkeit der Russen anregen und sie veranlassen, zum Steinbau überzugehen. In allen Hauptstraßen sollte „eine Mauer errichtet" werden und jeder, der den Wunsch hatte, einen Steinbau zu errichten, sollte aus der Staatskasse Vorschuß ausgezahlt bekommen, der innerhalb von zwei bis vier Jahren zinsfrei zu tilgen war. Von allen Beamten sollte jährlich zur Tilgung dieses Darlehens einen Betrag des jährlichen Soldes einbehalten werden[33].

Im Zuge dieser Maßnahmen wurde auch der evangelischen Gemeinde in Moskau anbefohlen, ihre beiden Kirchen, obwohl außerhalb der Stadtmauern befindlich[34], abzureißen. Alle Hinweise auf alte zarische Privilegien

---

30 Vgl. *Platonow*, S. 108.

31 Laut Olearius, Ausgabe 1663, S. 319. Vgl. *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 427 ff. und Europ. S. 122 ff. u. 278.

32 Bericht Rodes v. 20. 10. 1652.

33 Bericht v. 6. 7. 1652.

34 Die evangelischen Kirchen in Moskau sind oft ein Opfer des Fanatismus der russischen Geistlichkeit und der Massen geworden. Die erste Kirche entstand zur Zeit Iwans d. Schreckl. an der Jausa und wurde 1578 durch einen bewaffneten Überfall der Opritschniki, an dem der Zar persönlich teilnahm, zerstört. Zur Zeit Boris Godunows wurde eine neue Kirche in der deutschen Vorstadt errichtet; sie ist während der großen Wirren vernichtet worden (1610). 1622 wiedererrichtet, mußte sie 1632 auf Befehl des Patriarchen abgerissen werden, der sich über einen Streit der deutschen Frauen um die Sitze in der Kirche entrüstet hatte. Sehr bald durfte jedoch wieder ein neues Gotteshaus in der Nähe des Kreml erbaut werden; dazu gesellte sich auch ein holländisch-reformiertes. 1643 machte wieder eine neue Welle der Intoleranz alles zunichte: beide Kirchen mußten abgetragen werden, da sich

fruchteten nichts. Da sich die Gemeindeglieder nicht zur „Zerstörung" ihrer Kirchen verstehen wollten, wurden diese von Strelitzen „abgerissen und demoliert", einige Deutsche, die zuschauen wollten, „mit groben Worten zurückgewiesen". Hinfort durften keine Kirchen fremder Konfessionen mehr errichtet werden; die Geistlichen könnten, hieß es, in ihren Häusern predigen[35].

Die Folge dieser Gewaltmaßnahmen war, „daß Viele sich umtaufen ließen und die reussische Religion annahmen[36]." Damit wird das eigentliche Ziel dieser Repressalien gegen die Ausländer bloßgelegt. Es entsprach der streitbaren Intoleranz der russischen Orthodoxie[37]. Auch die einmal erhoffte Einschränkung, daß der Übertritt sich nur auf eine Salbung mit heiligem Öl beschränken und kein Verfluchen des alten Glaubens verlangt würde, trat nicht ein. Es blieb auch darin beim alten Zeremoniell[38].

Daß Mohammedaner mit Gewalt zum Christentum bekehrt wurden, war demgegenüber nicht weiter verwunderlich. Seit dem 14. Jahrh. war die russische Kirche auch im Osten im Vormarsch begriffen. In den tatarischen und finnischen Gebieten an der Wolga eröffnete sich ihr ein reiches Missionsgebiet. Einem vielfach freiwilligen Übertritt zum Christentum steht jedoch häufig staatlich-kirchlicher Druck gegenüber. Bezeichnend war der von Rodes angeführte Fall des Zarewitschs von Kassimow[39]. Er hatte bisher am Islam festgehalten und betont, er würde lieber seinen Kopf verlieren, als von seinen Anschauungen abweichen und

---

der Zar den entsprechenden Petitionen der russischen Kaufleute und Geistlichen nicht entziehen wollte. Dank dem Einfluß maßgebender ausländischer Geschäftsleute, wie Peter Marselis u. a., konnten daraufhin wenigstens in der Vorstadt wieder zwei evangelische Kirchen errichtet werden. Ihre Vernichtung stellt den Gegenstand von Rodes' Bericht v. J. 1652 dar. Vgl. *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 422, vor allem auf Grund von *D. Zwetajew,* Der Protestantismus und die Protestanten in Rußland vor der Zeit der Reformen (russ.), Moskau 1890. Vgl. *Platonow,* S. 107. Zweifellos hat das rigorose Vorgehen des schwedischen Protestantismus gegen die griechisch-orthodoxe Bevölkerung Ingermanlands, besonders in den 40er Jahren, diese neue Welle der Intoleranz ausgelöst.

35 Bericht v. 20. 10. 1652.

36 Ibid. Am 23. 3. 1652 berichtet Rodes, daß sich von den „Altdeutschen" über 120 ins Kloster begeben hätten, um sich dort „umtaufen zu lassen"; am 28. 4. 1652 sind es allerdings nur noch 14.

37 *Brückners* Zweifel an der Ausübung eines Druckes in religiösen Dingen (Europäisierung, S. 293) werden schon durch von ihm selbst angeführte Einzelheiten widerlegt; Rodes' Berichte liefern den Beweis dafür, daß tatsächlich von einem ausgesprochenen staatlich-kirchlichen Druck auf die Andersgläubigen gesprochen werden konnte.

38 Bericht v. 20. 10. 1652.

39 Einer der von der Goldenen Horde abgesplitterten tatarischen Teilstaaten an der Wolga. Iwan d. Schreckl. hatte einen Chan von Kassimow zum Oberhaupt der Semschtschina und „Zaren von Rußland" ernannt.

den russischen Glauben annehmen. Im März 1654 erfolgte sein gewaltsamer Abtransport in ein Kloster, wo er getauft werden sollte[40].

2. Konvertiten und Projektenmacher

Bei ihrer Proselytenmacherei bediente sich die Kirche vielfach ausländischer Renegaten, die hierbei, wie immer, den größeren Fanatismus an den Tag legten[41]. Eine der merkwürdigsten Gestalten jener Tage war der einem polnischen Kloster entlaufene französische Mönch Jean de Gron[42]. Rodes berichtet ab 20. Oktober 1651 laufend über seine Umtriebe. Gron war einer jener zweifelhaften Abenteurer und Projektemacher, wie sie sich besonders im 16. Jahrh. am Moskauer Hof bemerkbar gemacht hatten. Auch damals hatten große „Desseins" häufig zur Tarnung eigensüchtiger Pläne dienen müssen: man denke an all die zweifelhaften Gestalten wie Schlitte, Seng, Liebeneiner, vor allem aber Staden, Taube und Kruse u. a.[43] Immerhin läßt sich jenen Plänen des 16. Jahrh. ein gewisses Format nicht absprechen; sie werden meist von einer politischen Konzeption getragen, die in der Hauptsache um die Probleme der Wiedervereinigung der Kirchen und eines Kriegsbündnisses der gesamten christlichen Welt gegen die Türken kreiste.

Die Zeit Peters d. Gr. sollte derartigen Projekten und weiträumigen Konzeptionen erneut und in ungleich größerem Rahmen, als zur Zeit Iwans des Schrecklichen oder Boris Godunows, günstig werden. Die Mitte des 17. Jahrh. bringt vorerst nur den Typ des kleinen, eigensüchtigen Abenteurers hervor, der oft die Züge eines regelrechten Scharlatans annimmt. Zu ihnen gehörte auch de Gron.

Gron tauchte Ende 1651 in Moskau auf und gab vor, dem König von Polen als Geheimer Rat und Dr. theol., dem Herzog von Kurland als Ambassadeur nach Frankreich gedient zu haben. „Es ist, schreibt Rodes,

---

[40] Bericht v. 14. 3. 1654. Am 7. 1. 1681 berichtet der schwedische Resident Christoffer Kochen aus Nowgorod, daß hier über 100 Wagen mit Tataren aus der Gegend von Kasan angekommen seien; weil sie die russische Religion nicht annehmen wollten, seien ihnen ihre „Güter" enteignet und sie selbst „in Ungnaden" hierher verbannt worden. Weitere Hunderte von Fuhrwerken würden noch erwartet; „die Russen", schreibt Kochen, „sein bange, daß solche Leute wetterwendisch werden möchten und von ihnen abfallen". Schwedisches Reichsarchiv, Muscovitica, Commissarii i Moskwa Christoffer Kochs (von Kochen) reseberättelse samt bref till hofradet Bergenhielm 1679 bis 1683.

[41] „Die Umgetauften", sagt Olearius S. 289 (1656), „sind die Ärgsten!"

[42] Olearius (1656, S. 287) erwähnt ihn nur ganz kurz und nennt ihn Anton de Gron.

[43] Vgl. hierzu *K. Forstreuter*, Preußen und Rußland im Mittelalter, Königsberg/Berlin 1938 und *H. Übersberger*, Österreich und Rußland seit dem Ende d. 15. Jh. Bd. 1. Wien 1906.

ein ganz spitzfindiger Kopf und sieht einem Jesuiten nicht ungleich. Sobald er das erstemal examiniert worden, hat er angegeben, es habe ihn der Geist Gottes nun über 15 Monate getrieben, sich von seinem Ketzerglauben abzuheben und die uralte, aufrechte und undisputierliche griechische Religion, welche nun in keinem anderen Orte der ganzen Welt mehr als in Rußland zu finden, wieder anzunehmen. Er habe solches Verlangen gehabt, in dieses Land zu kommen, daß es mit Menschen Zungen nicht auszusprechen sei. Nun aber dankete er Gott, daß er so weit kommen. Er hätte nun kein sehnlicheres Verlangen, als nach einem Kloster gebracht zu werden und da eine rechte unverfälschte Christentaufe genießen zu können. Sobald er die empfangen hätte, verhoffe er, Ihre Zar. Maytt. klaren Auges zu schauen und deren Gnade zu erwarten."

Gron gab vor, schon seit längerer Zeit versucht zu haben, nach Rußland zu kommen. Er hätte aber Schiffbruch erlitten und dabei seine 12 Diener und all sein Hab und Gut, darunter auch 10 000 Dukaten, verloren. In Polen wäre er dann am Fieber erkrankt.

Die Russen waren mißtrauisch. Sie brachten ihn vorerst in ein Kloster, zögerten aber mit der „Taufe". Man wollte erst Erkundigungen einziehen. Um sich vor irgendwelchen Umtrieben zu sichern, sollte Gron auch nach dem Religionswechsel lebenslänglich in einem Kloster in Astrachan festgehalten werden. Rodes hielt ihn von Anfang an für einen „Praktikenmacher", der einige Verwirrung in Moskau anstiften würde, wenn er sich erst „wohl insinuieret und unter den Großen bekannt gemacht" hätte[44].

Zwei Monate später hatte Gron bereits sein „Projekt" dem Moskauer Auswärtigen Amt, dem Possolskij Prikas, unterbreitet. Der Unterkanzler (dumnyj djak) des Prikas, Almas Iwanow, schien ihn ernst zu nehmen und glaubte, man wolle ihm nur deshalb so viel Böses nachreden, weil er sich zur russischen Religion bekehrt hätte. Seine Vorschläge bestanden in Folgendem.

Weil das Land des Zaren waldreich sei, besonders an Eichen und Mastenholz, das auf der nördlichen Düna leicht nach Archangelsk gebracht werden könnte, sei es an der Zeit, in Rußland mit dem Schiffbau zu beginnen. Auch Hanf, Flachs, Teer könne man, statt es den Holländern zu verkaufen, im eigenen Lande verwerten. Aber auch Eisen sei hier zu gewinnen und daher könnte man in Rußland weit besser Schiffe bauen, als in Holland(!). „Dadurch könnten Ihre Zar. Maytt. auch wie andere Potentaten mit ihren Schiffen überall in der Welt herum, ja auch in den Indien und alles, was die Holländer u. a. Nationen an Kaufmannschaften hereinführen, selbst aus erster Hand bekommen."

[44] Bericht v. 20. 10. 1651.

Weil auch das Schiffbaumaterial im Lande selbst im Überfluß vorhanden sei, könnten, meinte er, auch Schiffe zum Verkauf hergestellt werden, so daß der Zar „einen mächtigen Profit" daraus haben würde.

Gron gab außerdem noch Anleitungen zur Pottasche- und Teerbrennerei. Durch intensive Exploitation der Wälder könnte, meinte er, mit der Zeit die Anbaufläche für Korn vergrößert und der Kornexport so gesteigert werden, daß „hernachmals wohl so viel als von Danzig ausgeschifft werden könnte[45]."

Es ist nicht ausgeschlossen, daß de Grons Vorschläge tatsächlich die weitere Entwicklung des russischen Schiffbaus gefördert haben[46]. Wenige Jahre danach holt sich der Zar beim Herzog von Kurland Rat in Schiffahrtsdingen und hat den Plan, russische Schiffe von kurländischen Häfen aus in die überseeischen Länder auslaufen zu lassen; der Herzog von Kurland ließ höflich durchblicken, daß er hierfür Archangelsk für geeigneter halte![47]

Jean de Gron ist im Laufe des Jahres 1652 zur Orthodoxie übergetreten. Von einer weiteren Bearbeitung seines Projekts ist unmittelbar nichts bekannt. Wohl aber wurde in Moskau anläßlich seiner „Taufe" beschlossen, bei einem Religionswechsel in Zukunft nicht mehr die Verfluchung des früheren Glaubens zu verlangen: „als eine zu grausame Belastung des Gewissens!"

Mit dem Amtsantritt Nikons als Patriarch wird de Gron zu einem der eifrigsten Propagandisten der russischen Kirche. Während von seiten der Behörden den nichtorthodoxen Ausländern durch das Verbot des

---

[45] Bericht v. 11. 12. 1651

[46] Die ersten Anregungen erhielt der Schiffbau in Rußland zur Zeit Iwans d. Schreckl., als die Engländer im Weißen Meere landeten. Damals wurden dort und im Kaspischen Meer die ersten russischen Schiffe von holländischen Zimmerleuten erbaut. (Vgl. *Storch,* Historisch-statistisches Gemälde des Russischen Reiches, Riga 1797, IV, S. 264, 455 ff. über die Anfänge der russ. Schiffahrt; s. auch *H. v. Staden,* Aufzeichnungen über den russischen Staat, herausg. v. *H. Epstein,* Hamburg 1930, S. 139 ff., 555.)
In den 30er Jahren d. 17. Jh. hatten, als die Holsteinische Gesandtschaft, an der auch Olearius teilnahm, nach Rußland kam, russische Zimmerleute in Nishnij-Nowgorod unter Aufsicht des holländischen Schiffers Michel Cordes ein Schiff für die Fahrt auf dem Kaspischen Meer fertiggestellt, einen Dreimaster, 120 Fuß lang (Olearius 1656, S. 337). In den 60er Jahren erbauten unter Leitung des holländischen Unternehmers Johann von Schweden aus Holland angeworbene Zimmerleute, unter ihnen der vielgereiste Segelmacher Johan Struys und der Schiffbauer Karsten Brant, einer der frühesten Mitarbeiter Peters d. Gr. auf dem Gebiet des Seewesens und des Schiffbaus, auf der Oka ein Schiff, das den Namen Orel (Adler) erhielt und von einem holländischen Kapitän kommandiert wurde. Der Orel wurde 1669 eine Beute der Aufständischen Stenjka Rasins *(Brückner,* Europ. S. 391 ff. *Solowjew,* Bd. 12, S. 275 ff.; *Kjutschewskij* III, S. 292).

[47] *Solowjew* Bd. 12. S. 231 ff.

Grundbesitzes in Moskau und die Niederreißung ihrer Kirchen das Leben schwer gemacht wurde, predigte de Gron „allen Kleinmütigen, daß die russische Religion die älteste und daß außerhalb dieser keine Christen seien[48].“ Den zum Übertritt Bereiten versprach er die Gnade des Zaren und guten Unterhalt und „zeiget ihnen dieses und jenes schöne steinerne Haus, wie auch dieses und jenes köstliche Landgut und spricht: dieses alles kannst Du von Ihrer Zar. Maytt. haben, wann Du mir folgen wirst und Dich umtaufen lässest!“ „Mit solchen seinen listigen Ränken, fährt Rodes fort, erhaschet er viel und bringt sich dadurch in großes Ansehen, wie ich vertrauter Weise berichtet werde[49].“

Der Erfolg dieser Agitation konnte nicht ausbleiben[50]. Leslie konvertierte sehr bald nach dem Prozeß gegen seine Frau, nachdem er sechs Wochen lang sich in einem Kloster mit der neuen Lehre vertraut gemacht hatte. Er nahm den Namen Awraam Iljitsch an[51]. Weitere Offiziere folgten seinem Beispiel[52]. Der Wegfall der Verdammungsformel erleichterte den Zögernden den Übertritt. Im September 1652 sprach Rodes die Erwartung aus, daß alle „die Altdeutschen, insonderheit diejenigen, die Landgüter haben, sich dazu begeben werden[53].“ Es lag offen auf der Hand, daß die Erlangung materieller Vorteile das wichtigste Anreizmittel dieser Konversionsbewegung darstellte.

Aus dem zarischen Dienst auszuscheiden, war grundsätzlich verboten und mancher, der vielleicht nur für einige Jahre sich in das Abenteuer des moskowitischen Dienstes stürzen wollte, sah keine andere Möglichkeit, sich dieser zu entziehen, als die Flucht. Bei Urlaubsreisen mußte die Familie als Pfand zurückbleiben[54]. Über den englischen Obristen Jons bringt Rodes die ergötzliche Geschichte, wie es ihm gelang, beim Verlassen der russischen Grenzen die russischen Beamten zu täuschen und glücklich zu entkommen[55].

---

48 Bericht v. 20. 10. 1652.

49 Bericht v. 6. 5. 1652.

50 Vgl. hierzu *D. Zwetajew*, Die Verrussung der ausl. Protestanten im Moskauer Staat (russ.), Russkij Westnik 1886, 8—10.

51 Leslie lebte noch 99jährig in Smolensk und ist hochbetagt gestorben. Seine beiden Söhne standen ebenfalls in russischen Diensten.

52 Der katholische Obrist Buttler durfte seine Frau und Kinder aus Holland abholen, nachdem er den Treueid abgelegt und versprochen hatte, nach der Rückkehr zum griech.-orth. Glauben überzutreten. Bericht v. 6. 5. 1652. Der schottische Obrist Jouce (oder Jonce bzw. Jons. Vgl. Anm. 55) lehnte allerdings den Übertritt ab und bat um seinen Abschied. Bericht Rodes v. 23. 3. 1652.

53 Bericht v. 16. 9. 1652.

54 Hierzu besonders *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 553 ff., wo von mehreren Versuchen die Rede ist, den russischen Dienst zu verlassen.

55 Bericht v. 13. 3. 1653. Man verlangte von Jons vor der Abreise eine Eidesabgabe, daß er sich wieder in Rußland einstellen werde, daß er alles, was er hier gesehen und vernommen, geheimhalten und bei keinem fremden

Neben dem Patriarchen war es vor allem Miloslawskij[56], der besonders eifrig die religiöse Agitation unter den Ausländern befürwortete. Als einst General Leslie zusammen mit de Gron und dem holländischen Obristen Cornelius van Bockhoiven[57] bei ihm zu Gast war, fragte er letzteren, ob er sich nicht auch „umtaufen" lassen wolle. Bockhoiven war 1649 zum Kommandeur einer besonderen Leibgarde ernannt worden, der nach den Unruhen der letzten Zeit der besondere Schutz des Zaren und seiner Familie oblag und die dem Oberbefehl Miloslawskijs unterstand[58]. Trotz dieser engen Verbindung zwischen beiden entgegnete der Holländer auf die verfängliche Frage trocken, er wäre schon einmal getauft. Da legte Miloslawskij seine Hand auf Leslie und sagte: Sieh, dies ist ein wackerer Mann und ein rechter Christ, und — zu Gron gewandt — kannst Du diesen Bockhoiven nicht auch persuadieren? „Ich habe mein Bestes getan, erwiderte Gron, doch will ich mich auch ferner bemühen." Bockhoiven „wurde müde, solche Reden anzuhören" und ging ohne Abschied fort. Gron jedoch ließ nicht locker. Er machte Bockhoiven einen Besuch und wurde von ihm „gut empfangen und traktiert". Weil es spät war, gab ihm der Obrist einen Knecht mit einer Laterne zur Begleitung auf den Weg. Gron bat, zu Hause angelangt, den Knecht zu sich herein, beschenkte ihn und überredete nun ihn, nachdem er beim Herrn abgeblitzt war, zum Glaubensübertritt! Bereits am nächsten Tag war der Knecht im Kloster[59].

Potentaten in Dienst treten würde. Schließlich durfte er „auf Kavaliersparole" abreisen und überschritt in Begleitung eines Pristaws die schwedische Grenze. Als er diese auf einen Pistolenschuß hinter sich hatte, fragte er den Pristaw, wo sie denn nun seien und ließ sich die Antwort, sie befänden sich auf schwedischem Boden, mehrfach bestätigen. Darauf verabschiedete er sich vom Pristaw in aller Form mit einem guten Trinkgeld. Kaum aber, daß dieser ihm den Rücken gekehrt hatte, drehte Jons um und holte ihn wieder ein. Auf wessen Boden sie sich jetzt befänden, fragte er den überraschten Russen. Auf zarischem Gebiet, war die Antwort. „Wohlan", sagte der schlaue Obrist, „so grüße mir den Bojaren Iwan Danilowitsch (Miloslawskij) und sage ihm, daß ich mich für alles Gute, so er mir erwiesen, bedanke. Ich habe nunmehr mein Parol gehalten und meinem Versprechen, wieder auf zarisches Gebiet zurückzukommen, Genüge getan. Hernach aber komme ich in Reußlandt nimmermehr." Damit schied er von dem Pristaw.

56 Siehe Anm. 15.

57 Auch Bukhofen. Vgl. *N. Ustrjalow*, Geschichte der Regierung Peters d. Gr. (russ.), Petersburg 1858. Bd. 1. S. 183.

58 Die Truppe sollte anfangs aus ausländischen Söldnern gebildet werden, wurde aber schließlich aus russischen Edelleuten aufgestellt. Nachdem es zu Disziplinlosigkeiten gegenüber den ausländischen Offizieren gekommen war, wurden besonders ausgewählte Hofstreltzen zu einer zuverlässigen Palastgarde formiert. *Platonow*, S. 113 ff. Rodes spricht auch davon, daß Miloslawskij „die ganze Soldateska" unterstand (Bericht vom 31. 1. 1652).

59 Bericht v. 21. 10. 1652. De Gron gewann auch noch einen Knecht, den Sohn eines Schneiders aus Reval, auf ähnliche Weise für die Orthodoxie.

Bockhoiven jedoch scheint zunächst noch standhaft geblieben zu sein[60]. Nach dem Sturz Nikons ließ der Druck im allgemeinen nach. Der englische Dr. Samuel Collins, der 1659—67 Leibarzt des Zaren war und bei seiner Rückkehr ein Werk über Rußland herausgab[61], sagt, daß unter den Ausländern der Übertritt zum russischen Glauben besonders bei den Offizieren sehr verbreitet gewesen sei, neuerdings aber seltener werde.

Bald darauf wurde von Gron erzählt, er schreibe ein Buch in russischer Sprache, mit dem er die „evangelische, calvinische und katholische Religionen" widerlegen und beweisen wolle, daß nur die „griechische und russische Religion die einzige und urälteste christliche Kirche sei und daß außerhalb derselben keine Christen wären". Um die Druckkosten hierfür zu erhalten, habe er sich um das ehemalige Landgut des Generals Leslie bemüht und es nun auch tatsächlich erhalten[62]. Dort arbeite er zur Zeit an seinem Werk. Rodes versprach, sobald es erschienen, ein Exemplar dieser sensationellen Neuerscheinung unverzüglich nach Stockholm einzusenden[63]. Er hat sich darum nicht zu bemühen gebraucht: das Buch ist nie erschienen. Es hatte wahrscheinlich nur zur Verbrämung des Landhungers de Grons dienen müssen.

General Leslie wurde mittlerweile immer mehr zu einem Werkzeug des Kreml. Rodes hatte schon im Oktober 1652 richtig vermutet, er werde sehr bald „in die Fußtapfen de Grons treten". Im März 1653 erschien Leslie im Auftrage von Miloslawskij auf dem schwedischen Hof in Moskau, um wegen vermeintlicher Truppenzusammenziehungen in den baltischen Provinzen Schwedens und wegen polnisch-schwedischer Vereinbarungen zu sondieren. Der große Krieg warf seine Schatten voraus.

Gleichzeitig beschwerte sich Leslie über den schwedischen Obristen Künemundt in Riga[64], bei dem seine Tochter wohnte. Jener habe ihm einen merkwürdigen Brief geschrieben, als er seine Tochter abholen lassen wollte. Künemundt habe darin „besonders die griechische Religion angegriffen und verachtet" und sich geweigert, ihm die Tochter nach Moskau folgen zu lassen: auch wenn er selber käme, sie abzuholen! Leslie werde das Mädchen „um seine Seligkeit bringen!" Die Sache verdroß ihn sehr. Den Brief hatte er Miloslawskij zu lesen gegeben. „Der unbeson-

60 Brückner spricht ebenfalls von seinem Glaubensübertritt. Europ. S. 293. Vgl. *Ustrjalow* l. c. Bd. I, S. 183.

61 The present state of Russia in a letter to a friend at London. London 1667.

62 Laut Olearius 1656 S. 287 besaß er es noch 1656.

63 Bericht v. 16. 11. 1652.

64 Aus einer schottischen Familie. Ein Leutnant Thomas Kunemond flüchtete c. 1650 aus Livland wegen einer Duellaffäre und verlor sein Gut in Livland. Die Majorin Christina Kinnemond starb in Fennern 23. 7. 1693. Balt. Familiengesch. Mitteilungen 1937, S. 32. Lt. freundlichem Hinweis von Herrn Dr. *H. Laakmann.*

nene Mann, schreibt Rodes, er meinet noch, ihm geschehe Unrecht; saget, er wolle es dahin bringen, wenn man ihm sein Kind nicht folgen lasse, werde der Zar an die Königin schreiben." Rodes gab ihm den Rat, seine Tochter zu vergessen. Sie werde dort „zu größeren Ehren gelangen als hier und wird auch von Knut und Padoggen (Stockhieben) verschont bleiben[65]!"

Anfang 1654 lief die Gnadenfrist ab, die den holländischen und anderen ausländischen Kaufleuten, die bisher „wegen ihrer Steinhäuser und großen Mengen Waren" in der Stadt wohnen bleiben durften, gesetzt war. In der Nacht zum 4. Februar wurde ihnen auf Veranlassung des Patriarchen durch Strelitzen angesagt, sich sofort aus der Stadt hinauszubegeben und ihre Wohnungen draußen im Felde, wo die Offiziere und anderen Deutschen sich vor zwei Jahren hinbegeben mußten, zu beziehen. Wenn sie am Montag noch in der Stadt angetroffen würden, drohte ihnen gewaltsame Ausweisung und Beschlagnahme aller Waren.

Es war vergeblich. Eine schriftliche Eingabe hatte keinen Erfolg und als die Betroffenen den Zaren beim Kirchgang überraschend ansprachen, erhielten sie recht „ungestüm" den Bescheid, sich sofort aus der Stadt hinauszubegeben; die Frist sei ohnehin lang genug gewesen. Bloß ihre Waren dürften noch eine Weile in der Stadt bleiben; sie würden bewacht werden und die Besitzer könnten tagsüber in die Stadt kommen und verkaufen[66].

3. Vorläufer der Europäisierung Rußlands

Zweifellos gab es schon im damaligen Moskau Anhänger der westlichen Bildung und eines freundschaftlichen Umgangs mit Ausländern. Der Zar selbst stand schon von frühester Jugend an unter dem Eindruck derartiger Tendenzen. Neben B. J. Morosow, dem Erzieher und späteren Schwager des Zaren, der ihm deutsche Gravüren zeigte und ihn als Knaben in deutsche Tracht kleidete[67], steht ein F. M. Rtischtschew, Alexej Michailowitsch durch Gleichaltrigkeit und engeren Umgang vertraut und verbunden, ein Verehrer der Wissenschaft und Schulbildung, ein warmherziger Wohltäter der Armen, Kranken und Verwundeten[68]. Später trat eine so markante Persönlichkeit wie A. L. Ordin-Naschtschokin in den Kreis der namhaftesten Staatsmänner des Zaren, ein feingebildeter Mann, Bewunderer westlicher staatlicher, wirtschaftlicher und kommunaler Ein-

[65] Bericht v. 13. 3. 1653.
[66] Bericht v. 4. 2. 1654.
[67] *Kljutschewskij*, Bd. III, S. 352/353.
[68] Über Rtischtschew s. *Solowjew* Bd. 12, S. 343/344; *W. Kljutschewskij*, Skizzen und Reden (russ.), Moskau 1913, S. 153 ff; ders., Geschichte Rußlands III, S. 362 f.; *F. Platonow*, Moskau und der Westen (russ.), Berlin 1926, S. 115 ff. Dort auch weitere Literatur.

richtungen, denen er Anregungen für Rußland entnahm[69]. Er wurde als Leiter des Possolskij Prikas abgelöst durch A. S. Matwejew, in dessen Hause Alexej seine zweite Frau, die Mutter Peters d. Gr., kennenlernte[70]; von ihm aus bildet ein W. W. Golizyn[71] den unmittelbaren Übergang zu Peter d. Gr. Hatte Ordin-Naschtschokin noch bewußt an altmoskowitischen Lebensformen festgehalten, so trat Matwejew auch äußerlich für die Übernahme westeuropäischer Kleidung, Sitten und Umgangsformen ein.

In den 50er Jahren traten alle diese Einflüsse am Zarenhofe zunächst noch zurück gegenüber der beherrschenden Autorität des Patriarchen Nikon. Noch zu Beginn des Polenkrieges stand Alexej vollständig im Banne dieser herrischen Persönlichkeit. In Abwesenheit des Zaren stellte Nikon die höchste Autorität im Staate dar, war der Zar anwesend, so stand er ihm als Mitherrscher zur Seite. Nikon war kein Freund des Westens[72]. Gewiß, die Einführung von Predigten im Gottesdienst, die Revision der liturgischen Bücher, alle seine Reformen zeugen von einem wachen Geist und größerer Initiative, als er den anderen Vertretern der russischen Kirche eigen war. Aber es war eine vollkommene Verkennung oder Verfälschung seiner Impulse, wenn seine Gegner in ihm und seinen gelehrten Mitarbeitern Werkzeuge der römischen Propaganda sahen, die das Ziel verfolgten, das rechtgläubige russische Volk zu latinisieren[73]. Nikon lehnte westliche Einflüsse im kirchlichen und weltlichen Leben ab. Solange Alexej unter dem Banne des Patriarchen stand, beschränkte sich das Wirken westlicher Fachkräfte fast nur auf den militärischen und wirtschaftlichen Sektor, wenn man von den Ärzten und Apothekern in zarischen Diensten absieht. Erst nach dem Polenkriege, aus dem Alexej gereift und mit gestärktem Selbstbewußtsein heimkehrte, fielen nach und

---

69 Über Ordin-Naschtschokin s. *Solowjew* Bd. 10, S. 369 ff.; *W. S. Ikonnikow,* Ordin-Naschtschokin (russ.) Russkaja Starina 1883, Bd. 10/11; Russ. Biographisches Lexikon; *Platonow* l. c. S. 120, Anm. und 121; *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 568 ff.; *Kljutschewskij,* Gesch. Rußl. III, S. 367 ff. An neuester Literatur sei genannt: *S. Feigina,* A. L. Ordin-Naschtschokin (russ.), Istoritscheskij shurnal 1941, Heft 4; vgl. *V. Gitermann.* Gesch. Rußlands, Hamburg 1948, Bd. II, S. 19 ff.

70 Über Matwejew s. *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 568 ff.; ders., Europäisierung, S. 556; *C. Kupffer,* A. S. Matwejew, Balt. Monatsschrift Riga 1885; Geschichte der unschuldigen Einkerkerung des vornehmen Bojaren A. S. Matwejew (russ.), herausg. v. *N. Nowikow,* Moskau 1785; *Platonow* l. c. S. 123 ff.; *Solowjew,* Bd. 12, S. 73, 326 ff.

71 Über Golizyn s. *Brückner,* Beiträge zur Kulturgeschichte ... S. 279 ff.; *N. N. (Danilow),* W. W. Golizyn, Jahrb. f. Geschichte Osteuropas Bd. 1—2, 1936/37; *Kljutschewskij* III, S. 387 ff.

72 Es ist daher grundfalsch, ihn als Schrittmacher der Europäisierung hinzustellen und in einem Atemzuge mit den obengenannten Persönlichkeiten zu nennen, wie es z. B. *Brückner,* Gesch. Rußlands S. 563 tut.

73 Vgl. *Kljutschewskij III,* S. 340.

nach die bisherigen Hemmungen[74]. Im Konflikt mit Nikon erfolgte dann die endgültige Emanzipierung des Zaren. Der Tod seiner ersten Frau und die Zurückdrängung ihres Vaters I. D. Miloslawskij durch A. S. Matwejew stellt eine weitere Etappe auf diesem Wege der Loslösung von der Ausschließlichkeit des altmoskowitischen Milieus dar.

Wie ein symbolhaftes Stichjahr steht das Jahr 1672 vor uns, das Geburtsjahr Peters d. Gr.: während in Moskau die berühmte erste Theateraufführung des deutschen Pastors Gregorii im Hause Matwejews stattfand[75], warb der Obrist N. v. Staden für den Zaren im Auslande nicht nur Bergleute und Handwerker, sondern auch Trompeter und Komödianten an[76]. Zum ersten Male in der Geschichte der orientalischen Frage entsandte der Zar im selben Jahre von sich aus eine Gesandtschaft an die maßgebenden westeuropäischen Höfe, um zu einer gemeinsamen Aktion zum Schutze Polens vor der türkischen Bedrohung aufzurufen[77]. Wenn auch, wiederum im selben Jahre 1672, der breiten Masse der Bevölkerung noch einmal im Namen der altmoskowitischen Auffassung der Besitz lateinischer und polnischer Bücher verboten wird, so ist doch im Grunde genommen die Verbreitung lateinischer Sprachkenntnisse in den Kreisen der Geistlichkeit und der Diplomatie[78], die steigende Übersetzung fremdsprachiger Bücher[79], die zunehmende Vorliebe für polnische Lebensformen nicht mehr aufzuhalten[80].

Die Berichte von Rodes bieten uns die Möglichkeit, diese Entwicklung noch an einem Einzelfall zu illustrieren, der zugleich auch ein eigenartiges Licht auf die Persönlichkeit des Patriarchen Nikon wirft. Neben den genannten charakteristischen Vertretern einer vorpetrinischen Europäisierung tritt eine weitere Gestalt etwas zurück. Nachdem Olearius als

---

74 Über Alexejs Einstellung zum Westen s. auch *Kljutschewskij* III, S. 350 ff. Vgl. auch *S. F. Platonow*, Zar Alexej Michailowitsch. Versuch einer Charakteristik (russ.). Istoritscheskij westnik, Mai 1886 und in: Aufsätze zur russischen Geschichte, Petersburg 1912, S. 26 ff.

75 *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 566 ff. und Europäisierung S. 399; *Kljutschewskij* III, S. 298.

76 Nicolaus von Staden und sein Bruder Hermann, der ebenfalls russischer Obrist war, stammten aus Riga. Vgl. *A. W. Fechner*, Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau, Moskau 1876, S. 327 ff., 365; *A. Buchholtz*, Instruktion des zarischen Gesandten N. v. Staden vom 30. Nov. 1670, Sitzungsberichte der Altertumsforschenden Gesellschaft zu Riga 1884, Riga 1885, S. 16 ff. Vgl. auch *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 560 und Europäis. S. 277.
N. v. Staden trat später in polnische Dienste; sein Bruder wurde daraufhin, um seine Ergebenheit zu bezeugen, griech.-orthodox. Er starb 1683. Vgl. *F. Epstein*, Heinrich von Staden, Aufzeichnungen über den Moskauer Staat, Hamburg 1930, S. 22.

77 *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 86 ff.

78 *Kljutschewskij* III, S. 304/305.

79 Ibid. S. 303.

80 Ibid. S. 307.

Zeitgenosse ihrer Erwähnung getan, senkt sich eigenartigerweise das Schweigen der Geschichte über sie[81]. Die Berichte von Rodes geben Veranlassung, sie der Vergessenheit zu entreißen.

Es handelt sich um ein Mitglied des großfürstlichen Hauses: Nikita Iwanowitsch Romanow, einen Onkel des Zaren, der den Namen des gemeinsamen Stammvaters des Hauses geerbt hatte[82]. In Moskau, darüber hinaus auch im ganzen Lande, erfreute er sich großer Beliebtheit. Während der Unruhen von 1648 hatte der Zar gerade ihn zum revoltierenden Volk hinausgeschickt, um es zu beschwichtigen. Während des Pleskauer Aufstandes von 1650 hatten die Aufrührer heimlich einen Abgesandten zu ihm geschickt und ihn gebeten, sich für die Rechte der Stadt einzusetzen. Den Zaren baten sie, Nikita Iwanowitsch zur Schlichtung der Streitigkeiten nach Pleskau zu entsenden[83].

Auch Olearius hebt in seinem bekannten Reisebericht diese ungewöhnliche Persönlichkeit hervor. „Es wohnet, schreibt er, in Muscow ein Knes oder Fürst Nahmens Mikita Iwanowitsch Romanow, welcher nach dem Zar der fürnembste und reichste, auch desselben Verwandter ist, ein lustiger Herr und Freund der deutschen Musik[84](!). Dieser hat nicht allein zu den Ausländern, fürnemblich zu den Deutschen, sondern auch zu ihren Kleidungen große Beliebung, auch so gar, daß er ihnen Polnische und Deutsche Kleider machen lassen und bisweilen zur Lust selbst angezogen, darmit aus und auff die Jagd geritten, ungeachtet was der Patriarche darwider geredet. Hat ihm bisweilen auch wol in Religionssachen was ihm nicht billich zu seyn gedeucht, kurtze und eigenwillige Antwort wissen lassen." Nikita Iwanowitsch, sagt Olearius an anderer Stelle, sei „wol unter allen, wie an Verstand, so auch an Ehrbarkeit und Glimpff der fürtrefflichste und daher nützlichste und eine Zierde aller Russen zu schätzen[85]." Aus anderen Quellen geht hervor, daß Nikita Romanow sich auch für die Seefahrt interessiert hat. Stammte doch der berühmte alte Kahn, den Peter d. Gr. noch in seinem Knabenalter unter altem Gerümpel aufstöberte und der ihn zu den ersten Navigationsversuchen anregte, aus dem Besitz dieses seines Großonkels[86]!

---

81 Mit Ausnahme der flüchtigen Erwähnung bei *S. Solowjew*, Bd. 10 u. 12, und bei *Kljutschewskij* III, S. 300.

82 Er war ein Sohn des jüngeren Bruders von Philaret, des Iwan Nikititsch Romanow. *Solowjew* Bd. 12 S. 338 u. 339.

83 *Solowjew* Bd. 10, S. 139, 172. Hier auch die Antwort des Zaren an die Aufrührer.

84 Übrigens ergötzte sich auch Alexej Michailowitsch an „deutscher" Tafelmusik (Posaunen, Pauken und Violen werden erwähnt!) und am Orgelspiel. *Kljutschewskij* III, S. 361, 295, 299.

85 *Olearius* (1656) S. 184, 190. Vgl. auch S. 243: „... wegen seiner Tapferkeit und Glimpfs lange bekannt."

86 *V. Gitermann*, Geschichte Rußlands, Hamburg 1947, Bd. 2, S. 40.

Rodes ist in der Lage, einiges neue Material zur Abrundung dieses Bildes beizusteuern. Er spricht von ihm als einem Mann, „auf welchen die ganze Gemeine bei Troublezeiten ein großes Vertrauen hat, wie daß er bei dem vor vier Jahren entstandenen Tumult die ganze Gemeine gestillet, welches außerhalb ihm niemand tun konnte[87].“ Im Mai 1652 erhielt er zusammen mit dem Bojaren Boris Iwanowitsch Morosow vom Zaren den Auftrag, den Prätendenten, der sich als Sohn des Zaren Wassilij Schuiskij ausgab (s. u.), zu vernehmen[88]. Von seinem Eintreten für den deutschen Maler war bereits die Rede[89].

Zwischen ihm und Nikon mußte es zum Konflikt kommen. Im Oktober 1652 ließ ihm der Patriarch sagen, er solle sich recht bald verheiraten, widrigenfalls er mit seiner Verbannung in ein Kloster rechnen müßte[90]. Am 30. Januar 1653 schickte Nikon einen Boten zu ihm herüber, um zu erfahren, wieviel „deutsche Kleidung“ er habe; er sollte sie ihm zur Ansicht herüberschicken. Nikita Iwanowitsch war, wie Rodes in Übereinstimmung mit dem Bericht des Olearius schreibt, „allezeit ein Vorsteher und Vertreter der Ausländer“ gewesen und habe „auch derselben Kleidung sehr beliebet und oft, wenn er sich rekreieren wollen, solche angezogen“, ja sogar von einem englischen Kaufmann ein Kleid erhandelt, das der König von England selbst getragen. Nikita ging nichts Böses ahnend auf den Wunsch des Patriarchen ein und sandte ihm seine Garderobenschätze hinüber, darunter auch „rare gebortierte Gehänge, Perücken und Degen“ u. a. mehr. Nikon jedoch beschloß ein Exempel zu statuieren. Am 11. März wurde auf dem Hof des Patriarchenpalais ein großer Scheiterhaufen errichtet und die verhaßten Requisiten des feindlichen Westens der Verbrennung preisgegeben[91].

Zwei Tage darauf erschien Nikon im Hause Nikita Iwanowitschs. Es ist nicht überliefert, ob die Kleiderverbrennung hierbei zur Sprache kam und der Patriarch etwa dem Fürsten seine Entschuldigung für diese Eigenmächtigkeit machte. Wohl aber kam Nikon auf sein früheres Drängen zurück und fragte Nikita erneut, warum er nicht am Hofe erscheine und heirate. Man weiß nicht, was dieser hierauf erwiderte; die Unterredung schien freundschaftlich zu verlaufen[92]. Bald darauf weiß jedoch Rodes zu berichten, daß der Besuch nichts anderes gewesen sei, als „eine listige, der jesuitischen Art gleichförmige Spitzfindigkeit“, um die Ge-

[87] Bericht Rodes v. 20. 10. 1652. Vgl. *Platonow*, Aufsätze zur russischen Geschichte (russ.), Petersburg 1912, S. 71.
[88] Bericht Rodes v. 31. 5. 1652.
[89] s. o. S. 30 f.
[90] Bericht Rodes v. 20. 10. 1652.
[91] Bericht v. 13. 3. 1653.
[92] ibid.

danken Nikitas zu erforschen. „Es scheint, heißt es weiter, man will dem Herrn in die Haare[93]."

Gerade damals, in den Jahren vor dem Polenkriege, war der Patriarch eifrig darauf bedacht, den jungen Zaren endgültig unter seinen Einfluß zu bringen. Es galt alle Lebensgewohnheiten Alexejs unter Kontrolle zu bekommen. Im Januar 1653 verbot er ihm das Jagen, da er es „für eine große Sünde" hielt[94]. Alexej, der entgegen dem Brauch der Moskauer Zaren, aber im Einklang mit den altrussischen Gewohnheiten der mittelalterlichen Großfürsten ein leidenschaftlicher Waidmann war und gern Tierhetzen auf Bären, Füchse und Wölfe veranstalten ließ, auch eine besondere Liebhaberei für die Falkenbeize hatte[95], mußte sich durch das Verbot schwer getroffen fühlen. „Er wird sich aber, schreibt Rodes, dessen begeben müssen; alle großen Herren müssen auch ihre Jagdhunde abschaffen[96]." Gleichzeitig galt es alle sonstigen Einflüsse auf den Zaren auszuschalten. Von Seiten eines so frommen Mannes wie Rtischtschew schienen für Nikon keine Gefahren zu drohen, wohl aber von dem ihm als frivol geltenden und zudem noch beim Volke beliebten zarischen Oheim. Hier galt es nun zum entscheidenden Schlage auszuholen.

Nikon scheute nicht vor einer hinterhältigen Intrige zurück, die sehr bezeichnend ist für die Bedenkenlosigkeit in der Wahl seiner Mittel. Der Patriarch hielt bei sich einen Jungen in Gewahrsam, der zu den Bedienten Nikitas gehört hatte und wegen verschiedener „Schelmenstücke" entlassen worden war. Diesen versprach er freizulassen, wenn er den Fürsten „einiger sodomitischer Sünden"[97] beschuldigen würde. Nikita sei darob außerordentlich bestürzt gewesen. Er war gewiß unschuldig, meint Rodes, aber man könne bei derartigen Beschuldigungen annehmen, daß er verschickt oder in ein Kloster gesteckt werden würde[98]. Mit den merkwürdigen Worten: „dann dürfte solches was Seltsames mit sich bringen

---

93 Bericht v. 15. 3. 1653.

94 Bericht v. 20. 1. 1653.

95 Bericht v. 20. 1. 1653. Über die Jagdleidenschaft Alexej Michailowitschs geben die Briefe an seinen Oberjägermeister Matjuschkin Aufschluß. Alexej ist, ähnlich wie Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, Verfasser einer Schrift „Über die Jagd mit abgerichteten Falken und anderen Vögeln" (1668), abgedruckt in: Alte russische Bibliothek (russ.), Bd. III, S. 430 ff. Vgl. *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 559/560; *Platonow*, Aufsätze S. 31, 36 ff. Über die im alten Rußland außerordentlich geschätzte und gepflegte Falkenjagd finden sich interessante Einzelheiten bei *F. Adelung*, Meyerbergs Reise ... S. 211—229.

96 Bericht v. 20. 1. 1653.

97 D. h., in der Sprache des Mittelalters, homosexueller Verfehlungen. Vgl. ähnliche Meldungen über Iwan d. Schrecklichen bei Staden l. c. S. 49, 198.

98 Bericht v. 15. 3. 1653.

und das vielhäuptige Tier aus dem Schlaf wecken"[99] deutet Rodes an, daß das Volk ein derartiges Vorgehen gegen den von ihm verehrten Fürsten nicht ohne weiteres hingenommen hätte. Er erwähnt Nikita Iwanowitsch noch einmal im Juni 1654[100], woraus man entnehmen kann, daß die Intrige zusammengebrochen war. Es ist möglich, daß der Zar eingegriffen hat, — nähere Angaben lassen sich nicht ermitteln. Nikons Einfluß war trotz alledem vorerst noch im Steigen begriffen.

Die zweite Hälfte der Regierungszeit Alexej Michailowitschs ist, wie erwähnt, dem Kontakt mit dem Westen günstig. Die Zahl der Anhänger europäischer Bildung ist im Wachsen. Eine stille Europäisierung war im Begriff, Rußland allmählich an das Abendland heranzuführen. Bei dem Widerstand der Kirche wären allerdings noch mehrere Generationen aufeinander gefolgt, ehe eine durchgreifende Umwandlung Platz gegriffen hätte. Peter d. Gr. löste das Problem jäh und gewaltsam. In Glaubensdingen lehnte er jede Proselytenmacherei gegenüber den westlichen Konfessionen entschieden ab. Hier bildet das Toleranzedikt von 1702, von J. R. von Patkul redigiert, einen Markstein. In ihm verspricht der Zar, sich „keinen Zwang über die Gewissen der Menschen anzumaßen und gern zuzubilligen, daß ein jeder Christ auf seine Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit lasse angelegen sein[101]."

4. Ein Kronprätendent des 17. Jahrhunderts

Mit der Beendigung der großen Wirren zu Beginn des Jahrhunderts und der Thronbesteigung des Hauses Romanow konnte sich das monarchisch-dynastische Empfinden nach der großen Krise, die durch das Aussterben des Hauses Rurik ausgelöst worden war, erneut konsolidieren. Die ersten Zaren der neuen Dynastie waren unzweifelhaft mit dem nötigen Nimbus der Legitimität versehen und erfuhren von Seiten der Kirche die entsprechende geistige Unterstützung.

Nichtsdestoweniger war damit die Erscheinung der Prätendenten noch lange nicht aus der russischen Geschichte verschwunden. Sie stellt einen integrierenden Bestandteil des russischen staatlichen Lebens dar[102]. Von den vielen falschen Demetrii des 17. Jahrhunderts zieht sich ein roter Faden zu Pugatschew und der Fürstin Tarakanowa im 18. Jahrhundert;

[99] Bericht v. 15. 3. 1653.

[100] Bericht v. 21. 6. 1654. Im Verzeichnis der Bojaren bei Meyerberg aus dem Jahre 1662 ist Nikita Romanow nicht mehr zu finden (S. 147).

[101] Vollst. Sammlung der Gesetze (russ.), IV, 1910. Vgl. *R. Stupperich*, Staatsgedanke und Religionspolitik Peters d. Gr., Osteurop. Forschungen, N. F. 22, Berlin 1936 und *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 435.

[102] Vgl. hierzu die Studie von *A. Brückner:* Zur Naturgeschichte der Prätendenten. In: Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jh. Leipzig 1887, S. 3 ff.

sogar die russische Emigration nach 1917 hat noch mit ähnlichen Erscheinungen zu kämpfen gehabt. Nach der Thronbesteigung der Romanow hatte man zunächst mit angeblichen Söhnen und Enkeln des Pseudodemetrius bzw. der Marina Mnischek zu rechnen; besonders beliebt wurde es dann, sich für einen Sohn Wassilij Schuiskijs, des Bojarenzaren aus den Anfangsjahren der Smuta, auszugeben[103].

Die Geschichte des Timoschka Ankudinow, oder — wie er sich im Westen in latinisierter Form zu nennen pflegte — des Johannes Sinensis, ist bereits früh von Olearius erzählt worden[104]. Der Prätendent, der sich als Sohn Wassilij Schuiskijs ausgab, stammte aus Wologda und war der Sohn eines Leinwandkrämers. Als Kanzleischreiber eines Moskauer Prikases kam er mit den Gerichten ebenso in Konflikt wie mit seiner eigenen Frau und flüchtete, nachdem diese ein Opfer des von ihm angelegten Feuerschadens im eigenen Hause geworden war, nach Polen. Über das Feldlager des Kosakenhetmans Bogdan Chmelnizkij wandte er sich später in die Türkei, wo er zum Islam übertrat und sich durch das Versprechen der Abtretung von Kasan und Astrachan die zukünftige Anerkennung seitens des Sultans sicherte[105]. Aber auch hier hielt es ihn nicht lange. Er reiste bald nach Rom, wurde hier Katholik und tauchte 1650, von Wien aus kommend, beim Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen auf, der ihm eine Empfehlung an den Hof der Königin Christine von Schweden ausstellte.

Daß ein Prätendent auf den russischen Thron sich in Stockholm aufhalte, wurde in Moskau Ende 1651 bekannt[106]. Aus den Berichten von Rodes, die diesem Fall einen breiten Raum geben, ist die eigenartige Besorgnis der Zarenregierung wegen dieses Usurpators zu spüren. „Es scheint, daß man hier mächtig begierig ist, dieser beiden (Ankudinows und seines Dieners) Personen Herr zu werden, welche eine üble Badstube ausstehen werden müssen", schreibt Rodes im November 1651[107]. Der Zar schickte einen Sonderboten nach Stockholm, um die Auslieferung zu betreiben. Rodes weiß ferner zu melden, daß dem Prätendenten in Schweden 400 Dukaten ausgezahlt wurden und daß die Russen in Ingermanland und Karelien ihn nach alter Sitte mit Salz und Brot begrüßt und in ihm „einen russischen Fürsten erkannt" hätten[108].

Dieser Abstecher an die livländisch-russische Grenze ist bemerkenswert. 1650 waren in Pleskau und Nowgorod Unruhen ausgebrochen.

[103] Vgl. ibid. S. 19.
[104] Olearius 1656. S. 236 ff.
[105] Der Erzbischof Pachomius von Astrachan soll Mitwisser dieser Pläne gewesen sein. *Solowjew* Bd. 10, S. 298.
[106] Bericht Rodes v. 20. 10. 1651.
[107] Bericht v. 8. 11. 1651.
[108] ibid.

Größere Kornlieferungen nach Schweden und ein Geldtransport in Erfüllung der Bedingungen des Friedens von Stolbowa aus dem Jahre 1617 hatten den Unwillen der Bevölkerung erregt und damit zu einem letzten Aufflackern des alten Freiheitsgefühls der früher autonomen Stadtrepubliken des russischen Nordwestens geführt[109]. Der Aufstand ist nachher ohne viel Mühe auf dem Verhandlungswege unter Androhung militärischer Mittel niedergeworfen worden.

Ankudinow hatte schon während seines Aufenthaltes in der Ukraine von diesen Unruhen gehört. Nun wollte er Verbindung mit den Aufständischen anknüpfen und die Lage für seine im übrigen reichlich kopflosen Pläne ausnutzen[110]. Dem Zaren erschien gerade diese Grenzfahrt des Prätendenten äußerst besorgniserregend. Er gab Order, alle russischen Kaufleute, die aus Livland kämen, an der Grenze einem scharfen Verhör zu unterziehen[111]. Rodes wird Ende 1651 und Anfang 1652 wiederholt zum Kanzler Michail Jurjewitsch gerufen und um Mitteilungen über den Stand der Auslieferungsfrage gebeten[112]. Inzwischen zog jener in Moskau Erkundigungen ein über die Herkunft des Prätendenten. Sie stimmten mit den Angaben des Kanzlers überein: keiner der Fürsten Schuiskij, auch nicht aus der Linie der Skopin-Schuiskijs, hätte einen Sohn hinterlassen; das Geschlecht sei ausgestorben[113]. Rodes selbst riet der schwedischen Regierung, den Betrüger „gutwillig" auszuliefern: das würde in Moskau „sehr gern gesehen werden".[114]

Mittlerweile hatte sich Timoschka Ankudinow, vermutlich weil ihm nun auch in Schweden der Boden zu heiß wurde oder weil er nochmals unter der Grenzbevölkerung agitieren wollte, erneut nach Reval begeben. Hier wurde er von Nowgoroder Kaufleuten erkannt und auf Befehl des schwedischen Gouverneurs verhaftet. Die Aufregung in Moskau war nicht gering, als bekannt wurde, daß es Timoschka gelungen war, aus seinem Gewahrsam zu entweichen[115]. Im Januar 1651 wurde Rodes in den Kreml zitiert. Fürst Alexander Michailowitsch Lwow fragte ihn im Auftrage des Zaren, wieso denn aus Stockholm und Reval noch keine Nachrichten vorlägen? Sie hätten Meldung bekommen von der Flucht des Prätendenten. Rodes stellte sich so, als wüßte er noch nichts und versuchte sich mit schlechter Postverbindung auszureden[116]. Zwei Wochen

---

[109] Hierzu *Solowjew* Bd. 10, S. 151 ff.; *M. N. Tichomirow,* Der Pleskauer Aufstand von 1650 (russ.). Moskau-Leningrad 1935.
[110] *Solowjew* Bd. 10, S. 298 (lt. Aussage von Konjuchow, Ankudinows Diener).
[111] Bericht v. 8. 11. 1651.
[112] Berichte v. 8. 11. 1651 u. 14. 1. 1652.
[113] ibid. und v. 11. 12. 1651.
[114] Bericht v. 11. 12. 1651.
[115] Bericht v. 6. 7. 1652.
[116] Bericht v. 14. 1. 1652.

später wurde der Kanzler ausfallend: man hätte eben den Betrüger, meinte er, sorgfältiger bewachen sollen! Bei einiger Sorgfalt wäre es ja wohl möglich gewesen, ein Entkommen zu verhindern. Rodes antwortete schlagfertig: wenn einer aus „einem geschlossenen, nämlich hier in diesem Land" entkommen konnte, so wäre das „in einem freien offenen Lande" noch eher möglich; warum man seiner, als er hier entkommen, nicht schon wieder habhaft werden konnte? „Es scheinet, fügt er in seinem Bericht hinzu, daß sie durch des Demetrius Exempel sich vor diesem Kerl fast förchten, worzu dann ihre angeborene Suspiciones nicht wenig den Weg bahnen"[117].

Im April 1652 kehrte die russische Sondergesandtschaft aus Stockholm zurück und brachte den Diener Ankudinows, Kostka Konjuchow, mit. Rodes schildert eingehend die Folterungen, mit denen ihm ein Geständnis abgepreßt werden sollte[118]. Daran knüpften sich umfangreiche Verhöre, die sich sogar auf Persönlichkeiten in Amt und Würden, die früher zufällig mit dem Prätendenten zusammengetroffen waren, erstreckten[119]. Rodes meint, Konjuchow hätte trotz mehrfacher Folterungen nichts ausgesagt und auch „keine Empfindlichkeit" gezeigt. Da er bei der letzten Feuertortur fast ums Leben kam, sollte er vorerst vom Büttel auskuriert werden, ehe das Todesurteil des „lebendig Spießens" an ihm vollstreckt werden könnte[120]. In Wirklichkeit sind ihm nach allmählich gesteigerter Tortur doch recht bedeutsame Geständnisse erpreßt worden[121], die das gewünschte Resultat einer Überführung des Prätendenten erbrachten. Es mag sein, daß Rodes' Berichte sich auf Gerüchte aus dem Volke stützten, das die beiden Delinquenten gewohnheitsmäßig mit einem gewissen Glorienschein umgab: dieselbe Quelle, deren sich auch Olearius bediente[122].

Timoschka Ankudinow selbst war inzwischen in Lübeck aufgetaucht[123], von wo aus er sich auf Holsteiner Gebiet begab und sich hier in

117 Bericht v. 31. 5. 1652.

118 Bericht v. 31. 5. 1652.

119 Etwa Iwan Patrikejew, russischer Gesandter in Dänemark, von dem Rodes berichtet, er wäre nach dem Scheitern des Heiratsplanes der Großfürstin Irina mit dem Prinzen Waldemar von Dänemark in Moskau in Ungnade gefallen; er werde aber von vielen „als einer der klügsten Männer in Rußland gehalten". Er starb nach der Vernehmung „vor Schreck". Bericht v. 6. 7. 1652.

120 Bericht v. 6. 7. 1652.

121 Es besteht kein Anlaß an den Angaben bei *Solowjew* zu zweifeln. Siehe Bd. 10, S. 297 ff.

122 Ausgabe 1656, S. 236 ff., 244 ff. Auch nach Olearius soll Ankudinow keine Aussagen gemacht haben.

123 Nach Olearius war Ankudinow aus Reval nach Brabant geflüchtet, wo er beim Erzherzog Leopold Unterschlupf fand, um sich von hier weiter nach Leipzig zu begeben. In Wittenberg soll er zum evangelischen Glauben übergetreten sein (lt. *Solowjew* schon in Schweden: Bd. 10, S. 298) und ein

einer Kleinstadt verbarg. Der Zar entsandte mehrere russische Agenten nach Deutschland, um ihn aufzuspüren und die Moskauer Regierung auf dem Laufenden zu halten[124]. Den Lübecker Bürgern, die ihn ausfindig machten, wurden je ein Zimmer Zobeln im Wert von 100 Rbl. zum Geschenk gemacht und weitere Belohnung versprochen[125]. Schließlich gelang es, den Herzog von Holstein-Gottorp zur Auslieferung zu bewegen[126]. Im Dezember 1653 traf Timoschka in schweren Ketten, an die noch zudem für den Fall, daß er sich „durch schwarze Kunst losmachen würde", zwei Strelitzen gefesselt worden waren, in Moskau ein. Er wurde von 100 weiteren Strelitzen bewacht, die bei Todesstrafe nicht mit ihm reden durften[127].

Wenige Tage später wurde der Pseudo-Schuiskij zum Richtplatz geführt: „greulich anzusehen, so wie man wilde Ochsen führet, im Munde ein Stock eine halbe Elle lang, hinter den Ohren festgebunden und geknebelt." Hinter ihm her wurde ausgerufen: „hier ist der Verräter, der seine Religion verleugnet, zum Busermann (Muselmann)[128] oder Unchristen und Heiden geworden." Es war eine bezeichnende diplomatische Geste, daß der Delinquent ausdrücklich an der Unterkunft der polnischen Gesandschaft vorbeigeführt wurde.

Bei der Konfrontation mit seiner Mutter scheint Timoschka sie anfangs verleugnet zu haben und bei seiner Behauptung, „er wäre ein Schuiskij", geblieben zu sein. Bloß zu seinem Diener bekannte er sich mit den Worten: „tot moy rab" — das ist mein Knecht, damit die Gesamtverantwortung auf sich nehmend. Die Mutter habe ihn aber, nachdem seine Brust entblößt worden war, als ihren Sohn erkannt. So weiß Rodes zu

---

„Bekenntnis in lateinischer Sprache" niedergeschrieben haben, „welches noch jetzt an der dortigen Universität befindlich ist". Von Wittenberg begab er sich nach Holstein. Hier wurde er vom russischen Kaufmann Peter Mikljajew (den auch Rodes erwähnt), der den vom Zaren ausgegebenen Steckbrief bei sich trug, erkannt. Der Herzog von Holstein hielt ihn vorerst im Schloß Gottorp bis zum Oktober 1653 fest. Olearius schildert ausführlich die Konfrontation Ankudinows mit dem zarischen Abgesandten namens Spilkin und die von ihm vorgebrachten Behauptungen. Ankudinow hätte über lateinische, italienische, türkische und deutsche Sprachkenntnisse verfügt. Beim nachfolgenden Verhör in Moskau hätte er gesagt, er achte niemand für würdig, mit ihm zu reden, als den Bojar Nikita Iwanowitsch Romanow. Derselbe habe ihn dann auch vernommen (letzteres auch bei *Solowjew* S. 299)

[124] Bericht v. 25. 11. 1652.

[125] Bericht v. 20. 12. 1652.

[126] Der Herzog verlangte dafür die Aushändigung der für seine persischen Handelsprojekte wichtigen Dokumente der früheren diesbezüglichen Verhandlungen. *Solowjew* S. 299.

[127] Bericht v. 5. 1. 1654.

[128] Nach dem russischen „Bussurman": eine dem Muselmann ähnliche Verballhornung.

berichten, der auch die Folterungen, durch die die Verhöre unterbrochen wurden, umständlich schildert. Timoschka sei danach bis zuletzt standhaft geblieben; man habe ihm kein Wort abpressen können und auch den Beichtvater habe er vor der Hinrichtung abgelehnt[129]. Nach anderen Quellen scheint die Tortur doch ein Ergebnis gehabt zu haben und er vor der Exekution ein Geständnis abgelegt zu haben. Danach hätte ihm sein eigener Vater den Gedanken eingegeben, sich als Sohn Wassilij Schuiskijs auszugeben. Auch hätte er seine Mutter, wenn auch nicht als solche, so doch als Schwester der Mutter erkannt[130].

Die Exekution fand am 28. Dezember 1653 statt. Dem Prätendenten wurden zuerst die Glieder, dann der Kopf abgeschlagen. Der Diener wurde zum Verlust von fünf Fingern der rechten Hand und zur Verbannung nach Sibirien begnadigt. Unmittelbar nach der Hinrichtung wurde, wie Rodes berichtet, die polnische Gesandschaft zur Audienz über die Richtstätte geführt. „Und damit hat sich die Tragödie geendet[131]."

Der Hinweis auf die polnische Gesandschaft ist bezeichnend. Die öffentliche Meinung in Moskau muß sich gewisser Zusammenhänge bewußt gewesen sein, die Rodes nicht entgangen sind. Die ganze Affäre des Pseudo-Schuiskij ist von der Moskauer Regierung deshalb als so gravierend aufgefaßt worden, weil sie in ihm ein Werkzeug Polens vermutete, — genau so, wie Pseudodemetrius als ein solches benutzt worden war[132]. Angesichts der an sich korrekten Beziehungen zu Schweden war von dieser Seite aus etwas Ähnliches nicht zu erwarten, wenn auch der Aufenthalt des Prätendenten in den baltischen Provinzen im Hinblick auf die Unruhen in Pleskau zeitweilig eine gewisse Nervosität in Moskau begreiflich erscheinen läßt.

5. Prestige und Ranganspruch des Moskauer Staates

Seit der ersten Berührung mit Westeuropa am Ende des 15. Jahrhunderts machte sich ein außerordentlich starker Dünkel der Russen dem Auslande gegenüber bemerkbar, der sich in grotesker Weise mit einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl paarte[133]. Stets glaubten die Gesand-

---

[129] Bericht v. 5. 1. 1654.

[130] *Solowjew* Bd. 10, S. 299. Gerade diese letzte Behauptung kann schwer erfunden sein und bekräftigt somit die Glaubwürdigkeit der von *Solowjew* benutzten Quellen. Für Rodes' Berichterstattung gilt das schon oben S. 39 Gesagte.

[131] Bericht v. 5. 1. 1654.

[132] *Solowjew* scheint dieser Zusammenhang entgangen zu sein.

[133] Hierüber gibt es nicht nur Urteile von kritischen Ausländern in ihren Reiseberichten (Olearius, Carlisle, Collins, Kilburger oder Rinhuber), sondern auch von Russen. Kotoschichin weiß in seiner berühmten, 1669 in Stockholm erschienenen Schrift über Rußland nicht genug von der Anmaßung

ten des Großfürsten von Moskau, daß ihrem Herren nicht die ihm zukommenden Ehren zuteil würden, daß seiner Stellung und Würde nicht genügend Rechnung getragen werde. Die üppigsten Blüten trieb dieses Bestreben, dem Westen gegenüber aufzutrumpfen, im 16. Jahrhundert, zur Zeit Iwans des Schrecklichen, bevor er sich durch die Niederlagen im polnischen und schwedischen Kriege zu einer demütigeren und bescheideneren Haltung veranlaßt sah[134].

Auch im 17. Jahrhundert ist dieser orientalische Hochmut und ein hypertrophiertes Prestigeverlangen des Moskauer Zaren immer noch zu beobachten. Mit Peter d. Gr. wurde ihm, allerdings nunmehr durch eine wirkliche Machtverstärkung dem Abendlande gegenüber auf reale Grundlagen gesetzt, der entsprechende Triumph zuteil, der in der Rangerhöhung des Zaren zum Imperator zum Ausdruck kam. Aber auch jetzt noch mußte um die gebührende Anerkennung dieser neuen Formeln gekämpft werden[135].

Dem Geist des barocken Zeitalters entsprechend drückte sich dieses Selbstbewußtsein vor allem in der Titelfrage aus, um die mit Umständlichkeit und Starrsinn gerungen wurde und die gelegentlich zu einer Staatsaktion auszuarten drohte. Die Antwort darauf war meist die entsprechende. In Schweden z. B. zahlte man mit der gleichen Münze. Als Rodes vom Kanzler voller Ungeduld gefragt wurde, ob er in Sachen der Auslieferung des Prätendenten neue Nachrichten aus Stockholm hätte, stellte dieser die Gegenfrage, ob im letzten Brief des Zaren an die Königin „auch deren vollkommenen Titul" gebraucht worden sei?

Zweifellos handelte es sich hierbei um die Anerkennung Livlands als schwedischer Besitz, die von polnischer Seite aus bekanntlich erst später im Frieden von Oliva (1660) ausgesprochen wurde. Auf die verneinende Antwort des Kanzlers meinte Rodes: dann wundere er sich auch nicht, daß die Post so lange aufgehalten würde. Am folgenden Tage sondierte

---

und dem Hochmut seiner Landsleute zu berichten. *(G. K. Kotoschichin,* Über Rußland in der Regierungszeit Alexej Michailowitschs (russ.), Petersburg 1884; etwa: „Die Menschen im russischen Staate sind hochfahrend und dabei unfähig zu allem, weil sie in ihrem Lande gar keinen Unterricht genießen und empfangen, außer in dem Hochmut, der Schamlosigkeit, der Mißgunst und der Lüge. Wundere Dich nicht darüber, lieber Leser, es ist wahr.") Natürlich ist bei *Kotoschichin* das bei politischen Emigranten häufige Ressentiment gegen ihre Heimat in Rechnung zu stellen. Vgl. über ihn *Platonow* 1. c. S. 127, *Brückner,* Europ. S. 501 ff.

[134] Vgl. *H. Fleischhacker,* Die staats- und völkerrechtlichen Grundlagen der Moskauer Außenpolitik, Breslau 1938 und *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 54 ff.

[135] *E. Lukinich,* Der Kaisertitel Peters d. Gr. und der Wiener Hof, Jahrb. f. Kultur u. Geschichte der Slawen. Neue Folge Bd. 5 (1929); *H. Doerries,* Rußlands Eindringen in Europa in der Epoche Peters d. Gr. Berlin 1939.

ein Dolmetscher nochmals bei Rodes in derselben Frage: ob er wüßte, daß die Briefe wirklich des Titels wegen nicht angenommen worden seien? Rodes sagte, er zweifle nicht daran. Er konnte den Erfolg dieses Druckmittels in einer Moskau sehr am Herzen liegenden Frage vollauf auskosten! Nochmals wurde ein Schreiber zum schwedischen Hof entsandt: der Zar wüßte, wie laut Friedensvertrag zu titulieren sei, von einem neuen Titel dagegen sei ihnen nichts bekannt. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätten sie von Anfang an sich danach gerichtet. Jedenfalls würden sie jetzt sich danach richten und auch die Wojewoden an den Grenzen würden entsprechende Instruktionen erhalten. Rodes gab zur Antwort: er werde es nach Stockholm melden. Man bat ihn, die Briefe per Expreß zu senden[136].

Im März 1653 mußte Rodes den Versuch, ihn in einer Frage der Etikette zu brüskieren, zurückweisen. Er sollte zur Audienz in den Kreml nicht die übliche Passage, sondern einen anderen Weg als bisher, den sonst nur Gesandte der „Türken, Persianer und Tatern und alle Unchristen" benutzten, geführt werden[137]. Rodes bestand auf dem üblichen Herkommen, auf dem Gang „durch die große Kirche, wie alle Gesandten der christlichen Potentaten", und scheint seinen Willen durchgesetzt zu haben[138].

In Moskau war man schon seit jeher eifrig darauf bedacht, daß im Auslande keine ungünstigen Nachrichten über Rußland veröffentlicht würden. Bekannt ist, daß das außerordentlich kritische Buch des Engländers Giles Fletscher „On the russe commonwealth", das 1591 in London erschien, auf Veranlassung der Russian Company in London verboten wurde, da man Repressalien an den englischen Kaufleuten in Rußland befürchtete. Das Buch ist erst im 19. Jahrhundert in Rußland veröffentlicht worden[139]. Nun meldete Rodes, daß man in Moskau das 1615 in Stockholm und 1620 in Leipzig unter dem Titel „Regni Moschowitici Sciographia" erschienene Werk des Schweden Petrus Petreji de Erlesunda, der zur Zeit Wassilij Schuiskijs in russischen Diensten gestanden hatte, ins Russische übersetzen lasse: weil man erfahren habe, daß „in derselben Beschreibung auch viel eingeführt worden, welches dem Russischen Reich zum sonderlichen despekt und Verkleinerung gereiche". Dem

---

136 Bericht v. 8. 11. 1651.

137 Auf Veranlassung des Dolmetschers Kogilkin.

138 Bericht v. 28. 3. 1653.

139 Karamsin hat das Buch benutzt. Als es 1848 erstmalig publiziert werden sollte, griff die Zensur ein. Vgl. *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 31. Anm. u. S. 160.

Übersetzer sei anbefohlen worden, alles „genau zu observieren und wohl zu übersetzen".[140]

Nach dem Vertrag von Perejaslawlj und dem Einmarsch russischer Truppen in Weißrußland zu Beginn des Krieges mit Polen legte sich Alexej Michailowitsch den Titel „Selbstherrscher von ganz Groß-, Klein- und Weißrußland" bei[141]. Am 16. April 1654 wurde Rodes in den Possolskij Prikas gerufen, wo ihm der Kanzler Almas Iwanow, der Ende 1652 zum Nachfolger von Michail Jurjewitsch ernannt worden war, den neuen Titel des Zaren bekannt gab. Rodes gab vor, Verhaltungsmaßregeln abwarten zu wollen und notiert: „Was aber anfangs diese Veränderung in sich greifet, ... da zuvor nur aller Reußen Selbsterhalter (sic!) gebraucht worden, ist mir unbekannt[142]." Auf nähere Anfragen wurde ihm bedeutet, es sei darunter der Anspruch auf das Kiewer und Tschernigower Gebiet zu verstehen. Gleichzeitig meldet Rodes, daß auch der Hospodar der Walachei die Absicht habe, sich mit seinem ganzen Land unter zarischen Schutz zu stellen, was in Moskau mit großem Frohlocken aufgenommen würde. Ein vornehmer Herr, der von dem Hospodar das „juramentum fidelitatis" abnehmen solle, sei schon unterwegs in die Walachei[143].

---

[140] Bericht v. 20. 12. 1653. Über Petrejus siehe *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 94. Petrejus schwelgt besonders in der Schilderung des Terrors Iwans d. Schreckl. und zeichnet sich durch einige Übertreibungen aus. 1643 hatte es die zarische Regierung bei Polen durchsetzen können, daß die Blätter einer polnischen, die russischen Zustände kritisierenden Flugschrift mit recht unverblümten Schmähungen öffentlich vom Henker verbrannt wurden. *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 161.

[141] Vgl. *Solowjew* Bd. 10, S. 346: „Wseja Welikija i Malyja i Belyja Rossii Samodershez." So z. B. in der Eingabe der Mönche des Klosters Solowki an den Zaren v. J. 1667 lt. *M. Pokrowskij,* Geschichte Rußlands (russ.), Moskau 1911, Bd. 3, Anhang S. 57 ff.
Noch im November 1653 wurde in der französischen Übersetzung eines Briefes des Zaren an Ludwig XIV. die Form „Nous Grandseigneur, Tzaar et Grand Duc de toute la Russie" ohne jede weitere Differenzierung angewandt. Lt. einer dem Bericht von Rodes vom 20. 1. 1654 beigelegten Kopie.

[142] Bericht v. 16. 4. 1654.

[143] Der Gedanke einer Anerkennung der russischen Oberhoheit seitens der Donaufürstentümer beschäftigte die russische Diplomatie in den nachfolgenden Jahrzehnten unablässig. 1676 meldete der russische Gesandte Tjapkin aus Polen nach Moskau: „Angesehene Moldauer und Wallachen haben mir die Versicherung gegeben, daß bei einem glücklichen Feldzuge des Zaren in die Krim alle Bewohner der Moldau und Wallachei und Serbiens (!) die Oberherrschaft Rußlands über sich anerkennen werden." *Solowjew* Bd. 13, S. 265 ff. Vgl. auch *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 84 ff. (bei dem übrigens die Seitenzahlen der Zitate aus *Solowjew* nicht immer stimmen!). Auch *Krishanitsch* kommt in seinen Schriften immer wieder auf diese panslawistischen Zukunftsperspektiven zu sprechen. *Brückner,* Gesch. Rußl. S. 84.

Schweden stellte nunmehr Titelfrage gegen Titelfrage und verlangte wiederum Anerkennung der vollen Titulatur der schwedischen Königin[144]. Die Russen beschwerten sich im Juni d. J., daß die Gouverneure der Königin den Wojewoden von Pleskau und Nowgorod gegenüber noch immer nicht den vollen Titel des Zaren gebrauchten. Der Zar beschloß, hinfort keine Briefe ohne den neuen Titel mehr entgegenzunehmen[145]. Die Post wurde fortan aus diesem Grunde an der Grenze aufgehalten[146]. Es war vergeblich: mitten in den Kriegs- und Pestnöten des Winters 1654/55 beschwerte sich der Kanzler aufs neue über die mangelhafte Titulatur in den Briefen des schwedischen Königs (nunmehr Karl X. Gustav) an den Zaren[147]. Auch nach Holland wurde ein Protest gesandt, weil die „öffentlichen nouvelles oder couranten" nicht den vollen Titel des Zaren genannt hätten[148].

Als ein Abgesandter der Krimtataren 1655 die Thronbesteigung eines neuen Chans meldete, weigerte er sich anfangs, sein Schreiben einem Bojaren zu übergeben. Schließlich erklärte er sich doch damit einverstanden. Diesen Fall hielt nun der russische Kanzler Rodes „als Exempel" vor Augen, der daraufhin erstaunt fragte, ob man denn im Kreml den König von Schweden mit dem Tatarenchan auf eine Stufe stellen wolle? Er erhielt darauf keine Antwort[149].

Da in Sachen des neuen Titels im März 1655 noch kein Bescheid aus Stockholm eingetroffen war, überreichte Rodes dem Zaren ein königliches Schreiben noch in der alten Fassung. Wenn ihm auch keine Vorwürfe gemacht wurden und der Brief nicht zurückgewiesen wurde, so zeigte der Zar doch seine Unzufriedenheit, indem er zweimal mit dem Stab auf den Boden stieß „und dero Gesicht auf der Seiten nach den Finstern wendeten". Es war eben zunächst angesichts der bereits gespannten Beziehungen zwischen Moskau und Stockholm nichts zu erreichen.

Nach der Besetzung Wilnas meldet Rodes, der Zar habe bereits das Großfürstentum Litauen in seinen Titel inkorporiert[150]. Diese Einverleibung Litauens rückte Schweden die gefährliche Entwicklung des russischen Vormarsches unmittelbar vor Augen; nun waren die baltischen Provinzen bereits bedroht und ein russischer Durchbruch zur Ostsee stand zu befürchten. Deutlich wurde offenbar, daß sich hinter Titelfragen mehr verbarg als bloße Ruhmsucht und zeitbedingte Vorliebe für Formeln und

144 Bericht v. 30. 5. 1654.
145 Bericht v. 21. 6. 1654.
146 Bericht v. 29. 8. 1654.
147 Bericht v. 30. 1. 1655.
148 Bericht v. 20. 7. 1655.
149 Bericht v. 30. 1. 1655.
150 Bericht v. 6. 11. 1655.

Allegorien: sie waren Ausdruck unmittelbarer und konkreter Veränderungen von Besitzverhältnissen an den Grenzen.

Sehr bezeichnend für die Wahrung der fürstlichen Prärogative im diplomatischen Verkehr war ein Zwischenfall mit den kaiserlichen Gesandten Allegretti und Lorbach, die sich, ähnlich wie auch venezianische Diplomaten, um eine Friedensvermittlung zwischen Polen und Moskau bemühten, um beiden die Hände für den Türkenkrieg zu lösen.

Beim Eintreffen der kaiserlichen Gesandten verlangten die russischen Pristaws, daß jene sich zur Begrüßung als erste von den Pferden erheben sollten[151]. Ob dieser Zumutung ließ der kaiserliche Gesandte sich vernehmen: „Was meinet Ihr, daß ich die Hoheit meines Herren nicht wüßte, das ist ein schönes Anmuten von Euch. Wisset Ihr wohl, daß in der ganzen Christenheit kein größerer Potentat und mächtigerer Monarch ist, als der, welcher uns an ihre Zar. Maytt. abgefertigt!" Die Pristaws antworteten, sie wüßten davon nichts; hier wäre es Brauch, daß die Fremden zuerst von den Pferden stiegen. Mit diesen Verhandlungen wurde vier Stunden im Felde verbracht. Erst nachdem die Gesandten die Pristaws mit „groben, unhöflichen Worten angefahren", sich auf ihre Geleitbriefe beriefen und Miene machten, umzukehren, lief die Order des Zaren ein, die Pristaws sollten zuerst absteigen. Einer von ihnen konnte sich hierbei jedoch nicht enthalten, zu sagen: „Was wollt er ein großer Herr sein, hat ihn doch der Schwede überwunden und viel Land und Leute von ihm gewonnen!" Ob er das den Gesandten übersetzen sollte, fragte der Dolmetscher? Man hielt es nicht für nötig.

Am nächsten Tage fragten die Pristaws die Gesandten, warum sie denn so „obstinat" gewesen seien; aller anderen Potentaten Gesandte bequemten sich doch dazu, zuerst abzusteigen. Ihnen wurde geantwortet: diese könnten mit ihrem Herrn, den König und Kaiser, nicht verglichen werden. Sie machten es auch nicht so wie die Schweden, die anfangs gute Worte geben, und zu schmeicheln wüßten, zum Schluß aber übel voneinander schieden oder gar zuschlügen. Sie aber hielten anfangs ihre Reputation und schieden am Ende in guter Freundschaft[152]!

Den kaiserlichen Gesandten auf dem Fuße folgte der schwedische Ambassadeur Graf Gustav Bielke[153]. Rodes meint, er wäre mit größeren Ehren empfangen worden als die kaiserlichen Gesandten zuvor. Bei dem höheren diplomatischen Rang des Schweden wäre das ja an sich nicht verwunderlich. Aber auch hier wiederholte sich ein ähnlicher Zwi-

[151] Eine damals stets wiederkehrende Streitfrage. Vgl. dazu *J. G. Korb*, Diarium intineris in Moscoviam, Wien 1700, S. 39.

[152] Bericht v. 6. 11. 1655. Zu den Verhandlungen selbst siehe *Solowjew* Bd. 10, S. 348 ff.

[153] Mit ihm A. v. Essen und Philipp v. Krusenstiern.

schenfall. Auch Bielke weigerte sich, als erster aus dem Wagen zu steigen und den Pristaws entgegenzureiten! Auch hier gab es lange Dispute, wenn auch etwas kürzere als mit den Kaiserlichen, fügt Rodes hinzu. Dann einigte man sich dahin, daß beide Teile sich gleichzeitig einander nähern und gleichzeitig vom Pferde steigen oder den Wagen verlassen sollten[154].

Angesichts der militärischen Erfolge im Kampfe mit Polen schwoll der Kamm des russischen Selbstbewußtseins mächtig an. Man werde, hieß es in Moskau, sich beim Einmarsch in Polen nicht vor den Festungen aufhalten, sondern an ihnen vorbeirücken und sich des ganzen Landes bemächtigen. Von „einigen vermessenen und doch von solchen Sachen wenig Verstand habenden Russen" werde, erzählt Rodes, behauptet, man wolle es dabei nicht bewenden lassen, sondern „alsdann weiter fort und gar in Teutschland hinein zu kriegen vorhabens sein wollen".

Schon damals — 1654 — sah sich Rodes veranlaßt, vor dem russischen Expansionsdrang zu warnen. Man dürfe, meinte er, bei dem glücklichen Verlauf des Polenfeldzuges nicht vergessen, wie gerne der Russe wieder einen Fuß an die Ostsee setzen wolle. „Was meint Ihr", habe neulich ein Hofbeamter des Zaren in Gegenwart einiger Ausländer gesagt: „glaubet das nur vor gewiß, daß Ihre Zar. Maytt. bei Ihren gefaßten Kriegsdesseignen nicht minder verrichten werden als Alexander Makedonskoi[155]!" Der Vergleich mit Alexander d. Gr. ist im übrigen der damaligen moskowitischen Panegyrik durchaus geläufig. Als im Jahre 1657 in der griechischen Kirche in Venedig ein Festgottesdienst zu Ehren des Zaren anläßlich des Besuchs eines russischen Gesandten zelebriert wurde, feierte der Geistliche in seiner Predigt Alexej Michailowitsch als den Beschützer der orientalischen Kirche und den Besieger der Ungläubigen und sprach die Hoffnung aus, der Zar werde als ein zweiter Konstantin die Griechen von der Sklaverei befreien und als ein zweiter Alexander von Mazedonien die Moslim, die Nachkommen Hagars, niederwerfen[156].

Als ein Symbol des russischen Selbstbewußtseins konnte die große Glocke von 7000 Pud (1 Pud=16 Kilo) gelten, die im Sommer 1653 gegossen und im Frühjahr 1654 erstmals erprobt wurde. Sie gab, schreibt Rodes, ein „überaus großes Brummen" von sich: sie wird „von Jedem für ein rares Stück gehalten, von der Reußischen Nation insonderheit, weiln sie ein Reuß gegossen; sagen hier, daß in der Ganzen Welt dergleichen nicht wird zu finden sein ... Wie groß sie aber von diesem Monstro gesprochen, von welchem sie sich auch eingebildet, daß der Klang durch die ganze Welt erschallen sollte, so schlecht und liederlich ist der große

[154] Bericht v. 6. 11. 1655.
[155] Bericht v. 14. 3. 1654.
[156] *Brückner*, Gesch. Rußl. S. 82/83.

Ruhm." Als die Glocke am 11. März zum zweiten Male von 200 Personen geläutet wurde, barst sie auseinander. Der Schaden wurde auf 20000 Rbl. geschätzt. „Damit sie sich aber des Schadens halber trösten und der Welt kund tun wollen, daß sie solches nicht groß achten, so sollen Ihre Zar. Maytt. eine andere, die zweimal so groß ist, gießen zu lassen vorhaben[157]."

Im August 1655 heißt es, die neue Glocke solle auf 10000 Pud vergrößert werden; wenn sie gerate, werde sie ein miraculum mundi sein[158]. Der Patriarch selbst habe ihr zu Ehren eine Messe lesen lassen.

Es waren große Tage für den Patriarchen Nikon. In Abwesenheit des Zaren, der im Hauptquartier und an der Front weilte, fühlte er sich als der berufene Wahrer und Mehrer der Würde und Größe des Reiches. Als bei einem Brande die große Kremlpforte abbrannte, ließ er an Stelle des die Pforte krönenden goldenen Adlers einen neuen anfertigen: „an Größe den vorigen übertreffend und mit Zierart versehen, über beiden Köpfen eine kaiserliche Krone, Szepter und Reichsapfel in den Klauen[159]." Schon warf allerdings sein kommender Sturz gewisse Schatten voraus.

6. Pestilenz und Bilderstreit während des polnischen Krieges

Seit Ausbruch des polnischen Krieges wird die Berichterstattung aus Moskau auch für den schwedischen Residenten schwierig. Rodes bemüht sich trotzdem, seine Regierung über die politischen und militärischen Geschehnisse zu orientieren. Es liegt auf der Hand, daß er hierbei das ukrainische Problem besonders berücksichtigt. Hier interessieren vor allem die Meldungen über Geschehnisse und Stimmungen in Moskau.

Die Nachrichten über das Wüten der Pest stehen im Vordergrunde und bilden einen düsteren Hintergrund zu den Berichten von der Front. Während der Zar im Sommer 1654 in seinem Hauptquartier weilte, wurde das Hinterland von einer furchtbaren Seuche heimgesucht, deren Hauptherd die Hauptstadt bildete. Brückner hat in einer Monographie

---

[157] Bericht v. 14. 3. 1653. Nach Olearius wurde die Glocke von einem Lehrjungen des bekannten Geschützmeisters und Glockengießers Hans Falck gegossen und wog 7700 Pud = 2080 Zentner (Ausgabe 1656 S. 206). Die alte zur Zeit von Boris Godunow gegossene Glocke auf dem berühmten Glockenturm Iwan d. Gr. in Moskau wog 356 Zentner (ibid. S. 147).

[158] Bei *J. Ph. Kilburger*, Kurzer Unterricht von dem russischen Handel, Büschings Magazin Bd. 3, S. 245—341 und *Meyerberg*, S. 185 ff. noch weitere Nachrichten über den Glockenguß von 1653. Die Glocke wurde beim Feuerschaden von 1701 zertrümmert und 1734 neu gegossen.

[159] Bericht v. 9. 8. 1655. Über die russische Wappensymbolik siehe *A. W. Solovjev*, Les emblêmes héraldiques de Byzance et les Slaves, Seminarium Kondakovianum, Praha, Jahrg. 1935; *R. Salomon*, Paisius Ligarides, Zeitschr. f. osteurop. Geschichte 1931, Heft 5, S. 50 Anm.

über die Pest in Rußland im Jahre 1654[160], hauptsächlich Solowjew[161] und Richter[162] folgend, ein eindrucksvolles Bild dieser elementaren Katastrophe entworfen. Rodes' Berichte liefern hierzu einige Illustrationen.

Im Juli 1654 hatte die Zarin mit ihren Kindern und dem Patriarchen Moskau verlassen und sich ins Troizakloster begeben[163]: „auch wegen der bevorstehenden Sonnenfinsternis. Obwohl Prophezeiungen der Astronomen als Zauberei gelten, hat der Patriarch sie doch ins Russische übersetzen lassen, sie lauten ungünstig. Daher fürchtet sich der Patriarch sehr. Das Volk murrt, daß der Hirt die Schafe verläßt[164]."

Verschont von der Seuche blieben vorerst die Ausländer draußen in der Vorstadt[165]. So gereichte ihnen der unfreiwillige Exodus aus der Stadt nun zum Segen. Im November berichtet Rodes, die Behörden ständen, nachdem auch der Statthalter des Zaren Fürst Pronskij der Pest zum Opfer gefallen war (am 11. Sept.), still. Es gebe kaum mehr eine Gelegenheit, Briefe zu befördern[166]. Der gesamte Verkehr von und nach Moskau sei gesperrt, der Handel stocke; nach Nowgorod, das von der Pest verschont geblieben war, würden weder Menschen noch Waren durchgelassen[167]. Auch im Troizakloster[168] brach nun die Seuche aus und die Zarin begab sich in Begleitung des Patriarchen nach Wjasma ins Hauptquartier des Zaren. Der Patriarch hätte angeblich Order erhalten, nach Moskau zurückzukehren, hätte es aber „anders verstanden". In der Stadt sei nun fast kein Haus mehr von der Pest verschont; auch in der Provinz breite sich die Krankheit aus. Viele Kleinstädte und Dörfer seien gänzlich ausgestorben, das Volk irre in Busch und Wald umher, falle zum Teil wilden Tieren zum Opfer oder verhungere[169]. Moskau selbst, heißt es bei Rodes weiter, sei derartig an Volk entblößt, daß die Stadttore unbewacht blieben und nachts offen stehen müßten. Die Toten blieben unbestattet auf den Straßen liegen und würden von Hunden gefressen. Banden von „Schelmen" hätten sich zusammengerottet und plünderten die Höfe. Der Glockenturm über der großen Pforte des Kreml sei abgebrannt und der vergoldete Adler heruntergefallen. Nun habe man einige hundert Strelitzen zur Bewachung in die Stadt gezogen, aber auch unter ihnen wüte die Pest. Überall hoffe man auf einen strengen

---

160 In: Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jh., Leipzig 1887, S. 33 ff.
161 Bd. 10, S. 367 ff.
162 *W. Richter*, Geschichte der Medizin in Rußland, Moskau 1813, Bd. 1, S. 140 ff.
163 Ein Irrtum von Rodes: es war das Kloster Koljasin. Siehe Solowjew l. c.
164 Bericht v. 30. 7. 1654.
165 Bericht v. 29. 8. 1654.
166 Bericht v. 5. 11. 1654.
167 Bericht v. 30. 1. 1655.
168 Siehe Anm. 163.
169 Näheres darüber, auch statistische Einzelheiten, bei *Brückner* l. c.

Winter. Im schwedischen Hof seien von den Leuten 13 Personen erkrankt und nur drei von ihnen wieder genesen[170].

Im Winter begann die Pest auch an der Front, in Wjasma und Umgebung, zu grassieren. Der Patriarch kehrte im Februar 1655 nach Moskau zurück, der Zar folgte bald darauf, um kurze Zeit in der Hauptstadt zu verweilen. Die Pest hatte hier tatsächlich zum Ende des Winters nachgelassen, flackerte aber im Frühjahr wieder auf. Man sprach davon, die Zarin und der Patriarch würden nach der Schneeschmelze, wenn die Wege wieder befahrbar, nach Waldaj und Nowgorod reisen[171]. Im November 1655 stellt Rodes fest, das Land sei durch Pestilenz „ziemlich erschöpft". War die Seuche anfangs vom Innern an die Front getragen worden, so setzte jetzt die rückläufige Bewegung ein: von der Armee aus, bei der auch andere Seuchen wie Skorbut und Ruhr grassierten, drang die Pest nun aufs neue ins Hinterland[172].

Mehrfach hatte Rodes gebeten, ihn nach Stockholm zur mündlichen Berichterstattung zu berufen, da man nicht alles der Feder anvertrauen könne; er würde Order geben, auch in seiner Abwesenheit alles eifrig aufzuzeichnen[173]. Der ersehnte Befehl hat ihn nicht erreicht. Am 31. Dezember 1655 ist er in Moskau der Pest zum Opfer gefallen[174]. Es wird angenommen, daß mehr als 50% der Bevölkerung Moskaus, d. h. einige 100 000 Menschen allein in der Hauptstadt, hinweggerafft wurden.

Rodes schenkt auch nach Ausbruch des Krieges der Person des Patriarchen Nikon große Beachtung. Seine Voreingenommenheit ist unverkennbar; sie spiegelt die starke Antipathie, mit der man dem Patriarchen in den Kreisen der ausländischen Kolonie in Moskau begegnete, wieder. Aber wenn er auch die Nachrichten über die wachsende Animosität des Volkes gegen Nikon mit Genugtuung weitergibt: sie war als solche eine nicht wegzuleugnende Tatsache.

Im August 1654 kommt er auf den Ikonenaufruhr zu sprechen. Nikon hatte im Zuge seiner Neuerungen bei den russischen Ikonenmalern Abweichungen von den griechischen Vorbildern und eine gewisse Beeinflussung durch katholische Auffassungen festgestellt. Während der Zar im Felde war, ordnete er Haussuchungen in Moskau an und ließ alle nach der neuen Art gemalten Heiligenbilder beschlagnahmen. Den konfiszierten Ikonen wurden auf ausdrücklichen Befehl die Augen ausgestochen. Jeder Versuch, hinfort noch derartige Bilder zu malen, sollte streng bestraft werden.

---

[170] Bericht v. 15. 11. 1654.
[171] Bericht v. 14. 3. 1654.
[172] Bericht v. 6. 1. 1655.
[173] Bericht v. 14. 3. 1655.
[174] Den Svenska utrikesförvaltningens historia, S. 176 ff.

Das Volk war ohnehin schon durch Krieg und Seuchen in einem Zustand dauernder Erregung. Als nun eine Sonnenfinsternis neues Entsetzen verursachte, kam die Erbitterung gegen Nikon zum Ausbruch[175]. Eine nach Tausenden zählende Volksmenge erzwang sich, wie Rodes berichtet, Einlaß in den Kreml; man schleppte beschädigte Ikonen mit sich und verlangte Einlaß beim Statthalter Fürst Pronskij. Eine Nonne drang bis zu ihm vor und beteuerte unter Schwüren, eine Ikone, die sie an der Brust trage, habe ihr „weinend offenbart", daß im Palast des Patriarchen ein besonders heiliges Bild „verachtet und schampfieret" unter der Bank liege; „daß solches geschehen, sei aber die Ursache für das große Sterben und es würde nicht aufhören, bis solches gestraft und das erwähnte Bild wieder in seine vorige Dignität gesetzt" sein würde.

Als daraufhin tatsächlich eine Ikone „unter der Bank des Patriarchen", außerdem noch weitere verunstaltete Heiligenbilder gefunden wurden, kannte die Erbitterung keine Grenzen. „Nun erhob das Volk Klage" gegen den Patriarchen beim Statthalter: „er hätte die Bilder so zurichten lassen und das wäre eine schwere Sünde, — nun käme die Strafe über sie". Der Patriarch, hieß es, sei ein Häretiker und hielte einen Zauberer bei sich; er wolle die echte christliche Religion verändern[176]. Das aber wollten sie nicht leiden. Pronskij sollte den Patriarchen, der zur Zeit mit der Zarenfamilie in einem Kloster weilte, nach Moskau rufen und zur Rede stellen. Der Statthalter hat, so gut er konnte, versucht, das Volk zu beruhigen. Er vertröstete es auf die Rückkehr des Zaren; einige Verhaftungen wurden vorgenommen[177].

Der Ikonentumult vom Jahre 1654 stellt eine der ersten größeren Reaktionen des Volkes auf die Kirchenreform Nikons dar. Dumpf meldete sich ein gewisser elementarer Drang der Moskauer niederen Bevölkerung, ihren Wünschen Ausdruck zu verleihen: ähnlich wie schon 1648, deutlicher in den Jahren 1662 und 1682. Das eigentliche Wesen der Reform blieb den breiten Massen verborgen; der Obskurantismus der niederen Geistlichkeit trug ebenso Früchte, wie der finstere Aberglauben der Bevölkerung; der Weg zur Spaltung der Kirche war beschritten.

Im Oktober desselben Jahres — Nikon hielt sich in einem Kloster in der Nähe des Hauptquartiers auf — weiß Rodes zu berichten, der Patriarch liege dem Zaren Tag und Nacht in den Ohren, man solle doch die „bedrängten Glaubensgenossen" in der Ukraine und in Weißrußland „wieder an sich bringen".[178] Zweifellos wird hiermit eine der wichtigsten

---

[175] Vgl. über die allgemeinen Zusammenhänge *Kljutschewskij* Bd. 3, S. 333 ff.
[176] Bericht v. 29. 8. 1654. Bei Rodes diese Worte chiffriert!
[177] ibid.
[178] Bericht v. 9. 10. 1654.

treibenden Kräfte des Krieges aufgedeckt. Zugleich meldet Rodes ein Fortschreiten der Mißstimmung gegen den Patriarchen. Als Anfang 1655 in einem (anderen?) Kloster bei Smolensk einige Bojaren und Geistliche von den Polen überfallen wurden und Nikon um ein Haar dem Anschlag entging, hätten „die meisten Leute in diesem Lande gewünscht, daß er auch mit in diesem Kloster gewesen wäre, denn auf solche Art wären sie ihn ohne Weitläufigkeit quitt und los geworden". Für den kommenden Sommer seien, meint er, große Veränderungen zu erwarten. Die Mißstimmung gegen den Patriarchen sei so groß, daß „sie sich nicht eher zufrieden geben werden, bis sie ihn capot gemacht".[179]

In Wirklichkeit brachte der Sommer 1655 noch keine Veränderungen und Rodes selbst muß bald zugeben, daß Nikon mehr Macht habe, „als je ein Patriarch gehabt". Zu allem anderen trage er sich im Zusammenhang mit den Folgen der Pest mit der Absicht, das Erbrecht in radikaler Weise zugunsten der Krone zu ändern. Das zweite oder dritte Glied, ebenso auch Söhne und Töchter, die sich zu Lebzeiten der Eltern verheirateten und außerhalb des Elternhauses lebten, sollten vom Erbrecht ausgeschlossen sein. Die gesamte Erbmasse sollte in solch einem Falle an den Zaren fallen. Das würde, meint Rodes mit Recht, „ein Mächtiges" betragen. Das Volk sei darüber sehr ungeduldig, dürfe sich aber wenig äußern[180]. Außer dem Patriarchen, heißt es im August d. J., weiß niemand, was eigentlich geschieht; er wisse es, „so zu menagieren, was dem Volk bekannt zu geben und was nicht".[181]

Drei Jahre später kam der Konflikt zwischen ihm und dem Zaren zur Entladung. Auch dem milden Alexej, der selbstbewußter und gereifter aus dem Felde heimgekehrt war, wurde die grenzenlose Anmaßung des Kirchenfürsten zu viel. Anders als im historischen Konflikt zwischen Heinrich II. von England und Thomas a Becket war jedoch hier eine unblutige Lösung möglich. Die Kirche beugte sich dem Staat. Nikon wurde seines Amtes entsetzt und endete nach Jahren, ohne seinen Einfluß zurückgewonnen zu haben, in der Internierung eines Klosters.

Der Krieg mit Polen zog von Jahr zu Jahr weitere Kreise. Durch das Eingreifen Brandenburgs und Schwedens wuchs er sich zu einem großen osteuropäischen Ringen aus, bei dem schließlich auch der Kaiser nicht beiseite stehen wollte. Aus dem Versuch eines russisch-schwedischen Zusammengehens in der polnischen Frage wurde nichts. Das Jahr 1655/56 ist voll vom Wetterleuchten kommender Konflikte; an Litauen und Kurland auf

[179] Bericht v. 30. 1. 1655.
[180] Bericht v. 17. 6. 1655.
[181] Bericht v. 9. 8. 1655.

der einen und der ukrainischen Frage auf der anderen Seite entzündete sich eine Rivalität, die durch die Berichte von Rodes aufschlußreich illustriert wird[182].

Anfang 1656 entschloß sich der Zar, der drohenden Machtvergrößerung Schwedens im baltisch-litauischen Raum und der Ausschaltung Rußlands aus der Regelung der polnischen Frage durch einen Angriff zuvorzukommen. Während er selbst im Mai d. J. über Polozk und Dünaburg auf Riga stieß, sollte die Armee Peter Potemkins an der Ostküste des finnischen Meerbusens Fuß fassen. Ihr wurden Donkosaken zur Verstärkung nachgesandt, denen der Patriarch Nikon selbst den Segen erteilte und den frommen Wunsch auf den Marsch mitgab, „Stockholm und die anderen Städte an der Ostsee" zu erobern[183].

Dorpat und Narwa fielen, genau wie vor hundert Jahren den Scharen Iwans des Schrecklichen, auch diesmal als erste den Russen in die Hände. Riga jedoch hielt vom August bis zum Oktober 1656 der Belagerung stand, ohne sich zu ergeben. Nur das flache Land lag, wie immer, den Eroberern schutzlos preisgegeben da und wurde verwüstet. Je mehr sich der Krieg durch das Hinzutreten Dänemarks und die Einmischung der Westmächte erweiterte und Karl X. Gustav hierdurch auf anderen Kriegsschauplätzen gebunden war, je spürbarer sich schließlich Polen zu erholen begann, — desto deutlicher erwachte die alte polnisch-russische Rivalität aufs neue und rückte in den Vordergrund. Daß der Versuch eines überraschenden Durchbruchs zur Ostsee mißlungen war, wirkte ernüchternd auf den Moskauer Kriegseifer. Man begann sich zum Waffenstillstand mit Schweden geneigt zu zeigen.

Er wurde 1658 in Wallisaare abgeschlossen und brachte die Wiederherstellung des Status quo ante bellum, was im Frieden von Kardis 1661 bestätigt wurde. Um so klarer lag der Gewinn des Polenkrieges auf der Hand. Hier gingen im Frieden von Andrussowo 1667 Smolensk und Sewerien sowie die linksufrige Ukraine mit Kiew in russischen Besitz über. Das Schwergewicht des jahrhundertealten Ringens der beiden großen ostslawischen Mächte neigte sich endgültig zu Gunsten Moskaus.

Schon während der letzten Periode des Krieges war das Zarenreich im Inneren schweren Erschütterungen ausgesetzt gewesen. Der große Kampf zwischen Staat und Kirche in der Person Alexejs und Nikons entbrannte 1658 in voller Schärfe. Die Kirche wurde zudem noch durch das Schisma der Altgläubigen schwer getroffen; auch hier mußte die Autorität des Staates durchgreifen, um der sowohl geistig als auch politisch-sozial radi-

---

182 Berichte v. 13. 3. 1653, 30. 4. 1654, 21. 6. 1654, 29. 8. 1654, 15. 11. 1654, 30. 1. 1655, 4. 4. 1655, 20. 7. 1655.

183 *Brückner*, Beiträge zur Kulturgeschichte ... S. 169 ff.

kalen schwärmerischen Bewegung Herr zu werden. So war der Moskauer Staat in den 60er Jahren imstande, auch des großen Kosakenaufstandes von Stenjka Rasin, der zeitweilig das ganze Wolgagebiet umfaßte, Herr zu werden, obwohl sich hier soziale Unzufriedenheit und anarchische Urinstinkte in gefährlicher Weise mit zentrifugalen Tendenzen der Ostvölker zwischen Kaspischem Meer und Ural verbanden.

Das letzte Jahrzehnt der Regierungszeit Alexej Michailowitschs steht im Zeichen einer immer deutlicheren Bejahung der von Westen eindringenden Kulturströme. Es hatte den Anschein, als ob Rußland im Wege einer allmählichen Adaption abendländischer kultureller Einrichtungen und Ideen — auch wenn sie zunächst stärker über die Ukraine und Polen erfolgte —, den tiefen Graben, der es Jahrhunderte lang vom Westen getrennt hatte, überbrücken werde, ohne das ganze Gefüge des Staates und die Eigenkultur und Sinnesart seiner Bewohner durch gewaltsame Experimente zu erschüttern und damit einen sozialpolitischen Sprengstoff zu bilden, der sich in der Folge stets in Form von imperialistischen Ausbrüchen über die Grenzen entladen sollte.

Rußland und sein Igorlied

Von Dietrich Gerhardt

Das altrussische Prosa-Epos „Slovo o polku Igorewe", das Lied von Igors Heerschaar[1], ist in letzter Zeit zweimal gefeiert worden: Nachdem man bereits 1938 die 750. Wiederkehr seines Entstehungsjahres begangen hatte, bot das vorige Jahr den Termin zu einer 150-Jahrfeier der editio princeps. Beide Jubiläen sind außerhalb Rußlands sicherlich wenig bemerkt worden, und über den Festausgaben und -aufsätzen sind die Wellen des gelehrten Schrifttums schon wieder zusammengeschlagen. Der Laie, der vom Igorliede hört, wird außerdem meinen, daß die Russen allzu oft ihre geistigen und zivilisatorischen Errungenschaften als Balken, die der andern aber als Splitter ansehen, und wird so gar keinen Drang spüren, auf das Lob zu achten, das immerhin auch viele große Männer des Westens dem Liede gespendet haben. Wenn er kritischer ist, wird er sich vielleicht auch darüber gewundert haben, daß es möglich gewesen sein soll, den Geburtstag des Werkes auf das Jahr genau zu feiern, obwohl es sich doch um ein anonymes Denkmal höfischer Kunstdichtung aus dem 12. Jahrhundert handelt, und gar das Jubiläum einer alten Ausgabe zu feiern, wird er sicherlich keinen rechten Grund sehen. Wirklich hat man das Datum des ersten Festjahres nicht ohne Risiko gewählt, aber eben die Tatsache, daß wir über Zeit und Umstände verhältnismäßig genau Bescheid wissen, unter denen das Igorlied entstanden ist, obwohl Text und Inhalt im übrigen lauter Rätsel aufgeben, und eben dieser besondere Wert des ersten Abdruckes charakterisieren den Stand der Dinge. Ihn möchte ich hier in aller Kürze darlegen.

Das sogenannte Igorlied ist ein kurzer Text sehr künstlicher rhetorischer Prosa, der nicht irgend eins der großen epischen Weltthemen variiert, sondern einen individuellen geschichtlichen Hergang mit künstlerischen Mitteln schildert.

---

[1] So hieß es bei F. Abicht, Leipzig 1895, und diese Übersetzung kommt dem Doppelsinn von russisch polk (vgl. unser Fremdwort Pulk) wenigstens nahe, nämlich 1) „Heer" und 2) „Feldzug". Slowo heißt eigentlich „Wort", dann besonders „Predigt, praedicatio, dictum, dit, Sage". Vielleicht darf man es also mit Dichtung zusammenbringen. Um es im Titel des Igorliedes zu erklären, hat man auf das „goldene Wort", slato slowo, hingewiesen, das im Igorlied Fürst Swjatoslaw von Kiew fallen läßt, d. h. eine längere Mahnrede an die Adresse der beiden Hauptheiden, die allerdings räumlich und sachlich ziemlich in der Mitte des Werkes steht. Ich würde lieber an das exordium der Dichtung anknüpfen, worin der Dichter spielerisch-zweifelnd erwägt, ob er sein Thema „starymi slowessy", nach Art der alten Dichtung, im alten Stil, beginnen solle. In gewissem Gegensatz zum Slowo stände dann die pessnj, das Preislied, das auf jemand gemacht wird. Man sieht schon aus diesen Proben, daß ich ganz grob transskribiere, da für den, der das russische Lautsystem nicht kennt, alle Genauigkeit nutzlos ist.

Als literarische Form ist die Prosa ja im allgemeinen erst nach der metrischen Dichtung belegt, und allein diese prosaische Form des Liedes ruft Erinnerungen an die nordischen Sagas und die keltischen Mabinogion wach; doch war auch in Byzanz die Prosaerzählung als literarische Gattung längst angebaut, und aus den Liedfassungen des byzantinischen Epos sehen wir bereits Prosafassungen abgeleitet. Auch auf die reiche Tradition der asiatischen Kunst- und Reimprosa sei wenigstens hingewiesen. Nicht nur formal gliedert sich dies Heldenlied aber in eine Tradition ein, die auch bei uns wirksam gewesen ist, sondern auch inhaltlich: Gegenstand des Igorliedes ist ein Feldzug (noch dazu ein mißlungener) eines der zahlreichen russischen Teilfürsten, nämlich des Fürsten von Nowgorod Ssewersk, Igor Swjatoslawitsch, und seines Bruders Wsewolod gegen einen der nomadisierenden turkstämmigen Gegner des alten Ruß-Landes[2], die Polowzer oder Kumanen, seine Gefangennahme und glückliche Flucht. Die altrussische Chronik datiert den Beginn dieses Zuges auf den Tag genau, nämlich den 23. IV. 1185, und dies Datum wird, so exakt, wie wir's nur wünschen können, durch die Sonnenfinsternis vom 1. V. 1185 bestätigt, die als böses Omen am Beginn des Unternehmens steht und im Liede unmißverständlich geschildert wird. Obwohl Igors Kriegszug zunächst mehr eine Lokalangelegenheit zu sein scheint, lag doch sein Motiv und gingen seine Folgen tief: Igor hatte nämlich aus persönlichem Stolz den Plan seines ranghöheren Vetters, Swjatoslaws, des Großfürsten von Kiew, durchkreuzt, einen wohlvorbereiteten Entscheidungszug aller verbündeten Teilfürsten gegen die Wintersitze der Kumanen einzuleiten. Vorschnell und ruhmsüchtig war er mit seinem geringfügigen Heer, das ein paar Verwandte kaum wesentlich zu vermehren vermochten, in Richtung auf die Don-Mündung hin vorgestoßen. Sein Mißerfolg nach anfänglichen Vorteilen riß eine Lücke in die Verteidigungslinie gegen die Steppennomaden, die etwa bei dem Flusse Ssula gelegen war, einem linken Nebenfluß des Dnjepr. Zudem war die militärische Niederlage durch die Schwere einer moralischen Niederlage vermehrt: Heiden hatten über Christen gesiegt, ihre unabsehbare Menge strömte nun ins Land, selbst die Völker weiter im Westen, die unter russischer Herrschaft standen, bis hin zu den Ungarn, drohten am Aufruhr teilzunehmen, so daß selbst die galizisch-wolhynischen Fürstentümer von den Vorgängen am Kajaly-Flusse betroffen waren. Daß er das Ausmaß dieser Folgen geahnt, und wie er es dargestellt hat, das ist die erstaunliche Besonderheit des Dichters. Er schildert uns die Vorgänge mit der deutlichen Absicht, die verzweigte Sippschaft des Rurikidenhauses noch einmal zu einem gemeinsamen Schlag gegen den heidnischen Gegner zu sammeln, ihr im mahnenden Beispiel die Folgen ewiger Eigensucht zu zeigen, sie einzeln anzureden und am Glanz alten Schlachtenruhmes ihre Teilnahme für das Ruß-Land neu zu entzünden. Er übersieht auch die ganze schwierige Ordnung aller Provinz-Fürstentümer in der Abstufung ihres Wertes, er kennt die Linien und Seiten-

[2] Vielleicht deuten Artikel und Bindestrich wenigstens fürs Auge die Mitte zwischen appellativer Landschaftsbezeichnung und völkischem Eigennamen an, auf der das Wort „Rusj" noch steht. Seine Etymologie ist, trotz allem, was dazu gesagt ist, ungeklärt, jedenfalls kommt der Name zunächst nicht den Slawen zu, die ihn dann übernommen haben.

linien der alten Fürstenfamilie, die sich als eine Kette des Ehrgeizes und Neides, der Bruderkämpfe und inneren Streitigkeiten vom Kiewer Zentrum aus durch all die kleinen und kleineren Stadt-Staaten bis zum „Ohneland", dem isgoj, hinwirrten und von dauernder Unruhe zitterten, statt daß sie sich zu einem Zaum gegen die ständig neu andrängenden Steppen-Nomaden gestrafft hätten. Diesen Appell an die Fürsten trägt aber ein starkes Gefühl für die Größe und Einheit all der heterogenen Bestandteile, aus denen das Kiewer Reich zusammengewachsen war, und unter denen die Slawen, in deren Sprache er abgefaßt ist, noch mit keinem eigenen Gesamtnamen hervortreten.

Dieser Rundruf an die Fürsten mit seinen vielen persönlichen Einzelheiten ermöglicht uns aber auch, die Abfassung des Liedes ebenso genau zu datieren, wie die Ereignisse, die es schildert: Im Herbst 1187 (September bis Oktober) muß diese Fassung niedergelegt worden sein. Just um diese Zeit wiederholte auch Swjatoslaw von Kiew seinen Versuch eines gemeinsamen Zuges gegen die Kumanen, und vielleicht war es gerade der Appell des Igorliedes, der diesem Unternehmen und den rasch anschließenden Feldzügen von 1190 und 1192 Erfolg brachte, so daß die schlimmste Gefahr, die aus dem „Kumanenfelde" drohte, endlich abgewandt wurde.

Ganz so klar kenntlich, wie es die heroische Schwarz-Weiß-Malerei des Liedes nahelegt, an der sich die ganze Natur beteiligt, ganz so einfach, wie die dichterische Antithetik es will, war die Lage allerdings nicht. Zwischen Don und Dnjepr maßen sich nicht Abendland und Asien, nicht nordische Herren und barbarische Nomaden, und selbst der christlich-heidnische Gegensatz ist wohl nicht geradezu als Wertunterschied zu denken: Zwei Gegner stritten hier, die zumindest gleichberechtigt waren, deren politische und familiäre Beziehungen vielfach durcheinander liefen, zwei Parteien eher als zwei Nationen oder Religionen. Denn schon Generationen vor Igor hatten sich russische Fürsten mit den Kumanen gegen ihresgleichen verbündet und hatten die schönen Kumanenmädchen geheiratet. Noch in Igors Heer kämpften die turkstämmigen Kui von Tschernigow auf russischer Seite gegen ihre kumanischen Stammverwandten, unzuverlässig wie alle „Hilfswilligen", vom Liede verschwiegen, aber durch die Chronik genannt. Auch die Kumanen mögen ihre Teilfürsten und ihre inneren Fehden gehabt und die Russen in diese Politik einbezogen haben. Die beiden vornehmen Häuptlinge, denen Igor und Wsewolod in der Schlacht gegenüberstehen, Gsa und Kontschak, kämpfen durchaus ritterlich, wie wiederum im Liede begreiflicherweise nicht weiter ausgemalt ist, und obwohl sich sein Sohn Wladimir gleichfalls in ihren Händen befindet, flieht Igor dennoch allein aus kumanischer Gefangenschaft, noch dazu mit Hilfe eines Mischlings aus dem gegnerischen Lager, Ovlur oder Lavr, und sein Sohn wird daraufhin keineswegs massakriert, sondern kehrt nach zwei Jahren mit der Tochter Kontschaks und einem Kind zurück, so daß als erstes Hochzeit gemacht wird, was nicht hindert, daß trotz dieser friedlichen Bindung 1187 der große Feldzug gegen die Kumanen beginnt. Das alles zeigt die schwer zu durchschauenden Beziehungen kriegerischer Zeiten und ihrer heroischen Moral. Der Dichter des Liedes sieht diese Ehe Wladimirs offenbar hinterher als Manöver politischer Spekulation und läßt die beiden Gegenspieler Igors

in Form einer Rätselrede auf dem Verfolgungsritt darüber handeln: „Wenn der Falke nestwärts fliegt, werden wir beide das Falkenjunge mit unsern vergoldeten Pfeilen erschießen." — ‚Wenn der Falke nestwärts fliegt, werden wir beide das Falkenjunge durch ein schönes Mädchen umstricken.' — „Wenn wir zwei es durch ein schönes Mädchen umstricken lassen, werden wir weder das Falkenjunge noch unser beider schönes Mädchen haben, dann werden sie vielmehr beginnen, uns beiden das Geflügel zu schlagen auf dem Kumanenfelde." Und wirklich: diese für die Kumanen ungünstigste Möglichkeit ist ja dann tatsächlich eingetreten.

Wenn also, wie hier, die edle Falkenbrut Igors und seiner Anverwandten dem Dohlen- und Krähengeschlecht der Gsa und Kontschak gegenübergestellt wird, so kleidet sich wohl mehr persönliche Sympathie und Antipathie in dies geläufige Bilderpaar, als Wert und Unwert zweier Weltgegensätze. Außerdem können wir wenigstens in einigen Punkten prüfen, ob der Dichter des Igorliedes die Wirklichkeit, die er sah, getreu schildert, und zwar durch die bereits herangezogene altrussische Hypatius-Chronik, die die Ereignisse von 1185 gleichfalls in einem reichen Gesamtbild überliefert.

Die geringe Differenz beider Berichte ist nicht allein auf die Formel zu bringen, daß der eine „historisch", der andere „dichterisch" sei, dazu lag auch in den „Letopisi", den russischen Chroniken selbst, zu viel literarischen Anspruchs und war das Slowo seinerseits bei aller Kunst doch auch wieder zu aktuell an seine Zeit gebunden; vielmehr wird sie kaum anders aufzufassen sein, als wenn einem geschichtlichen Sachbericht — wie es in unserer westlichen Überlieferung ja öfters geschieht — „idem metrice" nachfolgt: ein Wechsel des Stils mehr als ein Wechsel des Blickpunktes oder gar des Gegenstandes. Mit dieser Einschränkung bestätigen sich die beiden Berichte aufs beste, und auch zu den sonstigen historischen Einzelheiten bis ins Detail der Waffen, Kleider und andern „Realien" beider Parteien haben anderthalb Jahrhunderte der Auslegung so viel schlagender Belege gebracht, daß an der historischen Richtigkeit des Bildes nicht mehr zu zweifeln ist, das wir uns aus dem Igorliede von den Grenzkämpfen des alten Ruß-Landes machen können. Nur vor unserer eigenen Interpretenwillkür müssen wir hier besonders auf der Hut sein, wie überall da, wo sich gelehrter Scharfsinn und nachfühlende Empfindung gesammelt auf eine vereinzelte Reliquie alter Kunst stürzen. Gewiß, ein nationales Denkmal im eigentlichen Sinne haben die Russen in ihrem Igorlied erhalten; denn, wie wir gesehen haben, ist es keineswegs ein hyperbolisches Produkt irgendeines maßlosen Lokaldichters, der aus einem Sturm im Wasserglas eine Weltkatastrophe macht, und nicht nur die Endzeitpsychose des „siebenten Zeitalters", das auch der Dichter des Liedes zählt, treibt den Ton des Ganzen zu schwer dahinrollendem Ernst und mahnender Prophezeihung hinauf. Nicht minder aber als das kleine Nachhut-Scharmützel von 789 im Rolandslied oder das unerfreuliche Ende des kleinen Burgundenstammes im Nibelungenlied ist der Kampf am Kajaly-Fluß im Igorlied doch ins Dichterische entrückt, und ebenso wenig wie in diesen westlichen Dichtungen rechtfertigt das Symptomatische des tatsächlich Geschehenen, wie wir es leicht haben, rückblickend zu sehen, von vornherein eine solche Entrückung. Hier lockt derselbe Weg, der von den Handschriften des Nibelungenliedes über Lachmanns Edition zu Zeuners Taschenausgabe für die Soldaten der

Freiheitskriege und schließlich bis zu dem lauten Pathos von Janssens „Buch Treue" hingeführt hat, und wenn nun nach Borodins Oper wirklich der große Film kommt, den das Jubiläumsjahr bereits erwarten ließ[3], so steht all das, was da rein quantitativ in den Bereich des alten Liedes gezogen würde, natürlich in keinem Verhältnis mehr zu dem Bereich, den der Dichter selbst räumlich und menschlich umspannen wollte.

Diese zunehmende Verflüchtigung einer ursprünglich begrenzten, aber umso eindringlicher wirkenden künstlerischen Absicht ins Anachronistisch-Farblose patriotischer Phrase steht auch in lebhaftem Gegensatz zu der wachsenden Genauigkeit, die wissenschaftliche Forschung in der Auslegung dieses Liedtextes erreicht hat, allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Denn schon die Aufgaben, die die Überlieferungsverhältnisse stellen, sind von reizvoller Schwierigkeit.

Die Dichtung behandelt, wie wir gesehen haben, Ereignisse von 1185, besonders im Bereich der Teilfürstentümer um Kiew, wie Nowgorod Ssewersk, Tschernigow, Putiwl oder Kursk, und ihre besondere Liebe gilt dem kleinen Außenposten Tmutorokan gegenüber von Kertsch an der Grenze Zirkassiens. Ihr Dichter stand den Ereignissen unmittelbar nahe, vielleicht hatte er sogar am Feldzug teilgenommen. Dennoch muß die einzige Handschrift, die bis in die Neuzeit erhalten blieb, erst aus dem 16. Jahrhundert gestammt und sprachlich Kennzeichen des großrussischen Nordwestens getragen haben, vor allem Züge der Sprache von Groß-Nowgorod oder Pleskau, wohin auch weitere Spuren zu weisen scheinen. Im Ursprungsgebiet hat sich bisher nichts von irgendwelcher weiteren Überlieferung finden lassen, und Nachrichten über eine verschollene Abschrift, die sich nicht bewahrheitet haben, weisen in ganz andere Richtung, nämlich an die Grenze des großrussischen Nordens nach Olonez. Das wäre an sich ein durchaus möglicher Weg und gäbe einen Beleg mehr dafür, daß eine allgemeine, große kulturgeschichtliche Strömung vom Süden nach dem Norden Rußlands gegangen ist, die Sprache und Schrifttum nach sich gezogen hat. Von Kiew nach Moskau lief sie zunächst, weil die politische Macht ihr diesen Weg bahnte, und von da zog sie weiter zur nordwestlichen und nördlichen Peripherie des Sprachgebietes hin, weil die neuzeitliche Zivilisation alles „Altertum" aus dem städtischen Zentralbereich vertrieb. „Altertum", starina — so nennen ja die bäuerlichen Sänger und Improvisatoren die Märchen- und Heldenlieder, die spätere Sammler als „Bylinen" bezeichnet haben, den einzigen Rest epischer Tradition, den wir dem Igorliede wenigstens von fern an die Seite stellen können. Sie sind bis heute mündlich überliefert, und ganze Familien von Rezitatoren haben ihr Formelmosaik in immer neuen Kombinationen zusammengefügt. Neben vorgeprägten, weltliterarischen Stoffen ahnt man in ihrem Wust auch öfters geschichtliche Tatsachen, aber was die Bylinen gerade kennzeichnet, das ist ihr Drang, alles konkrete Geschehen aus der Kategorie geschichtlicher Zeit in eine flächige, farbige Märchenwelt umzusetzen; dies, und nicht nur ihr Inhalt, scheidet sie deutlich von den eigentlich historischen und den merkwürdig geistlichen Bettlerliedern (stichi duchownyje), die beide metrisch und musi-

[3] Siehe I. Novikov, Genialnaja russkaja poäma XII weka (Das geniale russische Poem des 12. Jahrhunderts), Litgazeta 119 (2710) vom 12. XII. 1950, S. 3.

kalisch nicht sonderlich von ihnen abweichen[4]. So haben sich Geist und Gestalt der Überlieferung auf dem langen Wege von der Tafelrunde des wahrhaft arthurischen Herrschers Wladimir in Kiew bis in die Bauernhütten der Eismeerküste doch seltsam verschoben. Sicherlich läßt sich mancher Anklang an Stil und Art des Igorliedes in ihnen erkennen, aber sie sind Volksdichtung „rhapsodischer" Zeitalter, und das Igorlied ist Kunstepik „aoidischer" Blütezeiten[5]. Der wichtigste Beleg, den sie uns liefern, ist eben der jener großen Süd-Nord-Drift, von der auch das Igorlied erfaßt worden ist. Zyklisiert um Herrscher und Städte von Kiew, Groß-Nowgorod und Moskau, zeigen sie genau die drei Etappen an, auf denen wir auch dem Slowo begegnen: es schildert den Kiewer Bereich, aus dem es erwachsen ist, es wird in Nowgorod und Pleskau übertüncht und war dort bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts bekannt, da der Schreiber des sogenannten Apostolus von Pleskau bereits 1307 einen Satz daraus zitiert, es muß aber auch nach Moskau gelangt sein und dort mit unverminderter Eindringlichkeit literarisch gewirkt haben. Als die Kämpfe der großrussischen Fürsten mit den Tataren die nationale Bedeutung erhielten, die früher die Kämpfe an der Südgrenze gehabt haben mögen, da hat man nämlich dem Igorliede eine merkwürdige Renaissance bereitet: Eine der Erzählungen, die von den ersten Siegen der Moskauer über den Tatarenchan Mamaj 1380 berichten[6], die sogenannte Erzählung „von jenseits des Don" (Sadonschtschina), ahmt das Igorlied auf lange Strecken hin wörtlich nach. Wir können solche „Testimonien" brauchen, denn die ursprüngliche Handschrift ist nicht erhalten.

Sie gehörte einem bibliophilen Staatsmann, wie das 18. Jahrhundert auch in Rußland manchen hervorbrachte, dem Grafen A. I. Mussin-Puschkin, der eine größere Handschriftensammlung besaß, von der viele Stücke gerade aus Pleskau stammten. Gegen 1792 wurde man in Kennerkreisen darauf aufmerksam, daß einer seiner Sammelbände außer einer jüngeren russischen Chronikkompilation und byzantinischer weltlicher Übersetzungsliteratur[7] auch das Igorlied enthielt, dessen Wert man zwar sogleich erkannte, das man aber literarisch am besten mit Os-

---

[4] Vgl. über all diese Fragen das bewährte Buch von Reinhold Trautmann, Die Volksdichtung der Großrussen I, Das Heldenlied (Die Byline), Heidelberg 1935, auch desselben Verfassers Auswahl: Russische Helden- und Spielmannslieder, Humboldtbücherei 7, Leipzig 1948, und seine neueste Akademieabhandlung: Das historische Volkslied der Großrussen, Berlin 1951. Von der Eigenart der „Geistlichen Verse" gibt das Buch von W. Stammler, Die religiöse Volksdichtung des russischen Volkes, Heidelberg 1939, nur einen schwachen Begriff. Vgl. jetzt Proben der beiden letzten Gattungen, erfreulicherweise einmal mit Notentext, bei Elsa Mahler, Altrussische Volkslieder aus den Pečoryland, Basel 1951.

[5] Diese Unterscheidung nach dem immer noch grundlegenden Büchlein von John Meier, Werden und Leben des Volksepos, Halle 1909.

[6] Sie sind jetzt von Frau W. P. Adrianowa-Peretz in einem hübschen Bande neu herausgegeben: Wojinskije powesti drewnej Russi (Kriegserzählungen Altrußlands), Moskau-Leningrad 1949, Serie „Literaturnyje pamjatniki" (Literaturdenkmale) der Akademie der Wissenschaften.

[7] Unterhaltungsliteratur würde ich sagen, wenn dieser Begriff nicht wiederum allzu scharf sonderte, was als *ein* Pensum literarischer Bildung anzusehen ist.

sian vergleichen zu können glaubte[8]. 1795/96 ließ man für Katharina die Große eine Abschrift anfertigen, die P. Pekarskij 1864 im Staatsarchiv wiederfand. Katharina nahm das, was man ihr abschrieb, anders auf, als Friedrich der Große das Nibelungenlied und das andere „elende Zeug", das Chr. H. Müller ihm aus dem „Staube der Vergessenheit" präsentierte, denn sie liebte das russische Altertum, mit dem sie sich stets beschäftigte, „à la folie"[9], aber sie starb 1796. 1800 ließ Mussin-Puschkin dann durch ein Gremium gelehrter Fachleute eine Ausgabe veröffentlichen, eben das Buch, dessen Jubiläum gefeiert worden ist. Diese Ausgabe, ihre Vorrede mit knappen Angaben über den sonstigen Handschrifteninhalt, die Abschrift Katharinens und ein paar Auszüge, die der Historiker N. M. Karamsin in den Anmerkungen seiner Geschichte des Russischen Staates vergraben hat, sind die einzigen Textzeugen, die uns geblieben sind, denn 1812 verbrannte mitsamt Mussin-Puschkins Moskauer Haus auch das Original.

Es ist bezeichnend, daß die ersten Herausgeber dem Text sogleich eine Übersetzung beifügten, denn in der Regel konnten sie bei ihren Lesern wohl keine völlige grammatische Vertrautheit mit *der* „alten russischen Sprache" voraussetzen, in der ihr „heroischer Gesang" abgefaßt war. Die ältere russische Literatur, nicht nur die des geistlichen Bereichs, wurde ja von dem sogenannten Kirchenslawischen beherrscht, einer Bücher- und Gemeinsprache, die auf südslawischer Grundlage ruhte, mit den Anfängen slawischen Schrifttums von Bulgarien geholt, dem einheimischen Sprachzweig aufgepfropft wurde und mit ihm unlöslich verwuchs. Ein Gefühl für die Normen des eigentlichen Altrussischen mußten sich auch die Herausgeber erst erwerben. Immerhin taten sie, was sie konnten, und im Ganzen ist ihre Ausgabe ein Beweis achtbarer Vertrautheit mit dem heimischen Altertum, zumal in einem Lande, dessen Philologen seit je nur abdruckten, ohne all das gewohnheitsmäßige Filiieren, Vergleichen und Rezensieren nach Art der Monumenta Germaniae Historica[10]. Gerade die nicht sehr schwerwiegenden Abweichungen der Abschrift Katharinens und der editio princeps aber haben es dann den Textkritikern ermöglicht, sich von der Beschaffenheit der Originalhandschrift eine recht deutliche Vorstellung zu machen. Was die altrussische Philologie inzwischen hinzugelernt hat, macht aber das sprachliche Bild des Textes nur unauffälliger. Er entspricht aufs beste den Regeln, sowohl in dem, was er noch kennt (wie z. B. den Dual, die beiden Halbvokale, die freie Stellung der Reflexiv-Partikel), wie in dem, was er nicht kennt (etwa manche sonst üblichen Kirchenslavismen). Er ordnet sich auch seiner Sprache nach in die reiche schriftliche Hinterlassenschaft der Altkiewer Zeit und in den noch reicheren, aber verdeckten Hintergrund, den das Erschließbare hinter das Überlieferte stellt.

[8] So schon N. M. Karamsin in einem Brief über die russische Literatur an den Herausgeber der Emigrantenzeitschrift Le Spectateur du Nord von 1797, der von der Entdeckung des Igorliedes überhaupt zum ersten Male offiziell Nachricht gab.

[9] Vgl. A. Brückner, Katharina die Zweite, Allg. Gesch. in Einzeldarst., hrg. von W. Oncken III, 10, Berlin 1883, S. 594 ff.

[10] Vgl. über die Editionsweise der russischen Mediaevisten Hildegard Schaeder, Moskau das Dritte Rom, Osteurop. Studien 1, Hamburg 1929, S. 17, Anm. 2.

Denn reich ist diese altrussische Literatur, viel reicher, als der Westeuropäer und die paar „Gewährsleute", auf die er zumeist angewiesen blieb, es wahrhaben wollen, und was zu ihrem Verständnis gewonnen ist, kommt dem Igorlied unmittelbar zu gute[11]. Es ist kein einsamer Gipfel, durch creatio ex nihilo von elementar wirkendem Volksgeist aufgetürmt, sondern das allerdings einzigartige Werk eines hochbegabten Individuums im Kreise seines spezifischen Publikums, der höfischen Gefolgschaft normannisch-russischer Fürstendynastien, die sicher kaum minder international war, als dereinst Etzels polyglotter Hofstaat. Wir kennen seine „Quellen", die vorausliegen, und wissen, daß sein Werk dann andern als „Quelle" gedient hat. Vertraut mit dem dichterischen Handwerk, bewußt seiner Mittel und seines Zweckes, so stand der Dichter des Igorliedes auf den Höhen seines 12. Jahrhunderts. Wir kennen die byzantinischen Einflüsse, die sich gerade durch die Werke auch in Rußland niedergeschlagen haben, die in der verlorenen Handschrift Mussin-Puschkins gestanden haben müssen, der Erzählung vom Priesterkönig Johannes, von Achikar und seiner Spruchweisheit, von Digenis Akritas, die russisch als Erzählung vom reichen Indien, vom hochweisen Akir und von Dewgenijs Taten erscheinen. Der alte Kompilator des Kodex hat das Igorlied ganz richtig eingeordnet: Zwischen die Chroniken und ihre gehobene Sachlichkeit und den blendenden dichterischen Zauber der byzantinischen epischen Romane![12] Wir ahnen weitere Einflüsse, die den Dichter mit Sagenstoffen seiner Zeit[13] und, wenn wir recht ahnen, sogar solche, die ihn mit unserer Welt, dem lateinischen Westen verbinden[14]. Was aber erst den vollen Reiz der Dichtung ausmacht, ist, bei allem Ernst

---

[11] Siehe D. Tschižewskij, Altrussische Literaturgeschichte im 11., 12. und 13. Jahrhundert, Kiever Epoche, Frankfurt a. M. (1948), eine wirkliche Literatur-, keine bloße Schrifttumsgeschichte dieser Zeit, die nur philologisch alles Geschriebene verzeichnete.

[12] Es hat mir deshalb immer als erstrebenswert vorgeschwebt, nicht nur einen Abdruck des Igorliedes zu wiederholen, wie es deren nachgerade genug gibt, sondern den ganzen Handschrifteninhalt, soweit er durch anderweitige Überlieferung herstellbar ist, samt den einschlägigen Stellen der Sadonschtschina und allen Testimonien, herauszugeben. — Bei den heutigen bibliographischen Möglichkeiten ist das in Westdeutschland kaum zu erzwingen, wäre aber für glücklichere Länder mit slawischen Buchbeständen keine große Mühe.

[13] Deutlicher scheint sich z. B. ein alter Werwolf-Mythus abzuheben, der sich nicht nur in Rußland, sondern auch in Serbien historischen Persönlichkeiten anhing, nämlich in Rußland dem Fürsten Wseslaw von Polotzk (1044—1101) und in Serbien Zmaj Ognjeni Vuk, s. R. Jakobson and M. Szeftel, The Vseslav Epos, Russian Epic Studies, Mem. of the Amer. Folklore Soc. 42 (1947), Philadelphia 1949, S. 13 ff., und R. Jakobson und G. Ružičić, The Serbian Zmaj Ognjeni Vuk and the Russian Vseslav Epos, Ann. de l' Inst. de Phil. et d'Hist. Orientales et Slaves 10 (1950), Mél. H. Grégoire II, Brüssel 1950, S. 343 ff.

[14] Davon spricht Tschižewskij in dem Kapital seiner Literaturgeschichte über das Igorlied, S. 353 f., 366. Igors Frau Jaroslawna (Euphrosynia) war die Tochter eines Galitscher Fürsten; vielleicht, so meint man, ist der Dichter des Liedes in ihrem Gefolge aus diesen Westgebieten gekommen und nimmt deswegen so starken Anteil an ihnen und ihren Fürsten? Dann wäre u. U. damit zu rechnen, daß ihn statt byzantinisch-griechischer, *lateinische* Rhetorik und Bildung vorgeformt haben könnten, und unter dieser Voraus-

des Vorwurfs, die spielerische Leichtigkeit echter literarischer Atmosphäre, die vielfach fast parodistische Art, mit der ihr Verfasser Stile wechselt und Register zieht. Das ganze Lied lebt von einem Widerspiel zwischen dem schweren, sentenziösen, metaphernstrotzenden Stil eines Sängers der Vorzeit, den der Dichter mehrfach wie einen verehrungsvoll gemiedenen Vorläufer anredet, und der allem philologischen Ansturm bisher noch stärker Stand gehalten hat, als selbst Kyot von Provence: „Würde es uns nicht wohl anstehen", so heißt der Anfang des Liedes, „vom Feldzug Igors, des Sohnes Swjatoslaws im Stil der alten Heldensagen anzuheben?" — und es folgen sofort ein paar Vergleichsfabeln oder Kenningar hintereinander, wie sie diesem alten Stil gemäß gewesen wären. Doch nein, so unterbricht sich der Sänger gleich selbst, „dies Preislied soll vielmehr anheben wie die Vorgänge unserer Zeit wirklich waren, und nicht in der Phantastik des alten Barden"[15]. Wie schwierig dieser neue Realismus, den er für sich in Anspruch nimmt, in Wahrheit immer noch aussieht, wie er nicht nur inhaltlich durch eine wahrhaft horazische Fülle von Länder-, Völker- und Eigennamen, sondern auch formal durch Allitteration und Assonanz und eine Fülle von Tropen und Figuren aufgeputzt ist, das zeigt jede Zeile des Liedes. Spezial-Wortschätze werden darin sichtbar, vor allem eben der der sängerischen Kunstausübung, dann der des Waffenhandwerks, der Falkenjagd[16], der Totenklage[17], der Blutrache[18] usw., und all diese Manieren und Schichten sind nicht unbewußt oder versehentlich durcheinander gemengt, sondern höchst bewußt und im Gefühl weitgespannter künstlerischer Gemeinsamkeit. So machte man Preislieder, Jagdallegorien oder

---

setzung wäre zu empfehlen, das Igorlied in seiner deutlichen, aber unergründlichen Rhythmik einmal auf die verschiedenen Arten des rhythmischen lateinischen Satzschlusses, den cursus, hin zu untersuchen.

15 So wenigstens nach einer überaus einleuchtenden Konjektur R. Jakobsons, die an Stelle des bisherigen sinnlosen „Beginnen wir ..." ein als Topos vielfach belegbares „Übergehen wir, schweigen wir von ..." setzt; eine Parallele zu diesem Aufgesang, der probeweise beginnt und dann die „Lügen der alten Dichter" zugunsten neuer Sachlichkeit verwirft, steht z. B. zu Beginn des vierten Buches der Trapezunter Fassung des Digenis-Romans, s. S. 64 der Ausgabe von C. Sathas und E. Legrand, Paris 1875.

16 Ihn kann man gut aus den Briefen des Zaren Aleksej Michajlowitsch gewinnen, die eigentlich von nichts anderem handeln, s. die Ausgabe von P. Bartenjew, Moskau 1856.

17 Ich glaube allerdings, daß die berühmte dreistrophige Klage der Jaroslawna auf dem Wall von Putiwl, die bereits N. Daschkewitsch (Jagić-Festschrift, Berlin 1908, S. 415 ff.) auch als Form westlicher Literatur nachgewiesen hat, an Folklore verliert und an Sinn gewinnt, wenn man „rano" nicht nur mit „früh", sondern, wie im Igorlied auch sonst zumeist, mit „zu früh" übersetzt (vgl. „malo", das auch oft „zu wenig" heißt), so daß diese verfrühte Totenklage schon von der Freude des guten Ausgangs gemildert und wirklich jenen Damen-Klagen genähert würde, die die Provence und Italien ebenso anmutig gestaltet haben, und die neuerdings Th. Frings, Minnesinger und Troubadours, Vorträge und Schr. d. Akademie d. Wiss., Berlin 1949, an reichem. auch russischem Material in ihrer Verbreitung verfolgt. Freilich ist das Weinen „vom frühen Morgen an" (serb. na uranku) auch alte Hyperbel der rituellen Totenklagen.

18 Vgl. Tschižewskijs Auslegung der Worte: „Aber Igors tapfere Heere kann man nicht wieder lebendig machen", Literaturgeschichte S. 53—55.

Totenklagen in Byzanz wie in Skandinavien, so dichtete man kriegerische Tatberichte in Persien wie in Irland, und von überall da lassen sich auch wohl Parallelen der üblichen Art zu Einzelheiten des Liedes herbeischaffen. Wichtiger als sie ist das Individuum, das alle diese Mittel beherrscht, und das uns hier mit einer Klarheit sichtbar wird, die geheimnisvoller ist, als alle mythische Urzeit[19]. Ein begabter Dichter: Ihn gab es also auch im Rußland des 12. Jahrhunderts, und obwohl man ihm seine Manieren abgeguckt hat, ist er im Altrußland und als Dichter unerreicht geblieben.

Man sieht aber auch, von welchen Zufälligkeiten die literargeschichtliche Wertung abhängt: Wüßten wir Namen und Lebensumstände dieses Dichters, vielleicht käme uns sein Igorlied weniger groß vor; wie Georgien seinen Rustaweli, wie Persien seinen Firdousi, so hätte dann eben auch Altrußland einen großen weltlichen Dichter neben der glänzenden Reihe seiner Prediger und geistlichen Schriftsteller, die gewiß schon manche bemerkenswerte Individualität umschließt, deren Fülle uns aber sozusagen natürlich vorkommt, während uns das Igorlied im Schatten seiner Anonymität zu romantischer Größe auswächst. Hätten wir anderseits nur die Sadonschtschina, also nur die Imitation, nicht das Original, so würden wir allen Ruhm auf sie gehäuft haben, nicht anders als wir jetzt Ruhm auf das Igorlied häufen, von dem vielleicht wenigstens ein Teil der „Vorzeitnachtigall" Bojan gehört, dem halb mythischen künstlerischen Ahnen des Dichters[20].

Bekannt ist das Lied jedenfalls gewesen, wenn auch vielleicht nicht so bekannt, wie sein absoluter Wert es forderte. Spuren seines Textes gehen auch noch durch das 15. und 16. Jahrhundert. Als dann aber die Ausgabe von 1800 allgemein bekannt machte, was bis dahin vergrabener Schatz war, da wurde aus dem Dokument aktuellster Zeitwirkung, das eines Walthers von der Vogelweide würdig gewesen wäre, ein fast sakraler Text vaterländischen Altertums, der durch das ganze literarische 19. Jahrhundert bis heute seine faszinierende Wirkung behalten hat. Denn Walther wäre vielleicht das richtige Analogon zum Igorliede, er oder Wolfram oder eines der großen dichtenden Individuen unserer höfischen Literatur, nicht der Beowulf oder das Rolandslied, mit denen man es verglichen hat[21], und schon gar nicht das Nibelungenlied mit seiner schlichten Form, und alle nicht, soweit sie christlich sind. Das Igorlied ist wohl durch die christliche Schreibkunst überliefert, aber bis auf ein abruptes, sicher interpoliertes „Amen" am Schluß tritt das Christen-

---

[19] „Der singende Volksgeist wäre nicht so oft belächelt worden, wenn man eingesehen hätte, daß auch die Thätigkeit des Kunstdichters dem dem Vorgang nachspürenden Verstand ein Geheimnis ist", meinte schon Franz Miklosich, der große Kenner slavischer Volksdichtung (Die Darstellung im slavischen Volksepos, Wiener Denkschr., Phil. hist. Cl. 38 [1890], S. 1).

[20] Vielleicht ist dies auch gar kein Eigenname, sondern nur ein Appellativ für „Dichter", wie R. Jakobson mit Recht zu bedenken gibt.

[21] Und zwar kein Westler, sondern einer der russischen, jetzt verhaßten „Komparativisten", W. Dynnik, „Slowo o polku Igorewe" i „Pessnj o Rolande" (Das Igor- und das Rolandslied), Sammelband „Starinnaja russkaja powestj" (Die altrussische Erzählung), hrsg. v. N. K. Gudsij, Moskau 1941. Ich kenne diese Arbeit nur nach der Notiz von I. Budowniz, Woprossy Istoriji (Geschichtsfragen), 1951/5, S. 110, Anm. 4.

tum nirgends sehr sichtbar hervor, dagegen finden sich einige echte neben vielen wahrscheinlich allzu schnell herausgelesenen Spuren des Heidentums, und sei es auch nur, daß sie als eine Art Ersatz für die Reste des griechischen Olymps im Byzantinischen mehr dichterische als religiöse Funktion hatten[22]. Das ähnelt wieder mehr dem Hildebrandlied, das der Schreibfreudigkeit einer nationalen, aber weitherzigen Geistlichkeit und ihrer literarischen Tradition sein vereinzeltes schriftliches Dasein verdankt, das gleichfalls in der heroischen Menschlichkeit seines Konfliktes und im Tenor seiner künstlerischen Darstellungsweise wenig christlich ist, das gleichfalls auf eine lange und ausgebreitete Überlieferung[23] den Stempel individueller Prägung drückt, die umso stärker ergreift, je „realistischer" sie hervortritt, und das doch sicher auch daneben noch Repräsentant einer ganzen blühenden Gattung war, die uns spurlos verhallt ist. —

Ich will nicht vorgeben, als ob wir all diese Dinge, auch nur die scheinbar einfachen Grundfragen literarhistorischer Bewertung, seit je oder auch nur seit langem wüßten, aber auch in der Geschichte der gelehrten Bemühungen um das Igorlied kann man im ganzen sagen: Das Wahre ward schon längst gefunden ... Das sieht man gerade, wenn man die beiden bedeutenden Beiträge betrachtet, die einheimisches und auswärtiges Russentum in den letzten Jahren zur Erforschung des Liedes beigesteuert haben, nämlich die Sammelbände „La Geste du Prince Igor" aus New York und „Das Igorlied" aus Moskau[24], beide Früchte kollektiver Mühe, beide ähnlich angelegt und aus der Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen oder Nationen entstanden[25]. Beide bringen das, was zum nötigen Verständnis des Textes zu sagen ist, in der alten Form des Kom-

---

22 Vgl. das Kapitel über das Igorlied in dem Werk von P. Fedotov, The Russian Religious Mind, Cambridge (Mass.) 1946, S. 315 ff. Diese Stellen decken sich übrigens mit den wenigen Abschriften, in denen die Chronik von den Heidengöttern des alten Ruß-Landes spricht; auch in den Einzelheiten ihrer sachlichen Kenntnis gehen die Dichtung und die Chronik also Hand in Hand.

23 Vgl. G. Baesecke, Die indogermanische Verwandtschaft des Hildebrand-Liedes, Gött. Nachr., Phil.-hist. Kl. IV NF III/5 (1940), sowie desselben Monographie über das Hildebrandlied, Halle 1945.

24 La Geste du Prince Igor', Annuaire de L'inst. de Phil. et d' Hist. Orientales et Slaves 8 (1945—47), New York 1948; Slowo o Polku Igorewe, Literaturnyje Pamjatniki Moskau-Leningrad, Akademie d. W., 1950, hrsg. v. Frau W. P. Adrianowa-Peretz.

25 Außer R. Jakobson, der wohl den Löwenanteil trägt, haben an dem amerikanischen Band M. Szeftel, G. Vernadsky, und als Übersetzer H. Grégoire, S. H. Cross und J. Tuwim mitgearbeitet. Die volle Besetzung der Arbeitsgemeinschaft ist S. 339 f. angegeben. Die zahlreichen Mitarbeiter des Moskauer Bandes aufzuzählen, darf ich wohl unterlassen, ebenso möchte ich über eine weitere Jubiläumsschrift, die mir erst zuging, als dies schon geschrieben war, nur noch summarisch berichten; es ist der Band „Slowo o Polku Igorewe, Sbornik issledowanij i statej" (Das Igorlied, Untersuchungen und Aufsätze) hrsg. v. Frau W. P. Adrianowa-Peretz, Moskau-Leningrad, Akademie d. W. 1950. Auf seinen 480 Seiten werden die verschiedensten Einzelfragen und strittigen Stellen behandelt, und sogar ein Zoologe und Astronom befinden sich unter den Mitarbeitern und mühen sich wie alle andern nachzuweisen, daß jedes Wort des Textes gewichtig, jedes poetische Bild im Grunde doch durchaus naturalistisch deutbar sei. Am interessantesten er-

mentars (vielmehr: verschiedener Fach-Kommentare), beide enthalten auch zahlreiche Übersetzungen, aber im einzelnen verfahren sie doch jeder auf seine Weise. Der Text des russischen Bandes wird nach alter Art als getreuer oder sogar facsimilierter Abdruck der editio princeps und der Abschrift für Katharina gegeben. Die amerikanische Arbeit unternimmt dagegen eine kritische Ausgabe im engeren Sinn, wie sie in solcher Konsequenz bisher noch nicht versucht wurde. Ihr Apparat ist nun zwar durch Angaben über alle, auch die gleichbleibenden Abweichungen[26], und da er auch die Interpunktion berücksichtigt, ein wenig aufgeschwemmt, aber bei den besonderen Verhältnissen des Textes ist ein Zuviel besser als ein Zuwenig, und was sich gerade bei verständnisvoller Benutzung der Satzzeichen durch bloße Emendation erreichen läßt, sieht man an vielen Stellen des neuen Textes in eindrucksvoller Weise. Zahlreiche „dunkle Örter" erhellen sich bereits so völlig befriedigend. Die eigentlichen Konjekturen aber sind in der Mehrzahl übernommen, oft von ganz alten Vorgängern, und dies Florilegium vernünftiger Vermutungen wird noch dadurch geschützt, daß systematisch überall da die Sadonschtschina herangezogen ist, wo die alte Nachahmung den Wortlaut des Originals besser zu erhalten scheint, als die eine späte Abschrift. Erlösend auch für künftige Zitate und Verweisungen die Verseinteilung, mit der man im einzelnen ebenso wenig einverstanden zu sein braucht, wie mit der der Bibel, und die doch ebenso nützlich sein wird. Vier Übersetzungen machen immer wieder die Probe aufs Exempel und messen den Spielraum von einer sprachlich bewußt aktualisierenden Erklärung bis zu einer nachdichtenden Auslegung auf französisch, englisch, russisch und polnisch aus. Die russische Ausgabe verteilt die Arbeit gleichfalls auf eine erklärende und eine metrische Übersetzung und bringt dann ein halbes Dutzend literarischer Übertragungen von Shukowskij an[27]. Dazu kommen wertvolle Einzelaufsätze verschiedener Verfasser. Stemmata und Karten als unentbehrliches Handwerkszeug der Interpretation fehlen beiderseits nicht, und beide beleben die Darstellung durch Abbildungen, die allerdings im russischen Bande unvergleichlich viel reichhaltiger und besser reproduziert sind, wie überhaupt gegenüber aller Methodenstrenge der amerikanischen Sammlung die Tatsache nicht zu umgehen ist, daß die Archivalien und Hilfsmittel im Mutterland liegen und nicht in Amerika. Soweit wäre also zusammengefaßt, was die Slawistik im weitesten Sinne zur Erklärung des Denkmals geleistet hat. Es wäre nun an der Zeit, den Gewinn aus so vielem Scharfsinn allgemeiner Kenntnis nahezubringen und aus andern Fächern beizutragen, was etwa noch durch Vergleichung geklärt werden kann. Die Byzantinistik ist bereits am Werk, die Kunstgeschichte folgt, und als

scheinen dem Literarhistoriker vielleicht die Beiträge von I. P. Jeremin über das Igorlied als Beispiel politischer Rhetorik des Kiewer Ruß-Landes und von D. S. Lichatschow über die mündlichen Quellen seines künstlerischen Systems, da sie, in engerem Rahmen als die westliche Forschung, aber im Grunde fast ergiebiger als diese, topische Zusammenhänge untersuchen.

[26] Z. B. Worttrennung, Gebrauch der Halbvokale u. ä., was vielleicht in ein paar Regeln subsumiert werden könnte.

[27] Es fehlt nun noch eine deutsche Übersetzung, denn die vorhandene von A. Luther reicht, bei all ihren Verdiensten, nach dem neuen Zuwachs an Textverständnis nicht mehr aus.

nächste wäre wohl die vergleichende Literaturwissenschaft an der Reihe. Vielleicht bewirken diese vereinten Anstrengungen dann auch, daß das Igorlied in den Stoff einer wirklichen Allgemeinbildung mit eingeht, in dem es schon längst hätte enthalten sein sollen.

Einstweilen fühlt sich Rußland noch stolz im Besitz eines verkannten Kleinods. Die Wissenschaft des Westens hat sich allerdings mit dem Versuch A. Mazons, das Verhältnis zwischen Igorlied und Sadonschtschina, also zwischen Original und Nachahmung, umzukehren und das Werk als junges Falsum zu entlarven, allzu typisch westlerisch-aufklärerisch erwiesen. Es ist eben einmal Mode gewesen und ist es in der französischen Byzantinistik und Slawistik vielleicht noch heute, Überlieferungen anzuzweifeln, die durchaus glaubhaft sind, wie es ein andermal Mode ist, zu glauben, was keiner glaubt; solange das sozusagen eine bloße Spieleröffnung bleibt, schadet es nicht weiter, verstimmt aber, wenn es zum Trick wird. Damit, daß wir die Echtheit des Igorliedes bezweifelt haben, hat unsere abendländische Skepsis jedenfalls nicht für sich geworben, und die „slawophile" Note in der Wertschätzung dieses Denkmals der Weltliteratur ist begreiflicherweise bis zum Jubiläum und durch das Jubiläum nur noch stärker geworden. Sie sichert dem Objekt „archäographischer" Schulgelehrsamkeit den unbedingten Anteil auch des einzelnen unter den bekannten ungeheuren Lesermassen der Sowjetunion, einen Anteil, der das Igorlied sicherlich manchem Volksstamm zuführt, in dessen eigener Kunst die epische Tradition noch lebt, aus der diese alte Blüte entsprungen ist, einen Anteil, der in einem seltsamen Plan gipfelt, über den ich zum Schluß noch berichten möchte, weil er mir sozusagen methodisch neu erscheint. Er besteht in nichts anderem, als in der Absicht, mit dem ganzen Apparat neuzeitlicher Organisation à la recherche du temps perdu auszugehen und der Überlieferung abzutrotzen, was sie freiwillig bisher nicht hergegeben hat. Zum Festjahr 1950 hat die Kommission der Union sowjetischer Schriftsteller beschlossen, systematische Nachforschungen nach Handschriften des Igorliedes zu beginnen und Behörden wie die Hauptarchivverwaltung, die lokalen Bibliotheken, Museen, Zeitungsredaktionen und Jugendorganisationen, sowie Privatleute zur Mitarbeit heranzuziehen. Ein Artikel der Literaturzeitung[28] gibt schon die Marschroute und stellt die Orte zusammen, auf die irgendwelche Spuren der Überlieferung hinlaufen. Dabei spielt die Auffassung vom Zweck und von der Art des Werkes eine gewisse Rolle, denn da der Verfasser des Artikels annimmt, das Lied sei in realen Abschriften, sozusagen in mehrfacher Ausfertigung, als politisches Manifest den einzelnen Fürsten geradezu übersandt worden, die es mit Namen ruft, bezieht er die Westgebiete wie Galitsch und Wolhynien mit ein und hält sogar Recherchen im Norden (Nowgorod, Wladimir), in Polen, der Westukraine, der Tschechoslowakei und Bulgarien für angebracht. Er kann darauf verweisen, daß noch in den letzten 10 Jahren V. I. Malyschew zwei bekannte altrussische Werke, die Bittschrift Daniils und die Vita des Alexander Newskij[29], in Ausfertigungen des 16./17. Jahrhunderts aufgefunden hat. Kein Wissenschaftler bezweifelt wohl die Mög-

[28] G. Schtorm, Po ssledam „Slowa" (Auf den Spuren des „Slowo"), Litgaseta 119 (2710) vom 12. XII. 1950, S. 3.

[29] Die letztere zudem auf karelischem Gebiet in Belomorsk.

lichkeit, daß weitere Handschriften vorhanden sein könnten, so argumentiert der Artikel, und mit der Zufälligkeit der Überlieferung darf man sich nicht zufrieden geben: „Man kann und muß das unsterbliche ‚slowo' suchen gehen."

Ein wenig fühlt man sich versucht, zu diesem Unterfangen zu sagen: „Wenn sie den Stein der Weisen hätten ...", doch wird man den Impuls nicht schwächen, der sich sein nationales Altertum erobern will. Die Philologen der tschechischen Romantik taten es in anderer, gewiß nicht rühmlicher Form, indem sie es fälschten, die russische Archäologie tut es auf ihre Weise, indem sie, auf den Reichtum des südrussischen Bodens bauend, unbedenklich über die Varägerzeit und die schriftlichen Berichte der Chroniken um Jahrtausende zurück ins Ungewisse stößt. Hier ist der Wunsch bescheidener, das Ziel begrenzter und das begehrte Objekt besser nachzuprüfen. Wer weiß, vielleicht findet man auf diese Weise wirklich etwas in einem Lande, dessen Archive noch nicht so deprimierend gut durchgekämmt sind wie die unseren? Habent sua fata libelli.

Deutsche Chinaforscher

Von R. F. Merkel

Die erste Berührung mit dem fernen chinesischen Kulturvolk war durch Leibniz mit einer Epoche des deutschen Geisteslebens verbunden, die in der nachfolgenden Zeit der Romantik und des deutschen Idealismus wieder zurücktrat, weil sie der literarischen Produktion wenig Anregung bot und sich auch kein genialer Übersetzer aus dem Urtext fand. Immerhin haben zur Erschließung der chinesischen Kulturwelt neben den bahnbrechenden Leistungen französischer Forscher auch vereinzelt Deutsche mitgewirkt, die mit Unrecht fast ganz in der Heimat vergessen wurden, obwohl sie selbst im chinesischen Reich unter der klugen Herrschaft der Mandschus höchstes Ansehen genossen.

Hier sei zunächst der deutsch-österreichischen Gelehrten aus dem Jesuitenorden[1] gedacht, die in ähnlicher Weise wie ihre französischen Ordensbrüder durch zahlreiche Berichte in die Heimat zur näheren Kenntnis Chinas viel beigetragen haben. Neben dem kaiserlichen Astronomen und Ratgeber am Hof von Peking (1592—1666) *Johann Adam Schall von Boll* genoß auch der Präsident des mathematischen Tribunals und Mandarin *Ignaz Kögler* aus Landsberg a. L. (Bayern) höchstes Ansehen durch eine große Zahl von Schriften auf astronomischem, mathematischem und historischem Gebiet. Dabei muß bedacht werden, daß derartige Schriften großenteils ins Abendland gelangten und hier das Interesse für China und seine praktische Lebensart ganz besonders weckten. Über den Erstgenannten haben wir nunmehr von *Alfons Väth* ein eingehendes „Lebens- und Zeitbild" (1933), das den Anspruch erheben darf, gegenüber früheren recht mangelhaften Darstellungen aus dieser Anfangszeit mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die vorhandenen Quellen erschlossen zu haben. Weist das Schrifttum *J. A. Schall's* außer seinen von *Joh. Grueber* aus Linz a. d. Donau (1623—1665) nach Europa gebrachten Lebenserinnerungen „Historica Narratio" (1660/61) fast nur astronomisch-mathematische Werke, ja, sogar ein „Handbuch des Artilleriewesens" auf, so hat *Kögler* (1680—1749) an seinem Teile mitgeholfen, den chinesischen Historikern die chronologische Basis der alten Geschichte zu be-

[1] Vgl. dazu *A. Huonder:* Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie (1899), S. 86 ff., 183 ff. — *J. Dahlmann:* Die Sprachkunde und die Missionen (1891), S. 23 ff. — *R. F. Merkel:* G. W. von Leibniz und die China-Mission (1920), S. 1 ff.

festigen[2]. Der Kärntner *Christ. Herdtrich* war infolge seiner gründlichen Sprachkenntnisse Mitarbeiter an *Couplet's* 1687 zu Paris erschienenem Werk „Confucius, Sinarum Philosophus, sive Scientia sinensis latine exposita" und gab ein für die damalige Zeit bedeutsames chinesisch-lateinisches Wörterbuch heraus[3]. Als Kartographen und Mitarbeiter an einer von Kaiser *Kang-hi* in die Wege geleiteten allgemeinen Landkarte von China erwarben sich der Elsässer *Romanus Hinderer* (1688—1744) sowie der Linzer *Xaver Friedel* (1673—1743) besondere Verdienste[4]. Ja der Trientiner *Martin Martini* (1614—1661) gilt durch seinen 1655 zu Wien erschienenen „Novus Atlas Sinensis" als der bedeutendste Geograph jener Zeit, der auch in seiner „Histori von dem Tartarischen Kriege" einen lebensvollen Bericht hinterließ.

Besonders in Süddeutschland, am österreichischen und bayrischen Hof, fanden diese wissenschaftlich-kulturellen Bestrebungen der Jesuiten mancherlei Förderung — so hat z. B. *Athanasius Kircher* sein großes Werk: „China Monumentis illustrata" (1667) dem österreichischen Kaiser *Leopold I.*, dem „großen Gönner der chinesischen Mission", gewidmet[6], während sich protestantische Kreise wohl aus polemischem Gegensatz gegen die Jesuiten zumeist zurückhielten und geringes Verständnis für geisteswissenschaftliche Beziehungen zu fernen Ländern erkennen ließen. Hier hat nun der deutsche Philosoph *G. W. von Leibniz* wirklich bahnbrechend gewirkt, indem er auf Grund seiner ausgedehnten Beziehungen zu den einzelnen (französischen und deutschen) Jesuitenmissionaren die geistige und wirtschaftliche Kultur der Chinesen für das Abendland auszuwerten suchte, was ja auch mitbestimmend für die Gründung der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin (1700) wurde. In meinem Buch: „G. W. von Leibniz und die Chinamission" (1920) habe ich unter Benützung des zu Hannover befindlichen handschriftlichen Materials (das nunmehr unter Leitung der „Leibniz-Kommission" herausgegeben wird) den Versuch gemacht, der allmählichen Berührung des Philosophen mit China nachzugehen. Schon aus seiner Korrespondenz um 1672/79 geht hervor, daß er sich mit den damals viel beachteten Werken von *Theophil Spizelius* (Spitzel) „De re literaria Sinensium" (1660) und *Athanasius Kircher*, „China Monumentis illustrata" (1667) beschäftigte so-

---

[2] Über *J. Kögler* s. *A. Huonder*, a. a. O., S. 189 ff.

[3] *A. Huonder*, a. a. O., S. 188.

[4] *A. Huonder*, a. a. O., S. 186 ff.

[5] Vgl. dazu mein Buch über Leibniz und die China-Mission (1920), S. 13, 111. — *A. Huonder*, a. a. O., S. 87; 191. — *Ferd. v. Richthofen:* China I (1877), S. 674 ff., nennt ihn „den bedeutendsten Geographen unter allen Missionaren", der selbst „während des 18. Jahrhunderts nicht überboten, kaum erreicht" worden ist.

[6] Über *A. Kircher* s. mein Leibniz-Buch, S. 15; 22; 28 u. ö.; ferner meine Studie ‚Zur Geschichte der Erforschung chinesischer Religionen' (in: ‚Studi e Materiali', Rom, Bologna, 1939, S. 90 ff.). — *N. Söderblom:* Werden des Gottesglaubens (1926), S. 294 f. — *E. H. von Tscharner:* China in der deutschen Dichtung (1939), S. 11 f.

wie ein lebhaftes Interesse für die von dem Berliner Propst *Andreas Müller* beabsichtigte Herausgabe einer „Clavis Sinica" (s. auch dessen „Epistola de rebus Sinensium", 1689, sowie „Opuscula nonnulla orientalia") bekundete[7]. Der Augsburger Polyhistor und Prediger *Theophil Spizelius* (1639—1691)[8] versuchte in seinem bereits genannten Büchlein in weitem Bogen Verbindungen zwischen der chinesischen, ägyptischen, griechischen und sogar indischen philosophisch-religiösen Gedankenwelt herzustellen, indem er von einer „Harmonia philosophiae Confutianae et Platonicae" handelt (sect. VIII) und darauf hinweist, wie die „Sinica vivendi praecepta .. respondent Sanctionibus Noachicis" (sect. XII). Dem von *A. Kircher* herausgegebenen umfangreichen Werk „China Monumentis, qua sacris qua profanis, nec non variis naturae et artis spectaculis, aliarumque rerum memorabilium argumentis illustrata" gebührt trotz empfindlicher Mängel doch das Verdienst, weithin die Beschäftigung mit China angeregt zu haben. Denn dadurch, daß der Verfasser wunderliche Kuriositäten aus dem Naturleben jenes Landes sowie aus dem sozialen Leben der Bevölkerung, ihrer Kunstfertigkeit als Baumeister und Handwerker auf Grund der zahlreichen brieflichen Berichte seiner Ordensbrüder mitteilte, entsprach er besonders der kulturseligen Neugierde seiner Zeitgenossen. Den eigentlichen Anlaß zur Veröffentlichung dieses Werks gab ja die 1621 (1625) erfolgte Auffindung einer Inschrift auf dem zweisprachigen Gedenkstein in der chinesischen Stadt Si-an-fu, deren Interpretation durch den syrischen neben dem chinesischen Text wesentlich erleichtert schien[9]. Konnte die von dem Berliner Propst *Andreas Müller* aus Greifenhagen (Pommern) beabsichtigte und 1678 von dem Großen Kurfürsten in Auftrag gegebene „Clavis Literaturae Sinicae" aus verschiedenen Gründen nicht erscheinen, so setzte der Leibarzt des Großen Kurfürsten, *Christian Mentzel* (1622—1701)[10], die Bemühungen fort, literarische Hilfsmittel für den Unterricht in der chinesischen Sprache zu beschaffen. Gerade der auch in politischer Hinsicht für den Fernen Osten interessierte Kurfürst hatte den alternden *Mentzel* bewogen, diese sinologischen Studien zu beginnen[11], und als Ergebnis derselben konnte er 1685 ein kurzes lateinisch-chinesisches Lexikon, die

[7] Vgl. dazu mein Leibniz-Buch, S. 28; 175 u. ö.; *N. Söderblom*, a. a. O., S. 295 f.

[8] Über *Th. Spizelius*, dessen umfangreicher Briefwechsel sich auf der Augsburger Stadt-Bibliothek befindet, wäre schon längst eine Monographie ein dringendes Bedürfnis, da gerade seine sinologischen Studien von kirchenhistorischer Seite kaum berücksichtigt werden (*H. Leube* in „Zeitschr. f. Kirchengeschichte", 43 (1924), S. 227 ff.).

[9] Zur Literatur über Nestorianer-Inschrift von Si-an-fu s. *O. Franke:* ‚Geschichte des chinesischen Reichs', III (1937), S. 434. — *H. Hermann:* ‚Chinesische Geschichte' (1912), S. 73 ff. — *G. Rosenkranz:* ‚Die älteste Christenheit in China in den Quellenzeugnissen der Nestorianer-Texte der Tang-Dynastie' (1938).

[10] Über *Christ. Mentzel* s. jetzt die Monographie von *W. Artelt:* ‚Christian Mentzel, Leibarzt des Grossen Kurfürsten, Botaniker und Sinologe' (1940).

[11] *W. Artelt*, a. a. O., S. 26 f.

„Sylloge Minutiarum Lexici Latino-Sinico characteristici" erscheinen lassen.

Es gehörte zu den großen geistigen Entdeckungen jener Zeit, daß man im chinesischen Geistesleben eine gewisse Konformität mit dem eigenen rationalen Denken sah und dadurch die eigene Vernunftphilosophie providentiell bestätigt glaubte. So fand denn auch *Konfuzius*, dessen optimistische Lehre von der Kultur der Persönlichkeit und den Geseßen des sozialen Lebens man lebhaft diskutierte, Aufnahme unter die großen Philosophen des Altertums. Ein Beweis für *Leibniz'* eminente Kunst der Einfühlung in die Sonderart chinesischen Denkens sind die Schriftstücke: „De cultu Confucii civili" und der „Discours (Lettre) sur la Philosophie Chinoise" (1716)[12]. Die leßtere Abhandlung zeigt *Leibniz* erfüllt von hoher Bewunderung für Chinas uralte Kultur, die lange vor der griechischen Philosophie eine natürliche Theologie hervorgebracht habe; er arbeitet die Hauptgedanken der Sing-li-Schule über die zwei Grundprinzipien alles Existierenden, *li* und *ki*, heraus, indem er den Begriff *li* als Urgrund deutet, dem als höchste Vernunft die Materie *(ki)* ihre Entstehung verdanke. Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung versucht *Leibniz* eine Analyse des Begriffs *Tai-kie* zu geben und betrachtet ihn als fast völlig homogen dem Begriff *li*, so daß leßten Endes *li*, *ki* und *Tai Gi* nur Modalitäten des Daseinsgrundes darstellen, welchem in der offiziellen Religion der Name „Schang-ti, c'est-à-dire le Roy d'enhaut, ou bien l'Esprit qui gouverne le Ciel" beigelegt wird. *Leibniz* kann wohl als einer der ersten geistesgeschichtlichen Erforscher der chinesischen Philosphie angesehen werden[13].

Von nachhaltiger Bewunderung für den schöpferischen Polyhistor war besonders der Orientalist *Gottlieb Siegfried Bayer* (1694—1738) aus Königsberg i. Pr. erfüllt, der in seinem zweibändigen, 1730 aus der Petersburger Akademiedruckerei hervorgegangenen Werk „Museum Sinicum, in quo Sinicae Linguae et Litteraturae ratio explicatur", wie sein Biograph *Frz. Babinger* bemerkt[14], einen „Markstein in der Geschichte der Sinologie" geschaffen hat. In der Vorrede gibt *Bayer* eine längere Übersicht über alle bisherigen sinologischen Bestrebungen sowie über den Gang seiner eigenen chinesischen Studien. Daran schließt sich eine „Grammatica linguae Sinicae popularis in Provincia Chin Cheu". *Bayer* möchte hier, im Gegensaß zur gelehrten Mandarinsprache, einen Dialekt festhalten. Es war ihm die handschriftliche Sprachlehre eines unbekannten Franziskaners unter die Hand gekommen, der als Glaubensbote lange in der Stadt Tschang-tscheu der Provinz Fukien tätig war.

---

[12] Vgl. dazu mein Leibniz-Buch S. 99 f.

[13] Ebenda S. 112 ff. — Über den Begriff *Tai Gi* s. *Gg. von der Gabelentz:* ‚Thai-Kih-Thu des Tscheu-Tsi, Tafel des Urprinzips' (1876). — *W. Artelt*, a. a. O., S. 29.

[14] *Franz Babinger:* ‚Gottlieb Siegfried Bayer' (1694—1738). Ein Beitrag zur Geschichte der morgenländischen Studien im 18. Jahrhundert (1915).

Der zweite Band enthält den Versuch eines chinesischen Wörterbuchs (1—208).

Wie ungemein rege in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei deutschen Forschern das Interesse für das chinesische Geistesleben war, geht aus Reden und Abhandlungen hervor, die damals an verschiedenen Hochschulen erschienen. So hielt der einflußreiche Popularisator der *Leibniz*'schen Philosophie *Christian Wolff*[15] anläßlich der Niederlegung seines Halleschen Prorektorats am 12. Juli 1721 eine Aufsehen erregende akademische Rede „De sapientia Sinensium Oratio", worin er die These vertritt, daß die Moral des Konfutse nicht sehr von seiner eigenen abweiche, und daraus den Schluß zieht, daß man zu einer haltbaren Sittenlehre auch ohne Offenbarung lediglich durch die menschliche Vernunft gelangen könne. Zu Frankfurt erschien 1724 eine Abhandlung: „Specimen doctrinae veterum Sinarum moralis et politicae" von *Gg. Bernh. Bülffinger*[16], in der u. a. die etymologische Bedeutung der chinesischen Schriftzeichen zu deuten gesucht wird. Schon 1702 hatte der Helmstädter Student *Joh. Matthias Haas* zum Thema seiner Dissertation gewählt: „De Mathesi Sinica" und 1701 *J. F. Buddeus* eine „Dissertatio de superstitioso mortuorum apud Sinenses cultu" (Halae) verfaßt. Mit der chinesischen Philosophie beschäftigen sich: *Joh. Burch. Mencken* in „Historia Philosophiae Sinensis novo methodo tradita" (Braunschweig, 1727), *Lorenz Stentzler:* „De Philosophia Sinensium" (Greifswald, 1739) und *Jak. Friedr. Reimann:* „Historia philosophiae Sinensis novo methodo tradita" (Braunschweig, 1741); eine „Commentatio philosophica de sapienti justitiam administrandi ratione Sinensibus usitata" von *Henr. Frid. Eggers* erschien zu Jena 1743[17]. Wenn der Sinologe *J. Grill* in seiner Ausgabe von *Lau Dsi's* Buch „Tao-dê-ging" (1910) sich im Vorwort darüber beklagt, daß „eine der ausgezeichnetsten und neuesten Geschichten der Philosophie die chinesische Philosophie völlig übergehe", so ist es zu bedauern, daß er die leider wenig beachtete „Historia Critica Philosophiae" (Leipzig, 1742/44) des Augsburger Seniors *Jacob Brucker* nicht kannte, der von *Leibniz, Wolff, Bülffinger, Kortholt* angeregt auf Seite 846 ff. (Bd. III) der Philosophie der Chinesen eine überaus eingehende Darstellung gewidmet hat, da ja gerade die Aufklärungszeit dem chinesischen Denken ein besonderes Interesse entgegenbrachte[18].

---

[15] Vgl. dazu mein Leibniz-Buch, S. 211 f. — *O. Franke:* ‚Der geschichtliche Konfuzius' (in: Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Gesellsch. NF., Bd. 4 (1925), S. 163 ff.). — *E. H. von Tscharner:* ‚China in der deutschen Dichtung' (1939), S. 50 f. — *E. Utitz:* ‚Christian Wolff' (Rede), 1929. — *N. Söderblom,* a. a. O., S. 309 f.

[16] Vgl. dazu *E. H. von Tscharner,* a. a. O., S. 51. — *N. Söderblom,* a. a. O., S. 311.

[17] S. auch meine Studie ‚China und das Abendland im 17. und 18. Jahrhundert' in Zeitschr. Sinica, 1932, S. 129 ff.

[18] Vgl. dazu meine Abhandlung: ‚Beiträge zur vergleichenden Religionsgeschichte, II. Deutsche Religionsforschung im 18. Jahrhundert' in ‚Archiv f. Religionswissenschaft', XXXVII, 2 (1942), S. 212 ff.

War die Zeit der Romantik erfüllt von Begeisterung für das indische Geistesleben, so ist es das Verdienst des hauptsächlich als Sinologen bekannten Forschers *Julius Klaproth* (1783—1835), das Interesse für China wacherhalten zu haben. Von ihm schreibt der bedeutendste geographische Erforscher Chinas, *Ferdinand Frhr. von Richthofen*, in seinem Werk „China, Ergebnisse eigener Reisen" (1877, S. 722), daß *Klaproth* an Umfang und Gründlichkeit des Wissens, wie an Fähigkeit zu großartiger und schneller Combination unter den Sinologen kaum einen Ebenbürtigen gehabt habe und seine zahllosen kleineren Aufsätze ebenso wie seine größeren zusammenfassenden Werke, noch heute trotz mancher veränderter Anschauungen, unter den wichtigsten Quellen für die Forschungen über die Geographie und Geschichte von China und Central-Asien zu nennen seien. Es ist staunenswert, auf wie vielen Gebieten der noch nicht Zwanzigjährige bei der Herausgabe der beiden Bände seines „Asiatischen Magazins" (Weimar, 1802) bereits bewandert war; wohl hatte er eine Anzahl Mitarbeiter wie *M. Sprengel*, *Friedrich Majer*, doch ist die Mehrzahl der Aufsätze und Auszüge von *Klaproth* verfaßt und behandelt vor allem das sinologische Gebiet. So schreibt er „Über die Theile von Mittelasien jenseits des Mus-Tag, insofern sie den Alten bekannt waren"; „Über die Musik der Chinesen" und teilt ein Fragment einer chinesischen Komödie mit. Die folgenden Hefte enthalten einen Beitrag: „Über die Fo-Religion in China[19], „Eroberung von China durch die Man-dschou im Jahre 1644", „Notizen über China". *Klaproth* war es wohl auch, der die Übersetzung des ersten Teils des Chou-king Yu-Chou aus dem Französischen durch *Friedrich Majer*[20] anregte, da er selbst in den nächsten Heften neben kurzen Auszügen „Über religiöse Ceremonien der Chinesen" und „Bemerkung über die Chinesische Sprache" eine eingehende Abhandlung über die alte Literatur der Chinesen beisteuert, die mit einer Geschichte der chinesischen Charaktere als Einleitung beginnt, weiterhin schon *Lau Dsi* und das Tao-dê-ging (speculative Naturphilosophie) sowie *Mong Dsi* erwähnt.

„Gerade angesichts der Armseligkeit der Verhältnisse, die bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Deutschland herrschten, sowie der kleinbürgerlichen Abgeschlossenheit, die es dem deutschen Gelehrten besonders schwer machte, in lebendige Beziehungen zur ostasia-

---

[19] Wie schattenhaft damals die Kenntnis des Buddhismus und seines Stifters war, geht aus den Bemerkungen *Klaproth's* zu Anfang dieses Beitrages hervor: „Fo, der Stifter dieser in China nicht einheitlichen Religion, wird für einen Gott gehalten, und alle seine Anhänger erzählen sehr viele Fabeln über diesen Gegenstand. Nach den mehrsten Schriftstellern wurde Fo im Jahre 1027 vor Christi Geb. geboren." Erst durch den deutsch-russischen Akademiker *J. J. Schmidt* (1779—1847) wurde die Buddha-Forschung auf exaktere Bahnen gelenkt (s. dazu *Frz. Babinger:* J. J. Schmidt — in der F. Hirth-Festschrift der ‚Ostasiatischen Zeitschrift' VIII (1920), S. 7 ff.).

[20] Über Friedr. Majer s. meinen Beitrag im Schopenhauer-Jahrbuch 1945/48.

tischen Kultur zu gelangen oder auch nur an ihr literarisches Quellen-Material heranzukommen" (*O. Franke*[21]), ist diese Leistung des jugendlichen *Klaproth* und der ersten deutschen wissenschaftlichen Sinologen *K. Gützlaff, K. Frdr. Neumann, Chr. Wilh. Schott* sowie *Joh. Heinr. Plath* ganz besonders hoch einzuschätzen. *Klaproth* beteiligte sich an einer Expedition nach dem Fernen Osten, erlernte dort das Mongolische und das Mandschu und sammelte chinesische, tibetische, mandschurische und mongolische Werke und lebte zuletzt, auf Fürsprache *Wilh. von Humboldt's* vom König zum preußischen Professor der asiatischen Sprachen und Literaturen ernannt, in Paris. So sind denn auch seine späteren Veröffentlichungen zumeist in französischer Sprache geschrieben: „Mémoires rélatifs à l'Asie" (Paris, 1824/28); „Magazin asiatique" (Paris, 1825); „Chrestomathie chinoise" (Paris, 1833); „Christomathie Mandschu" (Paris, 1828), ferner eine große Zahl von Abhandlungen und Streitschriften in den verschiedensten Journalen (vgl. das Verzeichnis seiner Schriften in dem „Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. Klaproth", Paris 1839).

War *K. Frdr. Neumann* der erste deutsche Sammler chinesischer Bücher, Gemälde und sonstiger Merkwürdigkeiten und wurde dadurch der erste süddeutsche ordentliche Vertreter der Sinologie an der Universität München[22], so nahm *Chr. Wilh. Schott* (1802—1889) den ersten Lehrstuhl für das Chinesische, die tatarischen und ostasiatischen Sprachen an der Berliner Universität ein. Nach anfänglich semitistischen Studien in Gießen und Halle, wo er zwei Chinesen kennenlernte, wandte er sich ganz dem sinologischen Studium zu und ging zur weiteren Ausbildung nach dem damaligen Mekka aller Orientalisten, nach Paris, wo der eigentliche Begründer der europäischen Sinologie, *Jean Pierre Abel-Rémusat* (1788—

[21] In: ‚Die sinologischen Studien in Deutschland' im Anhang zu: ‚Ostasiatische Neubildungen. Beiträge zum Verständnis der politischen und kulturellen Entwicklungsvorgänge im Fernen Osten' (1911), S. 359.

[22] Unter dem Titel: ‚Lehrsaal des Mittelreiches. Enthaltend die Encyclopädie der chinesischen Jugend und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie' hat *C. F. Neumann* zum erstenmal in Deutschland herausgegeben, übersetzt und erläutert (München, 1836) das ‚San-tsze-king' eine „gereimte Kinderfibel, den Grundtext des chinesischen Elementarunterrichts" sowie das ‚Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie' (= Tschang tsing dsing-ging = der Traktat vom stets klaren, ruhigen Sein). Als Separatabdruck erschien 1837 von *C. F. Neumann*. ‚Die Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen. Nach dem Werke des chinesischen Weltweisen Tschuhi (= Dschu Hi), Fürst der Wissenschaft genannt'. — Wenn *J. Grill*, a. a. O., S. VI meint, *Neumann* habe seine 10 000 Bände umfassende Büchersammlung dem Bayr. Staat unentgeltlich überlassen, so belehrt uns *G. Reismüller* in seinem Aufsatz ‚Karl Friedrich Neumann. Seine Lern- und Wanderjahre, seine chinesische Büchersammlung' (Kuhn-Festschrift, 1916, S. 437 ff.), daß von der *Neumann'schen* Büchersammlung Berlin 2410 Bände für 1500 Taler erhielt und München 3500 Bände bekam; dafür wurde aber *Neumann* zum ordentlichen Professor an der Universität München und zum Konservator seiner Büchersammlung bei der Hof- und Staatsbibliothek ernannt, was schließlich nicht als ‚unentgeltlich' angesehen werden kann.

1832), der schon genannte Deutsche *Heinr. Julius Klaproth* sowie *Stanislas Aignan Julien* (1799—1873) lehrten. Schott habilitierte sich dann 1826 zu Halle mit der Abhandlung: „De indole linguae sinicae" und schrieb als Mitarbeiter von *Ersch-Gruber*'s „Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" größere Artikel über chinesische Sprache, Schrift und Literatur, China in historischer und statistischer Hinsicht und begann eine Übersetzung der „Werke des Konfuzius mit Anmerkungen" (1826), deren zweiter Teil erst 1832 herauskam, da ihm zur Fortsetzung seiner Arbeit der Originaltext fehlte. 1830 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin, um an den chinesischen Bücherschätzen der kgl. Bibliothek seine sinologischen Arbeiten fortsetzen und vertiefen zu können; er habilitierte sich hier mit einer Probevorlesung „Über das Wesen der chinesischen Schrift und die notwendige Einrichtung der Wörterbücher". Mit dem bekannten Astronomen *Chr. L. Ideler* (1766—1846) hat er viel zusammengearbeitet und dessen Abhandlung über die „Chronologie der Chinesen" (1837) wäre wohl kaum möglich gewesen, wenn, wie *Ideler* selbst bekennt, der Sinologe ihn nicht seit Jahren bereitwilligst über die mannigfachsten chinesischen Fragen belehrt hätte. *Schott* wurde dann 1841 Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften und hat seitdem in ihren Abhandlungen und Sitzungsberichten fast jedes Jahr wertvolle sinologische Arbeiten veröffentlicht, so „Über den Buddhaismus in Hochasien und in China" (1844, weiter ausgeführt 1846, zu Berlin selbständig erschienen[23]); „Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur" (1853); „Über chinesische Verskunst. Zugabe zur chinesischen Sprachlehre" (1857); „Zur Literatur des chinesischen Buddhismus" (1873); „Zur Beurteilung des chinesischen Polyhistors Tschü-hi" (1886). Als junger Sinologe begann er die Übersetzung der „Werke des tschinesischen Weisen Kung-Fu-Dsü und seiner Schüler. Zum erstenmal aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet". 1. Teil Halle, 1826; 2. Teil Berlin, 1832, die einen wissenschaftlichen Streit mit *Klaproth* heraufführte, und gab 1840 ein „Verzeichnis der chinesischen und Mandschu-Tungusischen Bücher und Handschriften der Kgl. Bibiliothek zu Berlin" heraus. *Schott*'s Sprachtalent befähigte ihn besonders zur Abfassung einer „Chinesischen Sprachlehre" (1857), des ersten geistvollen Versuchs einer wissenschaftlichen Darstellung des chinesischen Sprachbaus, wodurch *Schott* so recht eigentlich der Begründer der deutschen wissenschaftlichen Sinologie wurde.

[23] Darin hat er erstmals auf die Schrift Dsing Tu-wen des *Wang Ji-hiu* aufmerksam gemacht und einzelne Abschnitte daraus in sehr freier, stark gekürzter Übertragung mitgeteilt. In einer ausführlichen Einleitung verbreitet sich *Schott* über die Grundgedanken des ursprünglichen Buddhismus und dann über dessen Umgestaltung in China und Tibet, wobei die wichtigsten Begriffe und göttlichen Mächte, die in dieser Schrift vorkommen, erläutert werden (vgl. dazu jetzt *H. Hackmann:* ‚Laien-Buddhismus in China', 1924, worin der vollständige Text des Dsing Tu-wen in Übersetzung und Erläuterung enthalten ist).

„Viel zu wenig anerkannt" *(O. Franke)* als wissenschaftlicher Sinologe ist der Münchner Akademiker *Joh. Heinr. Plath* (1801—1874), dessen Lebensschicksal seine Dozentenlaufbahn scheitern ließ, denn nachdem er sich in Göttingen für Philologie und Geschichte habilitiert und zwei Bände einer ‚Geschichte des östlichen Asien's. Die Völker der Mandschurei' (Göttingen, 1830/31) veröffentlicht hatte, trat er in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Philosophen *Krause*. Das Ausbrechen politischer Unruhen (1831) und die über ihn verhängte vieljährige Strafhaft machte eine geregelte literarische Tätigkeit unmöglich. Gebrochen und mit eisgrauen Haaren verließ er 1843 das Gefängnis und wandte sich nach Hamburg, reiste nach England und in die Schweiz, wurde 1848 zum Reichsbibliothekar am Frankfurter Parlament ernannt, siedelte jedoch schon 1850 nach München über, wo man seine wissenschaftliche Bedeutung erkennend ihn 1860 zum außerordentlichen und 1864 zum ordentlichen Mitglied der Kgl. Bayr. Akademie ernannte; als solches veröffentlichte er dann in den Abhandlungen und Sitzungsberichten der Akademie wertvolle und gründliche Untersuchungen über chinesische Geschichte, Kultur, Philosophie und Religion, die leider allzu wenig beachtet wurden, da sie niemals in gesonderter Buchausgabe erschienen sind.

In einer Festsitzung der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften 1861 hielt *Plath* als neues Mitglied eine Rede ‚Über die lange Dauer und die Entwicklung des chinesischen Reiches' und bedauert darin das bisherige geringe Interesse der Wissenschaft an der chinesischen Kultur und Geschichte. „Wir haben uns lange irrig über die Chinesen aufgehalten, daß sie sich um die übrige Welt so wenig gekümmert hätten; wir sind aber in gleicher Verdammnis. Wir schreiben seit lange Weltgeschichten über Weltgeschichten; wir sehen aber nicht, daß das, was wir Weltgeschichte nennen, eben nichts ist, als die Geschichte Europas mit seinen Beziehungen zu Nordafrika und Westasien und die seiner Colonien" (S. 41). Und in der Vorrede zu seiner Abhandlung ‚Die Religion und der Cultus der alten Chinesen' (1862/63) weist er auf die besonderen Schwierigkeiten von Untersuchungen auf diesem Gebiet hin, mit denen er zu kämpfen hatte: „Ich mußte meine ganze Kenntnis des Chinesischen mir ganz allein und ursprünglich mit sehr geringen literärischen Hilfsmitteln, die ich mir selber schaffen mußte, erwerben." Umso höhere Anerkennung verdienen seine zuverlässigen zahlreichen Abhandlungen, wie ‚Über die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen' (1862); ‚Über die Quellen zum Leben des Confucius, namentlich seine sog. Hausgespräche' (Kiaiü) (1863); ‚Proben chinesischer Weisheit nach dem Ming si pao kien' (1863); ‚Nahrung, Kleidung und Wohnung der alten Chinesen' (1868); ‚Über Schule, Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen' (1869); ‚China vor 4000 Jahren' (1870); ‚Das Kriegswesen der alten Chinesen' (1873); ‚Die Landwirtschaft der Chinesen und Japanesen im Vergleich zu der europäischen' (1874); ‚Die fremden barbarischen Stämme im alten China'[24] (1875). In

[24] Über ‚Die Unsterblichkeitslehre der alten Chinesen' handelte *Plath* in der ‚Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft', XX (1866), S. 477 ff.

mehreren Teilen erschien seine bedeutende Abhandlung über ‚Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren'. I. Historische Einleitung (1866); II. Leben des Confucius (1870); III. Die Schüler des Confucius (1872); IV. Sämtliche Aussprüche von Confucius und seinen Schülern systematisch geordnet (1873). — In der historischen Einleitung wirft *Plath* einen Blick auf „die alten, von Confucius so hochverehrten Kaiser und die Stifter der drei ersten Dynastien und ihre Minister und einige alte Weise" und teilt seine und seiner Schüler Äußerungen über sie mit. Sodann werden „die Grundideen des chinesischen Lebens und die politischen Einrichtungen Chinas" unter der Dschou-Dynastie, der Verfall der Kaisermacht sowie die zur Zeit des *Confucius* und seiner Schüler bestehenden Reiche beschrieben. „Nach einer Nachricht über die speziellen Quellen für das Leben des *Confucius*" wird sodann sein Leben geschildert (Teil II), woran sich eine Zusammenstellung der Nachrichten über seine vornehmsten Schüler (als III. Teil) schließt. Der IV. Teil dieser gründlichen Untersuchung bietet eine Analyse der eigenen Äußerungen des *Confucius* über seine Tendenzen und seinen Charakter sowie von Schülern und Zeitgenossen über ihn und legt eine systematisch geordnete Sammlung von Aussprüchen des Meisters und seiner Schüler über einzelne Gegenstände der Lehre vor, so über Religion und Cultus, über das Verhältnis zur Frau und die Ehe; über die Regierung. Diese letzte Abhandlung erschien posthum, und es wollte damals der hervorragendste Kenner des Altchinesischen wohl in weiteren Abhandlungen seine wertvollen Studien fortsetzen.

Der Nachfolger *W. Schott's* auf dem Berliner Lehrstuhl für ostasiatische Sprachen und allgemeine Sprachwissenschaft war *Hans Georg Conon von der Gabelentz* (1840—1893), der zunächst die juristische Laufbahn ergriff und in den sächsischen Staatsdienst eintrat, sich aber dann völlig den ostasiatischen und melanesischen Sprachen zuwandte. Als Promotionsschrift veröffentlichte er 1876 eine chinesische Ausgabe des ‚Thai-kih-thu des Tschou-tsi *(Tschou Tön I)* Tafel des Urprinzips mit *Tschu-Hi's* Commentar nach dem Hoh-pih li' und gab eine Einleitung nebst erläuternden Anmerkungen bei. Das Tai gi, das erhabene Äußerste oder Letzte, als Urquell der zwei Grundkräfte *Yang* und *Yin*, habe beide hervorgebracht, diese wieder die vier Symbole, diese die acht Trigramme, diese hätten Weisungen gegeben für den Erfolg oder Mißerfolg der Handlungen, und so sei ein zweckmäßig arbeitendes Leben möglich geworden[25]. *Dschou Dun-I* (1017 bis 1073 n. Chr.) wandte sich in seiner Schrift gegen den Dualismus als „das letzte Denkbare, das der erste Grund der Dinge sein könne". „Ihm war eine letzte, höchste Einheit meta-

[25] S. *H. Hackmann*: ‚Chinesische Philosophie' (1927), S. 315 f. — *A. Forke:* ‚Geschichte der neueren chinesischen Philosophie', III (1938), S. 45 ff. — *D. T. Suzuki:* ‚A brief history of early chinese philosophy' (1914), S. 21 f.; 161 f.

physische Notwendigkeit" und er schrieb seine Schrift, um „diese Einheit zu finden und zu erklären, wie die Zweiheit daraus werden mußte"[26]. *Gabelentz* hat mit seiner Untersuchung einen wertvollen Einblick in das ontologische Denken der Chinesen gegeben. Diese Studien setzte er nicht fort (nur in den Sitzungsber. d. Pr. Akademie d. Wissenschaften [1892, X, 5] erschien noch eine Abhandlung: ‚Vorbereitendes zur Kritik des Kuan-tzi' *[Guan Dsi])*, sondern wandte sich ausschließlich sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu und veröffentlichte 1881 die umfangreiche ‚Chinesische Grammatik mit Ausschluß des niederen Stiles und der heutigen Umgangssprache'[27], nachdem 1878 als Vorstudie der Beitrag zur Geschichte der chinesischen Grammatiken und zur Lehre von der grammatischen Behandlung der chinesischen Sprache (in der ‚Zeitschrift d. Deutschen Morgenl. Ges.', Bd. XXXII, S. 601—664) herausgekommen war, worin *von der Gabelentz* „den Versuch unternommen hatte, rückblickend die Leistungen früherer Grammatiker auf ihren Wert zu prüfen". Zwei Jahre später gab er dann die ‚Anfangsgründe der chinesischen Grammatik mit Übungsstücken' heraus, ein lange Zeit vielgebrauchtes Lehrbuch zur Einführung in das Chinesische. Den früheren Arbeiten eines *Callery, Wells Williams, Edkins*[28] und *James Legge*, eines *Prémare*[29] und *St. Julien*[30], aber auch seines Vorgängers *W. Schott* weiß er sich verpflichtet und hebt ganz besonders seinen jungen Freund *Wilhelm Grube* als Helfer hervor[31]. Den Ertrag seiner weitausgreifenden sprachwissenschaftlichen Studien faßte er schließlich in seinem grundlegenden Werke: ‚Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse' (1891) zusammen, worin natürlich auch das Chinesische zur Erläuterung herangezogen wird.

Begann eigentlich mit *Gg. von der Gabelentz* die deutsche sprachwissenschaftlich fundierte Chinaforschung, so darf dabei doch nicht übersehen werden, daß in China selbst vereinzelt Forscher durch die ständige Berührung mit der Kultur des Landes auftraten, deren Beiträge von beachtlichem Wert für die Sinologie waren. Hier wäre neben *W. Lob-*

---

[26] *G. von der Gabelentz*, a. a. O., S. 6 f.

[27] In diesem Jahr erschien sein Aufsatz ‚Über Sprache und Schrifttum der Chinesen' (Unsere Zeit, 1884), der wegen seiner prägnanten Kürze Beachtung und Wiederabdruck verdient hätte.

[28] *Jos. Edkins:* ‚A Grammar of the Chinese colloquial Language, commonly called the Mandarin Dialect' (Shanghai, 1857).

[29] *Prémare:* ‚Notitia linguae sinicae' (Malacca, 1831), übersetzt ins Englische von *J. G. Bridgeman* (Canton, 1847).

[30] Syntaxe nouvelle de la langue chinoise (Paris, 1869/70), 2 Bde.

[31] Auch der Arbeit seines Hörers *M. Uhle:* Beiträge zur Grammatik des vorclassischen Chinesisch. I. Die Partikel wei im Schi-king und Schu-king (Leipzig, 1880), gedenkt er auf S. 313 seiner Grammatik.

scheid[32], *E. J. Eitel*[33], *Karl Gützlaff* vor allem *D. Ernst Faber* zu nennen, dem wir außer einer sechsbändigen ‚Kritik der chinesischen Klassiker' (in Chinesisch) die erste deutsche Bearbeitung von drei klassisch-chinesischen Werken verdanken. Der lange Jahre im Dienst der Ostindischen Kompagnie stehende *Karl Gützlaff* hat wohl mehr anregend als fördernd auf wissenschaftlichem Gebiet gewirkt, immerhin blieb seine 1847 durch *K. Fr. Neumann* herausgegebene ‚Geschichte des chinesischen Reichs von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking' bis zu *O. Franke's* vierbändiger ‚Geschichte des chinesischen Reiches' (1930 ff.), das einzige selbständige Werk über die Geschichte Chinas[34]. Und *von der Gabelentz* hat *Gützlaff's* unter dem Decknamen „Philo-Sinensis", 1842 zu Batavia veröffentlichten ‚Notices on Chinese Grammar, Part I: Orthography and Etymology' in seinem ‚Beitrag zur Geschichte der chinesischen Grammatiken' eine besondere Würdigung zuteil werden lassen. *Gützlaff* beschrieb auch das ‚Leben des Kaisers Tao-kuang; mit den Memoiren des Hofes zu Peking, zugleich mit Beiträgen zur Geschichte Chinas während der letzten fünfzig Jahre' (London, 1852)[35]. Mit hingebendem Fleiß war *Ernst Faber* bemüht, den Chinesen sowohl die abendländische Kultur und Anschauungswelt nahe zu bringen, wie auch dem Abendland das eigenartige geistige und religiöse Leben der Chinesen verständlich zu machen. Schon vor *James Legge* begann *Faber* die Werke der chinesischen Philosophen zu bearbeiten und ihre Lehren der abendländischen Geistesentwicklung anzugleichen. War doch *Faber* der Überzeugung, daß „der Ideengehalt der chinesischen Philosophen wohl kaum ein geringerer sei, als der der griechischen". Diese Worte finden sich in dem heute noch beachtenswerten einleitenden Abschnitt über „die Bedeutung des Chinesischen für die Wissenschaft" zu seinem 1877 erschienenen Buch: ‚Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius. Aus dem Urtext übersetzt, in systematische Ordnung gebracht und mit Anmerkungen und Einleitungen versehen' (Elber-

---

[32] *W. Lobscheid:* Grammar of the Chinese Language, II Parts (Hongkong, 1864). — English and Chinese Dictionary, with the Punti and Mandarin Pronunciation, 4 parts in 2 vols (Hongkong, 1866/69).

[33] *E. J. Eitel* wurde in Basel erzogen und war später Schulinspektor in Hongkong; er schrieb u. a. eine Geschichte Hongkongs (‚The History of Hongkong'); ‚Chinese-English Dictionary in the Cantonese Dialect' (1877/78); ‚Outlines of a history of Chinese philosophy'; ‚Fêng-shui (= *fong-schiu),* or rudiments of natural science in China' (London, 1873).

[34] Die ‚Chinesische Geschichte' von *H. Hermann* (1912) beruht nicht auf eigenen Quellenstudien, sondern schöpft ausschließlich aus zweiter Hand und der gründlichere ‚Abriss der neueren Geschichte Chinas' von *W. Schüler* (Berlin 1912) behandelt eingehender nur die neuere Geschichte des chinesischen Reichs.

[35] *K. Gützlaff* gehörte zu den nicht seltenen Missionaren, die ihre Verdienste auf praktischem Gebiet haben, allein durch ihre wenig gründliche akademische Ausbildung und einseitige Betrachtungsweise die freimütige, zum gegenseitigen Verstehen unbedingt nötige Einstellung einem anderen Kulturvolk gegenüber nicht zu finden vermögen.

feld, 1877)[36]. Aus den von dem chinesischen Sozialisten *Micius (Mo Di)* hinterlassenen und von seinen Schülern gesammelten Schriften teilte *Faber* in seiner Arbeit: ‚Die Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus oder die Lehre des Philosophen Micius, zum erstenmal vollständig aus den Quellen dargelegt' (1877) das Grundlegende zum Verständnis dieses eigenartigen Denkers mit. *Faber* wollte *Mo Di* als einen chinesischen Vorläufer der sozialen Bewegung seiner Zeit ansehen, wobei er den Philosophen „einen edlen und selbstverleugnenden Charakter" nennt[37]. Ebenso war *Faber* auch der erste, welcher das unter dem Namen *Licius* bekannte philosophische Buch in eine fremde Sprache, eben die deutsche, übersetzte unter dem Titel: ‚Der Naturalismus bei den alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus oder die sämtlichen Werke des Philosophen Licius' (Elberfeld, 1877). Gerne hätte er auch den *Licius* mit chinesischem Text und philologischen Anmerkungen begleitet herausgegeben; allein, so fügt *Faber* bescheiden hinzu, „die Herstellungskosten sind zu groß, und es könnte kaum auf Absatz von 50 Exemplaren gerechnet werden". Daneben verfaßte er eine große Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen, die eine Fülle von Material zur Kultur-, Sitten- und Religionsgeschichte der Chinesen enthalten, wie z. B. die Abhandlung ‚Prehistoric China', worin er durch eingehende Analyse der Schriftentwicklung kulturelle und auch chronologische Anhaltspunkte zu gewinnen sucht, sowie das posthum erschienene ‚Chronological Handbook of the History of China' (Shanghai, 1902). Ja, auch als Botaniker erwarb sich Faber besondere Verdienste; so fügte er nicht nur Dr. *E. Bretschneider's* ‚Botanicum Sinicum', dessen Herausgabe er 1892 in Shanghai besorgte, wertvolle Anmerkungen und Ergänzungen hinzu, sondern entdeckte selbst auch 120 neue Pflanzenarten in China, wovon zwanzig Species und ein Genus seinen Namen erhielten[37].

Einen merkwürdigen Lebensgang weist der als Linguist auf dem Gebiet ostasiatischer Sprachen, namentlich des Chinesischen, bekannt gewordene Wiener Akademiker *August Pfizmaier* (1808—1887) auf, der in Karlsbad geboren, zunächst das medizinische Studium ergriff und in seiner Geburtsstadt die ärztliche Praxis ausübte, dann aber nach Wien übersiedelte (1838) und seit seiner Aufnahme in die K. K. Akademie

[36] Einige Jahre früher hatte *E. Faber* zwei kleinere Schriften in Hongkong in deutscher Sprache herausgegeben, den ‚Lehrbegriff des Confucius' (1872), worin er in übersichtlicher Weise die konfuzianische Lehre systematisch nach den drei Grundschriften (Lun-yü, Da-hüo, Dschung-yung) darzustellen sucht, sowie ‚Quellen zu Confucius und dem Confucianismus', welche als Einleitung zur vorigen Schrift entworfen, aber erst 1873 veröffentlicht wurde. Schon auf den wenigen Seiten der letzteren Schrift weist *Faber* auf eine Reihe auch heute noch nicht sicher gelöster Fragen hin und bezieht sich dabei auf *J. H. Plath's* Abhandlung, ‚Über die Quellen zum Leben des Confucius, namentlich seine sog. Hausgespräche (Gia-yü)', 1863. — Vgl. auch P. Kranz: The works of Rev. Ernst Faber (Shanghai, 1904).

[37] S. *A. Forke:* Geschichte der alten chinesischen Philosophie, 1927, S. 393.

der Wissenschaften zu Wien zahlreiche Abhandlungen auf sinologischem (und japanologischem) Gebiet in deren Sitzungsberichten und Denkschriften veröffentlichte. Ohne Berufsstellung lebte Pfizmaier „in völliger Abgeschiedenheit, seine Welt war die Studierstube, die er jahrelang nicht mehr verließ“[38]. Neben einzelnen Abhandlungen zur Literatur (‚Das Li-sao und die neun Gesänge, zwei chinesische Dichtungen‘; ‚Pe-lothien [Bo Lo-tiën], der chinesische Dichter‘) hat *Pfizmaier* fast nur Untersuchungen und Übersetzungen zur chinesischen Geschichte veröffentlicht, so in den Darlegungen aus der Geschichte des Hauses Sui und Fortsetzungen aus der Geschichte des Hauses Sui, worin eine große Anzahl von Lebensbeschreibungen des Sui-schu, darunter die von *Yang Su, Yang Hüan-gan* und *Yü-wen Hua-ki,* weiterhin die von *Li Yüan* unter dem Titel ‚Zur Geschichte der Aufstände gegen das Haus Sui‘ und schließlich Lebensbeschreibungen von Heerführern und Würdenträgern des Hauses Sui enthalten sind[39].

Der bedeutendste Schüler des bereits genannten Sinologen *Gg. von der Gabelentz* war *Wilhelm Grube* (1855—1908), dem das Schicksal einer zuweilen von politischen Interessen getragenen kurzsichtigen Einstellung der Ministerien gegenüber wissenschaftlichen Notwendigkeiten zuteil wurde. *W. Grube,* in Petersburg geboren, war anfänglich an der Petersburger Kaiserl. Akademie tätig, siedelte aber bald nach Berlin über, wo er 1884 Privatdozent und 1892 außerordentlicher Professor für Sinologie wurde. Durch seinen Lehrer angeregt, nahm *Grube* die Studien zur chinesischen Naturphilosophie auf und gab als Promotions- und Habilitationsschrift eine Übersetzung der zweiten Schrift des *Tschou Tön I,* des ‚I t'ung schu‘, als Beitrag zur Kenntnis der chinesischen Philosophie[40] heraus: Das Taung-Su des Ceu-Tsi mit *Cu-Hi's* Commentare nach dem Sing-li Tsing-i.‘ Durch eigene Kenntnis von der hohen chinesischen Kultur veranlaßt, wandte er sich zunächst der bisher nur durch Missionare gepflegten chinesischen Volkskunde in den Arbeiten über ‚Pekinger Totenbräuche‘ (1898) und ‚Zur Pekinger Volkskunde‘ zu. Aus diesen folkloristischen Studien ging auch die erst nach *Grube's* allzu frühem Hinscheiden gedruckte Übersetzung des historisch-mythologischen Romans ‚Feng shên-yên-i — Die Metamorphosen der Götter‘ (Leiden, 1912) hervor; von den

---

[38] Vgl. dazu den kurzen Bericht des Generalsekretärs der Philosophisch-historischen Klasse der Wiener Kaiserl. Akademie der Wissenschaften im ‚Almanach der Wiener Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1887‘.

[39] S. die Sitzungsberichte der K. Akademie der Wissenschaften zu Wien aus den Jahren 1877, 1878 und 1882 (vgl. dazu auch *O. Franke:* Geschichte des chinesischen Reiches, Bd. III, S. 175, 266, 348 sowie Bd. II, S. 308 ff.: Die Sui-Dynastie).

[40] Über das Yi-t'ung schu (I-tung-schu), „das Buch, welches die Wandlungen ergründet“, s. jetzt *A. Forke:* ‚Geschichte der neueren chinesischen Philosophie‘, III (1938), S. 52 ff. — *H. Hackmann:* ‚Chinesische Philosophie‘ (1927), S. 317 f.

100 Kapiteln dieses überaus umfangreichen Romans hatte *Grube* nur 46 vollenden können, doch fügte der Herausgeber, *Herbert Müller*, eine Inhaltsangabe der folgenden Abschnitte bei. *Grube* war der heute allgemein anerkannten Überzeugung, daß diese volkstümlich-erzählende Literatur der Chinesen nicht nur für die Kenntnis des Vulgär-Taoismus, sondern auch der modernen Volksreligion eine außerordentlich wichtige Quelle sei, die zu seiner Zeit kaum eine Beachtung gefunden hatte. Am bekanntesten wurde *Grube* durch seine ‚Geschichte der chinesischen Literatur' (Leipzig, 1903), die nach *W. Schott's* wenig bekanntem ‚Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur' (1854) tatsächlich die erste deutsche Bearbeitung dieses gewaltigen Stoffs darstellt, die in verdienstlicher Weise es unternommen hat, „die Schilderung der Literatur zugleich zu einer Geschichte des geistigen Lebens in China auszugestalten und den Werdegang der nationalen Eigenart zur Anschauung zu bringen" (S. VIII). Auch für die von *P. Hinneberg* herausgegebene ‚Kultur der Gegenwart' schrieb *W. Grube* eine zusammenfassende, inhaltsreiche Übersicht über die ‚Geschichte der chinesischen Literatur' in dem Band: Die orientalischen Literaturen (I, 7). Ferner gehörte die Religionsgeschichte Chinas zu *Grube's* Forschungsgebiet; hatte er doch für *Bertholet's* ‚Religionsgeschichtliches Lesebuch' (1908) die Übersetzung der Texte zur ‚Religion der alten Chinesen' übernommen, und 1910 veröffentlichte posthum sein Freund *J. Moser* auf Grund von Vorlesungen (Winter 1903/04) an der Berliner Universität die durch einen besonderen Abschnitt über ‚Volksreligion' bemerkenswerte Darstellung von ‚Religion und Kultus der Chinesen'. „Die chinesische Volksreligion ist, vom völkerpsychologischen Standpunkt aus betrachtet, dadurch in so hohem Maße instruktiv, daß sie mit besonderer Deutlichkeit lehrt, wie reine Phantasiegebilde, sobald sie den Charakter von Zwangsvorstellungen annehmen, im praktischen Leben einen ungleich höheren Grad von Realität erlangen können, als alle realen Mächte der Wirklichkeit" (a. a. O., S. 199). In der Linie von *W. Grube's* volkskundlichen Forschungen lag es, daß er sich in seinen letzten Lebensjahren mit der Übersetzung chinesischer Schattenspieltexte befaßte, die ihm handschriftlich von dem amerikanischen Sinologen *Berthold Laufer* übermittelt worden waren, der sie im Jahre 1901 von einer Schauspielertruppe in Peking erworben hatte. Auch diese Arbeit hat *W. Grube* unvollendet hinterlassen müssen, doch erbot sich der damalige erste Dolmetscher an der Deutschen Gesandtschaft zu Peking, *Emil Krebs*, das Werk abzuschließen, zumal er ein Schüler des Dahingeschiedenen und ein vorzüglicher Kenner des Pekinger Volkslebens und seiner Dialekte war. Es erschien als Abhandlung der Bayr. Akademie der Wissenschaften, Philos.-historische Kl. als Bd. XXVIII, 1 (1915) unter dem Titel: ‚Chinesische Schattenspiele. Übersetzt von *W. Grube*. Auf Grund des Nachlasses durchgesehen und abgeschlossen von *Emil Krebs*. Herausgegeben und eingeleitet von *Berthold Laufer*'. Derselbe hat als Einleitung eine aufschlußreiche kurze Darstellung von Geschichte und Wesen des

chinesischen Schattenspiels beigegeben; auch der chinesische Text wurde unter Leitung von *E. Krebs* in China gedruckt.

Wie *W. Grube* blieben kränkende Lebenserfahrungen auch *Friedrich Hirth* nicht erspart[41], der, wie manche Orientalisten, erst über das Ausland bei uns in seiner Bedeutung erkannt wurde. 1845 in Gräfentonna bei Gotha geboren, ein Bruder des Münchner Verlegers *Georg Hirth*, trat er als klassischer Philologe in den internationalen Seezolldienst in China ein und wurde hier in verschiedenen Stellungen zum vorzüglichen Kenner der chinesischen Sprache, Literatur, Kunst und Geschichte, wobei er auch als Sammler Anerkennung fand. Nach der Berufung des Holländers *J. M. de Groot* auf den Berliner Lehrstuhl für Sinologie (1900) nahm er den Ruf auf den neugegründeten Lehrstuhl für Chinesisch an der Columbia-Universität in New York an (1902—1918), starb aber 1926 in München, wo ich ihn selbst öfters getroffen habe. *Friedrich Hirth* hat eine große Zahl von Einzeluntersuchungen und Spezialstudien in den verschiedensten Zeitschriften, aber eigentlich nur wenige größere Werke veröffentlicht. Als sein Hauptwerk gilt allgemein: ‚China and the Roman Orient: researches into their ancient and mediaeval relations as represented in old records' (München, Shanghai/Hongkong, 1885), eine Untersuchung der chinesischen Quellenangaben vom 2. Jahrh. v. Chr. an bis in das 16. Jahrh. hinein über das Land Ta-ts'in und die weiteren Ländernamen Li-kan und Fu-lin. Mit scharfem Blick hatte *Hirth* hier das Römische Reich in seinen asiatischen Provinzen erkannt, und dies sicherte ihm auch das Interesse der klassischen Altertumswissenschaft. Die dabei benutzte wichtige Quelle, *Tschao Ju-kua's* ‚Beschreibung der fremden Völker' (1225) hat er 1911 mit dem amerikanischen Diplomaten und Forscher *W. W. Rockhill* in Übersetzung und mit Erklärung herausgegeben. Wichtigere Aufsätze faßte *Hirth* dann in seinen ‚Chinesischen Studien' (München/Leipzig, 1890) zusammen: ‚Zur Geschichte des antiken Orienthandels'; ‚Zur Geschichte des Glases in China'; ‚Chinas Handelsverhältnisse'; ‚Das Beamtenwesen in China'; ‚Die Erfindung des Papiers in China'; ‚Über den Mäander und das Triquetrum in der chinesischen und japanischen Ornamentik'. Gerade diese letztere Abhandlung ist ein erster Versuch auf dem Gebiet der chinesischen Kunstgeschichte, dem *Hirth* in steigendem Maße weiterhin sich zuwandte und wozu er 1896 die vielbeachtete Schrift ‚Über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst' (München) erscheinen ließ. Sie sollte die Vorarbeit zu einer Geschichte der Kunst in China sein, die aber, wie so mancher andere Plan *Hirth's*, doch nicht zur Ausführung kam. Immerhin veröffentlichte er noch verschiedene Beiträge auf diesem Gebiet wie: ‚Über die einheimischen Quellen zur Geschichte der chinesischen Malerei' (München, 1897); ‚Chinesische Ansichten über Bronzetrommeln' (Leipzig, 1904);

[41] Über *Frdr. Hirth* s. den Nachruf von *O. Franke* in Ostasiatische Zeitschr. N. F. III (1926), S. 197 ff. — Ferner *O. Franke:* ‚Ostasiatische Neubildungen' (1911), S. 364 f., 368 f.

‚Alte chinesische Metallspiegel' u. a. Aus New Yorker Vorlesungen ging das Buch ‚The Ancient History of China to the End of the Chou Dynasty' (New York, 1908) hervor, das mehr als Studienbuch für angehende Sinologen gedacht ist. Wiederholt griff *Hirth* auch in die sinologische Polemik ein, die namentlich um das grundlegende und doch verschiedentlich umstrittene Werk des Berliner Geographen *Ferdinand von Richthofen:* ‚China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien, I. Band, Einleitender Teil' (Berlin, 1877) entbrannt war[42]. Es ist das hohe Verdienst *von Richthofen's,* daß er der geographischen Erforschung Chinas die Wege geebnet hat, und dieses umfangreiche Werk zeigt, „wie tief sich der Verfasser eingearbeitet hat in die Geschichte der Räume, die er behandelt, ihr Sprachgut geographisch zu verwerten gesucht, keine Mühe gescheut hat, ethnographisches Material zu sammeln und dessen politischgeographische und wirtschaftliche Auswirkung zu verstehen" *(N. Krebs).* Namentlich der zweite Abschnitt (S. 273—733) ‚Entwicklung der Kenntnis von China' legt eine Fülle von kulturgeschichtlichem Material vor, das natürlich da und dort ergänzungs- und berichtigungsbedürftig war, zumal der Verfasser die Unvorsichtigkeit beging, sich „fast als Laie in der chinesischen Sprache" zu bekennen, was die sinologischen Linguisten sofort auf den Plan rufen mußte. Immerhin hat *von Richthofen* die wenig beachteten Arbeiten J. H. Plath's als „trefflich" bezeichnet, — was angesichts der Mühseligkeit chinesischer Studien ohne Autopsie von Land und Leuten ein freimütiges Urteil verrät. Trotz vieler Mängel ist diese zweite Hälfte des Bandes der erste wertvolle Überblick zur Geschichte der Erforschung Chinas, der jahrzehntelang überaus anregend wirkte.

Dieser verschärfte Gegensatz im sinologischen Lager führte schließlich zur Zurücksetzung zweier bedeutender deutscher Sinologen und zur Berufung des Holländers *J. Jakob Maria de Groot* auf den Berliner Lehrstuhl für Sinologie. *J. M. de Groot* (1854—1921)[43], geboren zu Schiedam, trat 1878 in den holländischen Kolonialdienst, wurde 1904 Professor für Chinesisch in Leiden und 1911 in Berlin und gehört infolge seines jahrzehntelangen Aufenthalts unter Chinesen zu jenen Spezialforschern, denen eine glänzende Beherrschung der Sprache (auch einzelner Dialekte) eigen ist, die aber doch als Spezialisten sich einseitig auf ein Gebiet festlegen und dabei den Zusammenhang mit anderen Kulturgebieten außer acht lassen. Dazu kam, daß gerade in Holland ethnologisch-linguistische Studien im Sinne der *Spencer'schen* Soziologie gepflegt wurden, die *de Groot's* Forschungen wesentlich beeinflußten. Auf seinem Spezialgebiet, der chinesischen religiösen Volkskunde, leistete er Vor-

[42] Vgl. dazu ‚Ferdinand von Richthofen. Ansprachen anläßlich d. Gedächtnisfeier zu seinem 100. Geburtstage a. d. Univers. Berlin' (1933), S. 7 f. — *O. Franke:* ‚Ostasiatische Neubildungen' (1911), S. 364 ff.

[43] Vgl. dazu den Nachruf in ‚Ostasiatische Zeitschrift', IX (1920/22), S. 266 ff. — *A. Forke:* ‚De Groots Lebenswerk'.

zügliches, aber viel weiter reichte sein Interesse auch nicht. „Die chinesische Philologie, besonders die Grammatik, verachtete er, von der chinesischen Dichtung und Kunst hielt er sehr wenig und für die Philosophie hatte er wenig Sinn, also gerade gegen die höchsten Sphären der chinesischen Kultur verhielt er sich spröde und fast ablehnend" (*A. Forke*). Ihm lag alles an der Erforschung der Riten, Regeln und Zeremonien, die das religiöse Leben des Volkes beherrschen; er will die religiösen Phänomene darstellen, wie sie wirklich ausgeübt werden und bestimmenden Einfluß auf das häusliche und soziale Dasein haben. Aber *de Groot* scheint der Ansicht zugeneigt zu haben, daß die Volksreligion die eigentliche Religion Chinas sei, während sie doch nur einen Teil darstellt, der wohl phänomenologisch bedeutsam, aber ethisch-kulturell von geringerem Wert ist. Seine Forschungen begann er mit dem zweibändigen Werk: ‚Les Fêtes annuellement célébrées à Emoui (Amoy = Hiaman), étude concernant la religion populaire des Chinois' (Paris, 1886), worin die verschiedenen in Amoy gefeierten religiösen Feste nach Jahreszeiten, Monaten und Tagen eingehend beschrieben werden, zugleich auch über die Götter, ihre Verehrung und die darauf bezüglichen Kulte berichtet wird. Mit dem chinesischen Mahayana-Buddhismus beschäftigt sich: ‚Le Code du Mahayana en Chine, son influence sur la vie monacale et le monde laïque' (Amsterdam, 1893), worin vor allem eine sehr sorgfältige Übersetzung des Fan-wang-king (Fan-wang-ging) oder *Brahmajalasutra*, des Hauptwerks der Mahayana-Schule in China, gegeben wird. Das Hauptwerk *de Groot's* aber ist: ‚The Religious System of China, Its ancient Forms, Evolution, History und Present Aspect, Manners, Customs and Social Institutions connected therewith' (Leiden, 1892—1910), von dem sechs Bände erschienen sind. Alles, was *de Groot* über religiöse Sitten und Gebräuche in China und Holländisch-Indien in Erfahrung bringen konnte, wurde sorgfältig aufgezeichnet; „er hat in Tempeln gelebt, Familien aufgesucht, Priester, Beschwörer, Zauberer, Wahrsager befragt, Bücher, Traktate und Manuskripte abgeschrieben und übertragen". Vielumstritten blieb sein weiteres, zweibändiges Werk: ‚Sectarianism and Religious Persecution in China' (Leiden, 1903/04), da der Wandel seiner Anschauungen auffallen mußte und die Interpretation einzelner Texte als absichtlich einseitig angesehen wurde. Aus der Fülle seines religionskundlichen Materials veröffentlichte er noch: ‚The Religion of the Chinese' (New York, 1910); ‚Religion in China, Universism a key to the study of Taoism and Confucianism' (New York, 1912) sowie ‚Universismus, Die Grundlagen der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaften Chinas' (Berlin, 1918). Dieser Universismus ist nach *de Groot* die eine Religion Chinas, aus prähistorischer Zeit stammend; die drei späteren Religionen, Taoismus, Konfuzianismus und Buddhismus „bilden nur ihre integrierenden Bestandteile. Deshalb fühle sich auch der Chinese gleichmäßig heimisch in ihnen, ohne durch widerstrebende und einander unverträgliche Dogmen beschwert zu sein". ‚Der Thupa (chin.

ta). Das Heiligste Heiligtum des Buddhismus in China. Ein Beitrag zur Kenntnis der Esoterischen Lehre des Mahayana' (Berlin, 1919) lautet der Titel der letzten großen Arbeit auf seinem eigentlichen Forschungsgebiet, worin wir aufs genaueste über die Eigenart chinesischer Thupen (Pagoden) unter Heranziehung wichtiger Texte orientiert werden.

Gerade um die Mitte des 19. Jahrhunderts war wohl durch Einflüsse von Frankreich her *(Abel Rémusat, St. Julien),* aber auch durch *Herder* und *Hegel* das Interesse für China wieder lebendiger geworden. Hat doch der in Stuttgart geborene und später als Präsident der Asiatischen Gesellschaft in Paris lebende *Julius Mohl* (1800—1876) die von *P. Lacharme* um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Peking angefertigte lateinische Übersetzung des Schi-king 1830 unter dem Titel: ‚Confucii Chi-king sive Liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione' (Stuttgart) herausgegeben. Diese ziemlich fehlerhafte freie Übertragung legte dann *Friedrich Rückert* seiner 1833 erschienenen, von „gutem Einfühlungsvermögen und bedeutender Gestaltungsfähigkeit" zeugenden Nachdichtung ‚Schi-King, Chinesisches Liederbuch gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet' (Altona) zugrunde. Diese deutsche „Aneignung" des chinesischen Liederbuchs und andere literarische Veröffentlichungen dieser Zeit (wie *Goethe's* ‚Chinesisch-deutsche Tages- und Jahreszeiten'[44]; *H. Stieglitz'* ‚Bilder des Orients', 1831; *A. von Chamisso,* ‚Die Klage der Nonne', 1833 u. a.) haben, wie aus dem Erinnerungsbuch ‚Vom Biedermeier zur Bismarckzeit', aus dem Leben eines Neunzigjährigen von *Lulu von Strauss und Torney* (Jena, 1933) hervorgeht, das lebhafte Interesse gerade gebildeter Kreise (z. B. der Gräfin *Luise zu Stolberg-Stolberg)* geweckt, die den zu Erlangen im Ruhestand lebenden Archiv- und Kabinettsrat *Victor von Strauss und Torney* (1809—1899) dafür gewann, sich „mit dem Studium des Chinesischen" zu befassen, woraus dann „der erste große Plan sich herauskristallisierte: die Übersetzung des Lao-tse zu beginnen". Eine dem Wesen des chinesischen Philosophen kongeniale Geistesveranlagung, gründliche und ausgebreitete sinologische Gelehrsamkeit und solide philologische Schulung" hebt *J. Grill* an dem 1870 erschienenen Werk ‚Lao-tzes Tao Tê King. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und commentiert' (Leipzig) hervor. Bezeichnet *Chuan Chen*[45] *Strauss'* Übertragung des Dau-dê-ging als „eine der besten Übersetzungen in eine europäische Sprache", so zählt *W. Grube* die deutsche unübertreffliche Wiedergabe der Lieder des Schi-king (Schî-ging), „dieses köstlichen Vermächtnisses einer sangesfrohen Vorzeit", durch *V. von Strauss'* ‚Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt' (Hei-

[44] Vgl. dazu die Literaturangaben über Goethe und China in dem Katalog der Buch-Ausstellung: ‚Das Buch in China und das Buch über China' (1928), S. 94 ff.

[45] *Chuan Chen:* Die chinesische schöne Literatur im deutschen Schrifttum, 1933, Kieler Dissert., S. 91 f.

delberg, 1880) zu „einem unveräußerlichen Besitz unserer klassischen Übersetzungsliteratur". In kürzeren Abschnitten handelt in der Einleitung der Verfasser über ‚Religion und Cultus', ‚Sitten und Lebensweise', ‚Reichsordnung und Regiment', ‚Geschichtliches' (Beziehungen der Lieder auf überlieferte oder gleichzeitige Ereignisse) und ‚Die altchinesische Poesie und das Schi-king', worin auch der früheren Bearbeitungen des Schi-ging gedacht wird. Als Sinologe ist auch der Tübinger Semitist und Indologe *Julius Grill* (1840—1930) durch seine treffliche Bearbeitung von ‚Lao-tszes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut (Tao-te-king). Aus dem Chinesischen übersetzt, mit Einleitung versehen und erläutert' (Tübingen, 1910) bekannt geworden. Trotz aller erschwerenden Zeitverhältnisse[46] möchte er mit seiner neuen Übersetzung an *Lau Dsi*, „der unter den verkannten Größen der Menschheitsgeschichte in vorderster Reihe steht", eine Ehrenschuld einlösen, ja, *Lau Dsi's* Auftreten in so früher und ferner Zeit gehöre zu „den merkwürdigsten Tatsachen der Geschichte des menschlichen Geistes"[47] und sei geeignet, unser religiöses Denken „zu erneuter Prüfung des Offenbarungsglaubens zu veranlassen"[48]. Nicht unerwähnt möchte ich das in eigener Übersetzung und in engster Beziehung zu *A. Conrady* dargebotene Buch lassen: ‚Das Spruchgut Kung-tszes und Lao-tszes in gedanklicher Zusammenordnung' von *Hans Haas* (Leipzig, 1920), da es auf S. 206 ff. sehr zuverlässige Literaturangaben zu *Konfuzius* und *Lau Dsi* enthält und auch die ausländische Literatur eingehend berücksichtigt.

Wie verschiedenartig die wissenschaftliche Einstellung der deutschen Sinologen sein kann, das sehen wir deutlich an *August Conrady* und *Richard Wilhelm*. War der erstere der gründliche, bedächtige Linguist, dessen beinahe ausschließliches Arbeitsgebiet die vergleichende Sprachwis-

[46] Auf S. VI seines Vorworts beklagt der Verfasser, daß es der „von *K. Frdr. Neumann* in China erworbenen, hernach dem bayr. Staat unentgeltlich überlassenen, alle Fächer der Literatur umfassenden, ungefähr 10 000 Bände starken chinesischen Büchersammlung der Münchener Staatsbibliothek noch heute an einem Katalog fehle". Vgl. dazu nunmehr die Anmerkung auf S. 87 über *K. Frdr. Neumann*, der schon als amtlich bestellter Abteilungsleiter eigentlich verpflichtet gewesen wäre, diesen Katalog zu beginnen.

[47] Vgl. dazu *V. von Strauss und Torney:* ‚Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft' (1879), S. 75 ff.: ‚Über Lao-tse und sein System'.

[48] Auf S. 72 weist *Grill* noch hin auf einige „freie, für wissenschaftliche Zwecke nicht in Betracht kommende Bearbeitungen" des Dau-dê-ging von *Frdr. W. Noack:* ‚Taôtekking von Laô-tsee. Aus dem Chinesischen', 1888. — *Alex. Ular:* ‚Lao-Tse. Die Bahn und der rechte Weg. Die chinesische Urschrift des Lao-Tse nachgedichtet', 1903. — *Jos. Kohler:* ‚Laotse Tao Te King. Des Morgenlandes größte Weisheit wiedergegeben', 1908. — Auch *Reinhold von Plaenckner* veröffentlichte 1870 zu Leipzig eine Arbeit: ‚Lao-tse Tao-te-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt', die aber lediglich auf französischen und englischen Vorlagen beruht (vgl. dazu *V. von Strauß und Torney:* ‚Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft' (1879), S. 109 ff.: Lao-tse-Tao-te-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von *Reinhold von Plänckner*, und die in diesem Aufsatz enthaltene Kritik).

senschaft gewesen, so wirkte der letztere mehr in die Breite und betrachtete das gewaltige überkommene Gut besonders vom kulturell-ästhetischen Gesichtspunkt aus. *Wilhelm* wollte die geistig-seelischen Inhalte des chinesischen Volks einfühlen und nachfühlen; er war nicht der nüchterne Gelehrte, sondern der nachschaffende Künstler, in dem die romantische Tradition seiner schwäbischen Heimat lebendig blieb.

August Conrady (1864—1925)[49] hat sich in Leipzig habilitiert und blieb der erwählten Wirkungsstätte bis zu seinem Tode treu. Begann er als Promovend mit der Herausgabe von ‚Fünfzehn Blättern einer nepalesischen Palmblatt-Handschrift des Narada' (1891), so befaßten sich seine letzten Veröffentlichungen mit ‚Neuen austrisch-indochinesischen Parallelen' und einigen chinesischen Hilfswörtern I. Doch waren allgemeinere Fragen ihm nicht fremd; so hat er die Frage ‚der Beziehungen der chinesischen Kultur zur abendländischen' oder den ‚Indischen Einfluß in China im 4. Jahrhundert v. Chr.' in Aufsätzen behandelt und vor seiner Abreise nach China, wo er an der Pekinger Universität Vorlesungen (1903/04) hielt, die sehr instruktiven sechs Hochschul-Vorträge ‚Chinas Kultur und Literatur' (1903) herausgegeben. Seine persönlichen ‚Eindrücke und Studien aus der Zeit nach den chinesischen Wirren' gibt eine Schrift ‚Acht Monate in Peking' (1905) wieder. Längere Zeit nahm auch die Sichtung und Entzifferung der *Sven Hedin*-Funde in Lou-lan in Anspruch, die 1920 zu Stockholm unter dem Titel erschien: ‚Die chinesischen Handschriften und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Lou-lan. Herausgegeben, übersetzt und unter Bearbeitung von *Karl Himlys* hinterlassenen Vorarbeiten behandelt von *August Conrady*'. Aus den Fragmenten von Briefen, Urkunden, Dokumenten auf Papier und Holz, die *Sven Hedin* im Wüstensande gefunden hatte, rekonstruierte *Conrady* ein plastisch gesehenes Bild der damaligen Kultur des westlichsten Vorpostens chinesischer Kultur, der Grenzfeste Lou-lan. Er hat ja zu Lebzeiten nicht viel veröffentlicht, umso größer ist die Menge druckreifer oder nicht ganz abgeschlossener Manuskripte, die er hinterließ, die *Bruno Schindler* in dem Aufsatz ‚Der wissenschaftliche Nachlaß August Conradys. Ein Beitrag zur Methodik der Sinologie' beschreibt und deren Herausgabe er in Aussicht stellt[50].

‚Die Seele Chinas' lautet der Titel des Buches, worin *Richard Wilhelm* (1873—1930) den Ertrag seiner 25jährigen Lebenserfahrungen unter den

---

[49] Vgl. dazu den Nachruf von *Erich Schmitt:* ‚August Conrady †' in ‚Ostasiatische Zeitschrift', NF., 1926, S. 77 ff.

[50] Schon die Titel einzelner Arbeiten versprechen wertvolle wissenschaftliche Beiträge, so z. B. ‚Mutmaßliche Arbeitslieder'; ‚Modeli-Lieder aus dem Schiking'; ‚Indisches bei Lieh-tze'; ‚Chinesische Paläographie'; ‚Religion und Kultur der Ts'ien-Han'; ‚Sonnenbaum' I/II. ‚Alte Beziehungen zu Amerika': ‚Weibliche Gottheiten'; ‚Chinesische Landkarten als Ornament'; ‚Indischer Einfluß auf die chinesische Kunst'; ‚Yü-kung'. ‚Eine Weltgeographie, nicht eine Geographie Chinas'; ‚Vorchristliche Beziehungen der alten Kulturvölker Asiens zu China'.

Chinesen zusammengefaßt hat: „Ich habe noch das Alte China gesehen, das für die Jahrtausende zu dauern schien. Ich habe seinen Zusammenbruch miterlebt und habe erlebt, wie aus den Trümmern neues Leben blühte. Im Alten wie im Neuen war doch etwas Verwandtes: eben die Seele Chinas ... die ihre Milde und Ruhe nicht verloren hat und hoffentlich nie verlieren wird." Diese Seele suchte er in allen Kulturschöpfungen: „den Glauben an die Welt, an die heilige Einheit von Himmel und Erde, die von menschlichem Eigensinn und Besserwissenwollen, zum Schaden des Glückes und der Vollkommenheit, nur gestört werden können, diesem Vertrauen auf das Gute des unentweihten Natur-Weltgeheimnisses und auf die Seligkeit des Nichtwiderstrebenden"[51]. *R. Wilhelm* hat China mit den Augen des Künstlers geschaut und erlebt, er war in gewissem Sinne der Winckelmann der chinesischen Kultur. Geboren zu Stuttgart als Sohn eines Hofglasmalers, trat er in das bekannte Tübinger Stift ein, wurde Vikar und 1899 nach Kiautschou berufen, um den erkrankten *Ernst Faber* zu entlasten. Als Lehrer an der deutsch-chinesischen Schule trat er auch in lebendige Berührung mit chinesischen Gelehrten. Zuerst wissenschaftlicher Beirat an der Deutschen Gesandtschaft in Peking, wurde er 1923 Professor an der Pekinger Reichsuniversität, kam aber bereits 1924 als Professor für Sinologie an die Universität Frankfurt a. M. und gründete hier das erste und bisher einzige deutsche ‚China-Institut', das seit 1925 die „Sinica Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung" herausgab. Neben der Abfassung von Lehrbüchern (Deutsch-chinesisches Lehrbuch, 1902) und dem später von der Deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau veröffentlichten ‚Deutsch-Englisch-Chinesischen Fachwörterbuch' (1911) begann *Wilhelm* schon bald mit der Herausgabe seines eigentlichen Lebenswerks, der Bearbeitung der ‚Urkunden zur Religion und Philosophie Chinas'; erschien doch 1910 zu Jena sein ‚Kungfutse, Gespräche (Lun Yü) aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert', dem 1911 ‚Laotse, Taoteking. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben' folgte. Dann reihten sich in rascher Folge die Übersetzungen von ‚Liä Dsi, das wahre Buch vom quellenden Urgrund (Tschung Hü, Dschen Ging, 1911, sowie ‚Dschuang Dsi, das wahre Buch vom südlichen Blütenland (Nan Hua Dschen Ging)', 1912, das ebenso wie ‚Mong Dsi', 1914 zum ersten Male ins Deutsche übertragen wurde[52]. Nach dem Weltkrieg erschien dann 1924 in zwei Bänden ‚I Ging (das Buch der Wandlungen)' und als letztes ‚Frühling und Herbst (Tschun Tsiu) des Lü Bu We' (1928), das bisher noch in keine europäische Sprache übertragen worden war sowie 1930 ‚Li Gi, das Buch der Sitte'. Noch 1914 kamen seine ‚Chinesischen Volksmärchen' heraus, 1922 die empfindsamen

[51] In dem Gedenkaufsatz von *W. F. Otto:* ‚Richard Wilhelm, ein Bild seiner Persönlichkeit' in Sinica V 1930, S. 54.

[52] S. dazu den Briefwechsel des Verlegers *Eugen Diederichs* mit *R. Wilhelm* in: ‚Eugen Diederichs Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen', hgb. v. *Lulu von Strauß und Torney-Diederichs* (1936), S. 411 u. ö.

Übertragungen chinesischer Lieder und Gesänge unter dem Titel: ‚Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten'; 1930 seine Darstellung der ‚Chinesischen Literatur' im ‚Handbuch der Literaturwissenschaft' (hgb. von *O. Walzel*, Potsdam) und 1928 seine ‚Geschichte der chinesischen Kultur' (Bruckmann, München). Unermüdlich wertete *Wilhelm* seine geistesgeschichtlich bedeutsamen sinologischen Erkenntnisse in rascher Folge aus, wie in dem Bändchen ‚Ostasien. Werden und Wandel des chinesischen Kulturkreises' (Potsdam, 1928); ‚Das Geheimnis der Goldenen Blüte' (1929) und ‚Chinesische Wirtschaftspsychologie' (1930). *W. Schüler*, der Freund und Mitarbeiter *Wilhelm's* hat in seinem Gedenkaufsatz ‚Richard Wilhelms wissenschaftliche Arbeit' (Sinica, V/1930, S. 57 ff.) eine feinsinnige Charakteristik seines Denkens und Forschens als deutscher Sinologe gegeben, die durch die Herausgabe einer größeren Zahl von Vorträgen in dem Buch ‚Der Mensch und das Sein' (1931), die *Wilhelm's* Gattin besorgt hat, wesentlich ergänzt wird (darunter ‚Goethe und Lau Dsi'; ‚Der Geist der Kunst nach dem Buch der Wandlungen' u. a.).

Einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang wie *Richard Wilhelm* durchlief auch der Sinologe und Religionshistoriker *Heinrich Hackmann* (1864 bis 1935)[53], der als Göttinger Privatdozent 1894 nach Schanghai kam, 1904 als deutscher Pfarrer nach London berufen wurde und 1913 als Professor für Religionsgeschichte und Sinologie nach Amsterdam übersiedelte. Sein Hauptarbeitsgebiet war chinesische Philosophie und chinesischer Buddhismus und Taoismus. *H. Hackmann's* Studien galten zunächst der religiösen Eigenart des Taoismus, besonders dem bisher wenig bekannten Klostertaoismus: ‚Mönchsregeln des Klostertaoismus'[54]; ‚Die Gebote des mittleren Zieles (Chung chi chieh)'[55]. Weiterhin bot *Hackmann* eine urkundliche Orientierung über Charakter und Einrichtung des heute aufgehobenen taoistischen Oberhauptes in: ‚Ein chinesisches Urteil über den Taoismus von Lung Hu-shan und Shang Ching' (in ‚Actorum Orientalium' vol. VII, 1929). *Hackmann* kam in den Besitz dieses Manuskripts 1903, als er Schang-tsing und Lung Hu-schan besucht hatte. Auch die buddhistischen Mönchsregeln in China untersuchte er in ‚Pai Chang Dsching Kuei, The rules of Buddhist Monastic Life in China' und gab 1911 eine ausführliche Beschreibung der ‚Schulen (bzw. Schuleinrichtungen) des chinesischen Buddhismus' in den Mitteilungen des Berliner Se-

---

[53] S. meinen biographischen Bericht zu H. Hackmanns 70. Geburtstag in ‚Nieuw Theol. Tiedschr.', XXIII (193.), S. 299 ff. — *J. J. L. Duyvendak:* ‚Levensbericht van H. Hackmann' in: ‚Jaarboek d. kgl. Akademie van Wetenschappen van 1935/36', S. 1 ff.

[54] Vgl. dazu ‚Festschrift für Frdr. Hirth' (Ostasiatische Zeitschrift, VIII, 1919/20, S. 144).

[55] Erschienen in den Abhandlungen der Amsterdamer Kgl. Akademie der Wissenschaften (1931). — Ferner ‚Die dreihundert Mönchsgebote des chinesischen Taoismus' ebenfalls in Verhandelingen d. Kgl. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, 1931.

minars für Orientalische Sprachen (1911) heraus[56]. Einen guten Einblick in die literarische Propaganda des Mahayana-Buddhismus in China, wie sie namentlich von der durch den Mönch *Hui Yüan* (333—416) begründeten „Schule des Reinen Landes" (Dsing-tu-dsung oder „Lotosschule") eifrig betrieben wurde, gewährt das bereits dem Berliner Sinologen *W. Schott* bekannte und in seiner Akademie-Abhandlung ‚Über den Buddhaismus in Hochasien und in China' (1846) teilweise übersetzte Chingt'u wen (Dsing-tu-wen) des Gelehrten *Wang Jih Hsiu*, das *Hackmann* unter dem Titel ‚Laien-Buddhismus in China' nunmehr vollständig „aus dem Chinesischen übersetzt, erläutert und beurteilt" (1924) herausgegeben hat. All diese Studien sowie der Ertrag von Reisen (‚Vom Omi bis Bhamo', 1907; ‚Welt des Ostens', 1912) fanden eingehende Verwertung in seiner ‚Chinesischen Philosophie' (1927). Als Sinologe war *Hackmann* bemüht, die kulturelle Eigenart der Chinesen tiefgreifend zu erfassen, was ihm besonders an der „Eigenart der Schrift" möglich erschien — daher seine 1928 veröffentlichte Arbeit: ‚Der Zusammenhang zwischen Schrift und Kultur in China' mit den Abschnitten: ‚Schrift und Dichtung in China'; ‚Schrift und Malerei in China'; ‚Schrift und Geschichte Chinas'. In seinen letzten Lebensjahren arbeitete er unermüdlich an der Fertigstellung eines chinesisch-buddhistischen Wörterbuchs, dessen Erscheinen sowohl für den Sinologen wie für den Religionshistoriker für die zuverlässige Bearbeitung der buddhistisch-chinesischen Texte von einzigartiger Bedeutung sein wird — das von ihm vollständig hinterlassene Manuskript kann nunmehr in Leiden (bei *E. J. Brill)* von dem Marburger Sprachforscher *H. Nobel* herausgegeben werden[57].

Zu den deutschen Sinologen darf auch der Deutsch-Amerikaner *Paul Carus* (1852—1930) gezählt werden, der, zu Ilsenburg (Ostpreußen) als Sohn eines Generalsuperintendenten geboren, in Straßburg und Tübingen studierte und hier wohl als Schüler von *Julius Grill* das lebhafte Interesse für Indien und China gewann; er siedelte später nach Nordamerika über und lebte in La Salle, Illinois. Als Herausgeber der weitverbreiteten natur- und geisteswissenschaftlichen Zeitschriften ‚The Monist' und ‚The Open Court' erwarb er sich besondere Verdienste auch um die Erschließung von Kultur und Religion Chinas für die Gebildeten Amerikas, die dadurch auch vielfach mit der deutschen Chinaforschung bekannt wurden. So hat er z. B. in seiner 1902 zu Chicago erschienenen ‚Chinese Philosophy, an Exposition of the main characteristic features of Chinese thought', *Leibniz'* dyadisches System analysiert (S. 39 ff.) und bei der Besprechung von *Dschou Dsi's* Philosophie der Arbeiten von *Georg von*

[56] Vgl. auch ‚Das Buddhisten-Kloster Tiendong (Tiën-deng) in der chines. Provinz Chekiang (Tschekiang)', in: ‚Zeitschr. f. Missionswissensch. und Religionswissensch.', XVII (1902), Heft 3. — ‚Buddhistisches Klosterleben in China' in: ‚Der ferne Osten', I (1902), Heft 3.

[57] Vgl, in dieser Hinsicht bisher *H. Hackmann:* Alphabetisches Verzeichnis zum Kao sêng ch'uan (Gau seng tschuan). — Sonderabzug aus den ‚Acta Orientalia', Vol. II. Leiden, 1923, S. 81—112.

der Gabelentz und *W. Grube* gedacht. Instruktiv ist auch seine 1907 herausgekommene Fortsetzung zur Chinese Philosophy ‚Chinese Thought', worin er über die chinesische Schrift, den chinesischen Okkultismus und die Mantik der Chinesen in Beziehung zu anderen Völkern handelt; eine gewisse Ergänzung hierzu bildet ‚Chinese Life and Customs'. Auch zwei Ausgaben von ‚Lao-tze's Tao Teh King' mit chinesischem Text und englischer Übersetzung hat *P. Carus* besorgt und in Verbindung mit dem bekannten japanischen Buddhologen *Teitaro Suzuki* die beiden chinesischen Traktate ‚T'ai-Shang Kan-Ying P'ien. Treatise of the Exalted One on Response and Retribution. Containing Chinese Text, verbatim Translation, Explanatory Notes and Moral Tales' sowie ‚Yin Chih Wen. The Tract of the Quiet Way with extracts from the Chinese commentary' (Chicago, 1906) in englischer Übertragung mit ausführlicher Einleitung herausgegeben.

Eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten, die sich mit der Kultur und Geschichte Chinas beschäftigten, wie Diplomaten *(M. von Brandt)*, Beamte (Geh. Admiralitätsrat *Schrameier)*, Ärzte *(Hübotter*, dem wir wertvolle Untersuchungen über die chinesische Medizin verdanken), Kunsthistoriker (der Deutsch-Amerikaner *H. Münsterberg, O. Kümmel* u. a.) konnten hier nicht eingehender behandelt werden, da es uns ausschließlich darauf ankam, die deutschen Erforscher der Geisteskultur Chinas (Sprache, Literatur, Philosophie und Religion) darzustellen und zu würdigen. Wenn wir noch weitere Sinologen auch der jüngeren Generation, wie z. B. *Wolfram Eberhard, Hellmuth Wilhelm, Herbert Franke, Carl Hentze, Ferdinand Lessing, E. von Zach** oder die nunmehr verstorbenen *Alfred Forke, Otto Franke* und *E. Rousselle* hinzugenommen hätten, würde sich daraus die erfreuliche Tatsache ergeben haben, wie auf den verschiedensten Gebieten der Sinologie auch die deutsche Forschung wertvolle, auf gründlichen sprachlichen Kenntnissen ruhenden Beiträge zur Forschung Chinas und des chinesischen Volks beigesteuert hat. Es ist dies oft verkannt worden, gerade weil die Chinaforschung auf einen verhältnismäßig kleinen Interessenkreis beschränkt blieb. Um so mehr war es einmal notwendig, auch aus wissenschaftsgeschichtlichen Gründen die deutsche Chinaforschung von ihren methodisch noch mangelhaften, zeitgeschichtlich bedingten Anfängen bis zur neueren, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (mit *Georg von der Gabelentz)* einsetzenden, rein wissenschaftlichen Erforschung des chinesischen, ungeheuer reichen Kultur- und Sprachguts näher zu erläutern und in ihren bekanntesten Werken zu charakterisieren. Wer z. B. *W. Grube's, A. Forke's, O. Franke's* und *E. Rousselle's* ungewöhnlich vielseitige Arbeiten überschaut, der wird angenehm davon berührt sein, daß die deutsche Forschung bemüht war,

* Nach noch unverbürgten Nachrichten im Laufe des Jahres 1943 einem Schiffsunglück zum Opfer gefallen.

auch in der Sinologie das in andern Ländern, wie Frankreich, England, Amerika auftauchende Spezialistentum zu überwinden, um die verschiedenartigsten Probleme in ihren mannigfachen Zusammenhängen, ihren natur- und volksbedingten Eigenarten zu erfassen.

Entwicklung und Geschichte

von W. E. Mühlmann

I.

Um eine Klärung des Verhältnisses der Begriffe Entwicklung und Geschichte herbeizuführen, könnte es nahe liegen, vom Begriffe der biologischen Evolution auszugehen und von diesem die Verbindungslinien zum Begriffe der Geschichte zu ziehen. Dies wäre ein reizvolles Unternehmen, das ich aber doch einer zukünftigen Arbeit vorbehalten möchte. In diesem Aufsatze möchte ich einen anderen Weg gehen: Ich möchte mich im Rahmen des durch menschliche Handlungen bezeichneten Geschehens halten, also in einem rein anthropologischen Rahmen. Hat doch seit langem die Kategorie „Entwicklung" auch in der Kulturgeschichte eine keineswegs geklärte Bedeutung. „Evolutionisten" und „Antievolutionisten" reden gleicherweise von „Entwicklung" in ihren Darstellungen: Jene machen eine Theorie aus der „Entwicklung", diesen läuft der Begriff nur unter. Unausrottbar scheinen auch die „Stufentheorien" zu sein; man findet sie in beinahe allen Geisteswissenschaften, in der Wirtschaftswissenschaft, der Rechtswissenschaft, der Religionswissenschaft, der Völkerkunde usw. Bestimmte „Stufen" einer Entwicklung sollen gesetzmäßig aufeinander folgen. Man erinnert sich der fünf Stufen der Wirtschaftsgeschichte, die *Friedrich List* unterschieden hat: Jägerleben, Hirtenleben, Ackerbaustaat, Agrikultur-Manufakturstaat, Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat. Bekannt ist auch die Stufenlehre von *Bruno Hildebrand:* Naturalwirtschaft — Geldwirtschaft — Kreditwirtschaft. Dann hat *Karl Bücher* die Stufen: Geschlossene Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, Volkswirtschaft aufgestellt. In der Kulturgeschichtsforschung postulierte *Karl Lamprecht* eine Stufenfolge von Kulturstilen: Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus, Subjektivismus; in der Völkerpsychologie *Wilhelm Wundt* die Abfolge: Zeitalter des Totemismus, Zeitalter der Helden und Götter, Zeitalter der Humanität. *Bachofen* wollte für die völkerkundliche Soziologie folgende Stufen unterscheiden: Hetairische Gynaikokratie, eheliche Gynaikokratie, Patriarchat. Dies sind nur einige Beispiele. Gemeinsam war allen diesen

Typologien ihre bestechende Einfachheit; eine Fülle von Erscheinungen wurde in bequeme Schemata gepreßt. Dagegen fragte man zunächst weder nach dem logischen Recht solcher typologisch-generalisierender Begriffsbildungen (*Freyer* 1931), noch wurde der universalhistorische Erfahrungsstoff in ausreichendem Maße herangezogen *(Mühlmann* 1948). Sobald dies erfolgt war, stellten sich die Stufenlehren alsbald als unzulänglich heraus. Zunächst wurde man gezwungen, anzuerkennen, daß es „Ausnahmen" von der postulierten typischen Abfolge gab. Je mehr die universal-historisch-ethnographischen Kenntnisse sich vermehrten, um so mehr diskordante Fälle traten auf, die sich dem Schema nicht fügten; diese erschienen zunächst als Ausnahmen von der Regel, schließlich aber wurden sie zur Regel, und das postulierte Entwicklungsgesetz wurde zum Sonderfall. Es ist daher kein Wunder, daß die kulturhistorischen Entwicklungstheorien im Laufe der letzten Jahrzehnte zunehmend in Mißkredit geraten sind. An die Stelle evolutionärer Konstruktionen trat immer mehr die historische Einzelforschung, die jedes einzelne Kulturgebiet oder jede einzelne Kultur individualisierend studiert und auf die Aufstellung allgemeiner Typologien des Ablaufs verzichtet. Ja, es hat sich z. T. eine direkte Feindschaft gegen den Begriff „Entwicklung" herausgebildet, und erst recht wird der Begriff „Fortschritt" apostrophiert. Mehr und mehr scheint die Kategorie „Entwicklung" in direkten Gegensatz zu treten zu der Kategorie „Geschichte", beide scheinen zu Schlachtrufen zu werden, die einander widerstreitende Parteien gruppieren: Hie Historismus — hie Evolutionismus. Durch die Aufstellung solch antithetischer Ismen wird aber, wie üblich, die Wahrheit eher verschüttet als gefördert. Es könnte doch vielleicht auch so sein, daß der weiter gedachte Begriff der Geschichte „Entwicklung" mit einschließt, oder daß (umgekehrt ausgedrückt) der Begriff „Entwicklung" leer bleibt, wenn er nicht hineingedacht wird in ein historisches Medium. Auf dieses Ergebnis laufen in der Tat meine Überlegungen hinaus. Ich habe aber nicht die Absicht, das Verhältnis von Entwicklung und Geschichte auf allen in Betracht kommenden Wissenschaftsgebieten zu prüfen. Meine eigenen Überlegungen sind ausgegangen von den Problemen der völkerkundlichen Kulturgeschichtsforschung und Soziologie; an diese möchte ich auch jetzt anknüpfen, werde aber im Verlaufe meiner Darstellung eine starke Einschränkung vornehmen auf die eigentliche Zivilisationsgeschichte und dabei meine Beispiele vor allem aus der Geschichte der Naturwissenschaften und Technik nehmen.

Gerade in der Völkerkunde scheint in der Tat der Streit zwischen „Historismus" und „Evolutionismus" noch unausgetragen zu sein. Die alten evolutionären Konstruktionen eines *Morgan, Bachofen, Lippert* usw.

scheinen allerdings verlassen zu sein. Auch *Herbert Spencer* steht nicht mehr hoch im Kurse. Niemand glaubt z. B. heute noch, daß die Geschichte der menschlichen Ehe mit einer allgemeinen „Promiskuität" angefangen habe und dann durch die Stufe der Polygamie „hindurch mußte", um heute bei der abendländischen Einehe zu landen; oder, daß der Mensch zuerst Jäger gewesen sei, dann Hirte wurde, um schließlich zum Ackerbauer zu werden. An die Stelle derartiger generalisierender Konstruktionen ist auch in der Völkerkunde die detaillierte Einzelforschung getreten, die in den Denkprinzipien historisch ist, wenn sie auch nur ausnahmsweise historisches Material i. e. S., d. h. Schriftquellen zur Verfügung hat. Man versucht, besondere Methoden auszubilden, um die chronologische Abfolge der Kulturphänomene in unbegrenzten Gebieten zu studieren. Zwei Hauptschulen haben sich besonders hierum bemüht, die „Wiener Schule" von *P. W. Schmidt* und *Koppers*, die sich selbst ausdrücklich als „kulturhistorische Schule" bezeichnet, und die amerikanische Schule von *Franz Boas* in New York. Beide Schulen sind einflußreich und mächtig, beide besitzen hohe Verdienste in völkerkundlichen Teilbereichen. Beide haben auch eine scharf polemische Stellung gegen den „Evolutionismus" bezogen. Das Merkwürdige ist nur, daß die anders gerichteten Argumente der — nicht schulmäßig zusammengefaßten — Entwicklungstheoretiker durch alle Polemik nicht zum Schweigen gebracht werden konnten.

Das Objekt, an dem sich der Streit immer wieder entzündet, ist das Problem der Erklärung verbreiteter Kulturformen und sozialer Institutionen. Erscheinungen wie das Wurfholz, die Keule, der Pfahlbau, die Töpferei, die Signaltrommel finden sich an zahlreichen, weit voneinander entlegenen Stellen der Erde; ebenso soziale Institutionen wie der Klan, die Exogamie, die Mutterfamilie, Initiationsriten, Geheimbünde, Blutrache, Kopfjagd u. a. m. Sind solche Übereinstimmungen durch unabhängige parallele Entstehung oder „Erfindung" zu erklären, oder liegt kulturhistorische Wanderung, Übertragung, „Diffusion" von einem Ort zum anderen vor? Die Diffusionisten (vertreten vor allem durch die beiden genannten Schulen) behaupten das letztere; die Parallelisten dagegen, wenigstens für eine große Zahl von Erscheinungen, das erstere.

Ich möchte für diesmal nicht darauf eingehen, ob diese Zuspitzung des Problems auf die Frage „Parallelismus" und „Diffusionismus" wirklich logisch zu rechtfertigen ist, und ob nicht eine Problemstellung möglich, ja notwendig ist, die wesentlich tiefer dringt (vgl. dazu *Mühlmann* 1938). Es ist heute nur meine Absicht, der Frage nachzugehen, was die „Parallelisten" veranlaßt, an ihrem Standpunkte festzuhalten, und welche Argumente sie für diesen vorzubringen haben. Der Entwicklungs-

standpunkt wird in Deutschland besonders von *Thurnwald* vertreten (allerdings nicht mit durchgängiger Klarheit, weil irritiert durch die Argumente der „Historisten"), in den USA. besonders von einigen Soziologen, unter den Kulturanthropologen mit großer Entschiedenheit namentlich von *Leslie A. White* in Ann Arbor.

Thurnwald geht aus von einer Klärung des Begriffs der Zivilisation. Diese ist für ihn teils die Variation, teils die Entwicklung von Vorrichtungen, Werkzeugen, Geräten, Fertigkeiten, Kenntnissen und Wissensbestandteilen; sie ist eine zeitliche Kette des akkumulierenden und variierenden Fortschritts, ein nicht umkehrbarer Prozeß, in dem jede folgende Leistung eine einfachere Leistung — logisch — voraussetzt (*Thurnwald* 1934 S. 266). Die Anschauung der amerikanischen Soziologen und *Leslie A. Whites* entspricht dem völlig, wenn sie sich auch einer etwas anderen Terminologie bedienen. Übereinstimmung herrscht auch darin, daß das Wesen der zivilisatorischen Entwicklung am einfachsten und leichtesten auf dem Gebiete der Technik und Naturwissenschaften studiert werden kann. *White* meint z. B., es sei kein Zufall, daß *Einstein* und *Infeld* ihr letztes Buch „The Evolution of Physics" betitelt hätten, nicht: the history of Physics; denn in diesem Buche gehe es ausschließlich um das evolutionäre Auf-einander-aufbauen des akkumulierenden Fortschritts der Erkenntnis, nicht um die Leistungen einzelner Persönlichkeiten, die eben für diesen Fortschritt ziemlich indifferent sind.

Wir sehen, wie hier sowohl bei *Thurnwald* wie bei *White* der Begriff des „Fortschritts" sich einstellt und mit dem Begriff „Entwicklung" auf weite Strecken verbunden bleibt. Es ist daher notwendig, eine Klärung über den Fortschrittsbegriff einzuschalten, weil sonst unweigerlich Mißverständnisse sich einstellen. Der Begriff des Fortschritts ist hier rein objektivistisch und wertfrei zu verstehen als Fortschreiten eines konkreten, isoliert betrachteten Entwicklungsprozesses kraft der Anwendung technisch „richtiger" Mittel für einen eindeutig gegebenen Zweck. Diesen Fortschrittsbegriff hat seinerzeit schon *Max Weber* klargestellt.

> „Ist . . . im Einzelfall der Satz richtig: die Maßregel x ist das (wir wollen annehmen: einzige) Mittel für die Erreichung des Erfolges y (was eine empirische Frage ist, und zwar die einfache Umkehrung des Kausalsatzes: auf x folgt y), und wird nun dieser Satz (was ebenfalls empirisch feststellbar ist) von Menschen bewußt für die Orientierung ihres auf den Erfolg y gerichteten Handelns verwertet, dann ist ihr Handeln ‚technisch richtig' orientiert. Wird menschliches Verhalten (welcher Art immer) in irgend einem Einzelpunkt in diesem Sinne technisch ‚richtiger' als bisher orientiert, so liegt ein ‚technischer Fortschritt' vor. Ob dies der Fall ist, das ist (immer natürlich die absolute Eindeutigkeit des feststehenden Zweckes vorausge-

setzt) für eine empirische Disziplin in der Tat eine mit den Mitteln der wissenschaftlichen Erfahrung zu treffende, also eine empirische Feststellung."

Es ist besonders notwendig, zu betonen, daß dieser objektive Fortschrittsbegriff abstellt auf die Orientierung des menschlichen Handelns an einem subjektiv erstrebten Erfolg. So gibt es etwa bei den Naturvölkern ein sog. „magisches" Zauberhandeln, z. B. zum Zwecke der Heilung einer Krankheit, das keineswegs „irrational" ist, sondern auf der Basis seiner eigenen Denkvoraussetzungen betrachtet die gleiche rationale Struktur besitzt wie unser „technisches" Handeln; es gibt durchaus also auch eine Technik der Magie"[1]. Dennoch werden wir unser Handeln, d. h. das Handeln des wissenschaftlich vorgebildeten Arztes technisch einen „Fortschritt" nennen, weil wir mit einigem Recht annehmen dürfen, daß der vom primitiven Zauberpriester subjektiv gemeinte Zweck mit unseren Mitteln besser erreichbar sein würde (vgl. *Max Weber* S. 512, 516).

Neben diesem objektiven soziologischen Fortschrittsbegriff, der sich stets nur auf analytisch isolierte, konkrete Entwicklungsreihen bezieht, steht nun aber ein zweiter Fortschrittsbegriff, der mit einem Wertakzent behaftet ist, und der sphärisch ausstrahlt auf eine ganze Kultur. Auch dieser Fortschrittsbegriff läßt sich aber soziologisch objektivieren, wenn man ihn faßt als „Fortschrittsglaube" oder „Fortschrittsideologie" und ihn dergestalt bezieht auf den Geisteszustand einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit. Wir können diesen zweiten Fortschrittsbegriff den gesellschaftspsychologischen nennen. So einfach es erscheint, diesen Fortschrittsbegriff theoretisch abzugrenzen gegen jenen ersten, soziologischen Fortschrittsbegriff, so sehr vermischen sich beide doch im Handeln der Menschen und — infolgedessen — auch in der theoretischen Aussprache über das Fortschrittsproblem. Dieser Sachverhalt ist leicht zu begreifen. Das „technisch richtige", erfolgverheißende Verhalten (wenn ich x tue, erreiche ich mit Sicherheit y) geht als Erfahrung ein in die geistige Verfassung der Gesellschaft und veranlaßt sie, die Formel „y Funktion von x" im Sinne eines schließlich auf allen Lebensgebieten geübten rationalen Prinzips auszubauen. Der Fortschritt wird so zu einer Glaubensmacht und oft auch zu einer Quelle der Selbsttäuschung, weil die Formel „y Funktion von x" eben nicht auf allen Kulturgebieten gilt. — Mit diesem zweiten, gesellschaftspsychologischen Fortschrittsbegriff haben wir es hier zunächst noch nicht zu tun, müssen aber später darauf zurückkommen.

---

[1] Die von manchen Völkerpsychologen vertretene Polarisierung von magischem und technischem Handeln bzw. von „homo divinans" und „homo faber" ist also falsch. Vgl. *Mühlmann* 1938 S. 142 f. und *Mühlmann* 1948 S. 178.

II.

Geht man von diesen Ansätzen aus, so bieten sich hauptsächlich zwei Methoden, um Entwicklungsvorgänge innerhalb der Zivilisationsgeschichte aufzuzeigen: 1. der Aufweis der logischen Antezedentien, 2. der Aufweis der parallelen Entdeckungen und Erfindungen.

Das 1. Verfahren besteht darin, bei jeder „Form" zu fragen, welche andere Form ihr unabdingbar vorangehen mußte, damit diese Form ins Leben trat. (Es ist dies nichts als die Umkehrung des Kausalansatzes: auf x folgt y.) Die Erfindung des Webstuhls setzt die Brettchenweberei und Bandweberei voraus; das Spinnen das einfache Zwirbeln von Fäden auf dem Schenkel; die Handweberei das einfache Flechten; der Laufski den einfachen Schneeschuh, der ursprünglich keinen anderen Zweck hatte, als das Einsinken in den Schnee zu verhindern. Der Räderpflug setzt den einfachen Pflug voraus, der einfache Pflug die Hacke, die Hacke den Grabstock. Man wird vielleicht gleich hier bereits einwenden, die Dinge lägen doch komplizierter, es sei jedesmal das Zusammentreten bestimmter neuer Elemente vonnöten, nicht bloß die Entwicklung einer einzigen Form. Der Pflug z. B. ist zwar formal einer Weiterentwicklung der Hacke, aber außerdem war doch, damit er entstand, noch das Zugtier vonnöten, der Ochse, der vor die zum Pflug verlängerte Hacke gespannt wurde. Dieser Einwand ist richtig, aber ich schlage vor, zunächst einmal lediglich die isolierte Form in ihrer Weiterentwicklung zu betrachten. Und da müssen wir feststellen, daß jede Leistung auf älterer Kausalerfahrung fußt. Hinsichtlich der Schrift hat schon *Lewis H. Morgan* folgende Entwicklungsreihe konstruiert: Zeichensprache — Bilderschrift — Hieroglyphen — Hieroglyphen von phonetischer Valenz (d. h. mit Lautcharakter) — phonetisches Alphabet. Dem Schmelzen von Metallen geht das kalte Hämmern von Kupfer, Silber und Gold voraus, diesem die Steinbearbeitung. Der Fräser setzt Säge und Feile voraus, die Radpumpe und der Göpel das Rad, die Dampfmaschine den Püstrich, das Flugzeug das Automobil, das Automobil den Gasmotor usw. usw. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Es sind das alles technische Entwicklungsreihen. Viel schwieriger ist es, evolutionäre Reihen auf dem Gebiet der sozialen Institutionen festzustellen, trotzdem gibt es auch hier verhältnismäßig eindeutige Zusammenhänge. Die bei manchen Naturvölkern zu findenden religiösen Geheimbünde mit Staffelung in verschiedene Grade setzen logisch die Institution der Jugendweihe voraus, von der die wesentlichsten sozialen und rituellen Elemente in den Geheimbünden wiederkehren. Das moderne Kreditsystem hat zur Voraussetzung den primitiven Tausch, oder, wenn wir psychologisieren wollen: Der Gedanke einer gestundeten Reziprozität, der die Grundlage des

Kredits bildet, setzt voraus eine ausreichende Erfahrung mit der direkten Reziprozität, in der Zug um Zug Gabe mit Gegengabe vergolten wurde. Alle funktionierenden Institutionen des Menschen beruhen auf dem Wechselspiel der interagierenden Personen, deren Handeln sich orientiert an der Erwartung einer adäquaten Reaktion ihrer Partner: je seltener diese Erwartung enttäuscht wird, um so rationaler funktioniert die Institution. Die Entwicklung aber einer neuen Institution aus einer alten setzt die in vielen Generationen akkumulierte Erfahrung derjenigen Formen des Handelns voraus, die immer wieder eine „richtige" Funktion im Gefolge hatten. Etwas Analoges läßt sich z. B. auch feststellen auf dem großen Gebiet, das um die Zusammenhänge von Krieg und Frieden kreist. Der formelle Friedensschluß zwischen kämpfenden Stämmen setzt, wie ich seinerzeit zeigen konnte (*Mühlmann* 1940), die Erfahrung der „geregelten", d. h. durch Regeln gebändigten und eingeschränkten Kriegführung voraus; woraus sich dann das scheinbare Paradoxon ergibt, daß Stämme, die nicht in traditioneller Feindschaft miteinander gelebt haben, auch nicht förmlich Frieden miteinander schließen können: Die Erfahrung „Bändigung des Kampfes durch Regeln ist möglich" mußte in die Institution „formeller Friedensschluß" eingehen, wenn diese ins Leben treten sollte. Zum Teil nehmen solche Zusammenhänge bereits die Form von Tautologien an, indem der logische Zusammenhang von Antezedens und Konsequenz gebunden erscheint an eine gemeinsame, adäquate Kultursphäre, in der er wurzelt. Daraus ergeben sich gewisse Folgerungen hinsichtlich der Erwartungen, mit denen wir an Entwicklungsphänomene herangehen dürfen. Es ist z. B., um ein ganz massives Beispiel zu bringen, sinnlos, von einem australischen Eingeborenen oder einem Papua die Entdeckung der Zellteilung oder die Erfindung des Automobils zu erwarten, denn diese beiden zivilisatorischen Entwicklungen sind gebunden an eine Kultursphäre, in der a) das Mikroskop, b) der Gasmotor als Antezedentien vorhanden sind[2]. Die Entdeckung der Zellteilung, der Kleinlebewesen, des Blutkreislaufs usw. setzt die Erfindung des Mikroskops voraus, die Entdekkung der Sonnenflecken durch Galilei, Harriott und Scheiner die Erfindung des Fernrohrs; Fernrohr und Mikroskop ihrerseits setzen die Kunst des Linsenschleifens voraus. Die Erfindungen Edisons wären nicht möglich gewesen ohne die Entdeckungen Faradays, die Einstein'sche Relativitätstheorie nicht ohne die Riemann'sche Geometrie; die Sinfonien Beethovens nicht ohne die vorangegangene Entwicklung der sinfonischen

[2] So selbstverständlich dies erscheint, so wird es doch immer wieder vergessen, wenn die „Kulturbegabung" der „primitiven Rassen" diskutiert und deren „kulturelle Rückständigkeit" auf ihre angeblich geringere rassische Begabung zurückgeführt wird. Dies nur nebenbei.

Form bei Haydn, die Sinfonien Haydns aber nicht ohne die vorangegangene Ausbildung der Sonatenform in der „Mannheimer Schule" von Stamitz. — Die Beispiele ließen sich vermehren.

Wenn wir uns nun fragen, in welchem Sinne hier der zeitliche Zusammenhang von Antezedens und Konsequenz zu verstehen ist, so ist darauf zu antworten: Ganz gewiß nicht in historischem Sinne! Das läßt sich nämlich beweisen. Es läßt sich zeigen, daß die historische Abfolge oft eine ganz andere ist als die logisch zu erwartende Abfolge. Afrikanische Stämme z. B. sind von der Steinbearbeitung direkt zur Eisenbearbeitung übergegangen, ohne die „Stufe" der Bronzebearbeitung durchzumachen. Die evolutionäre Stufung — „Steinzeit — Bronzezeit — Eisenzeit" scheint also hier aufgehoben zu sein. Es gibt ferner Naturvölker, z. B. in Südasien, die vom Grabstockbau direkt zum Pflugbau übergehen, ohne vorher die Stufen des Hackbaus „durchzumachen". Und es gibt ferner auch Naturvölker, die von der Bilderschrift direkt zum alphabetischen Schreiben übergehen, das ihnen z. B. in den Missionsschulen beigebracht wird. In allen diesen Fällen liegt direkte Übernahme des „Fortschritts" aus einer höher entwickelten Zivilisation vor. Die Zwischenstufen werden gewissermaßen „übersprungen". Diese Fälle nun bilden für die „Diffusionisten" den Ansatzpunkt, um die Gültigkeit des Entwicklungsprinzips überhaupt zu bestreiten. So sagt z. B. *Boas* (zit. nach *White* 1945, S. 349):

> „Eine allgemein annehmbare Theorie der Zivilisationsentwicklung muß der Forderung entsprechen, daß die historischen Ereignisse in jeder besonderen Region mit ihr übereinstimmen."

Dieses Postulat ist aber falsch. Es bildet keinen Einwand gegen das Bestehen einer Evolution, sondern es übersieht einfach den kategorialen Unterschied, der zwischen Entwicklung und Geschichte besteht. Was *Boas* fordert, ist nicht mehr und nicht weniger, als daß der logische Zusammenhang von Ereignissen stets und überall zugleich auch der chronologische sein müsse, — eine offenkundige Ungereimtheit, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die den Wesensunterschied von Erkenntnisgrund und Realgrund verkennt. Die Behauptung, daß der Pflug die Hacke und die Hacke den Grabstock „voraussetzt", besagt lediglich, daß im Gesamtprozeß der Zivilisation diese „Schritte" einmal getan werden mußten; sie besagt aber nicht, daß jedes Volk oder jede Gruppe, die die spätere Leistung vollbringen, alle ihr logisch voraufgehenden Erfahrungen ebenfalls gemacht haben müßten. — Was heißt schließlich: „in jeder besonderen Region"? Verlangt man, daß der Prozeß einer bestimmten Entwicklungsreihe sich an jedem überhaupt nur denkbaren historischen Ort von neuem realisieren müsse, so ist nicht einzusehen, warum man

dann bei einem bestimmten Volk, Stamm oder bei einer individuellen Kultur Halt macht und nicht auch die Forderung erhebt, es müsse sich die Entwicklungsreihe bei jedem einzelnen Menschen wiederholen. Denn der individuellste historische Ort ist ja schließlich der einzelne Mensch. Dies ist in der Tat die logische Konsequenz des *Boas*'schen Postulats. Sie vermag die totale Verkennung des kategorialen Unterschiedes von Entwicklung und Geschichte, die hier vorliegt, klar zu machen. Sie zeigt aber auch, daß, wer „Entwicklung" mißversteht, notwendig auch die eigentliche Funktion der historischen Diffusion verfehlt; denn deren Hauptleistung besteht eben darin, daß sie es dem Individuum erspart, den gesamten Energieaufwand der zivilisatorischen Akkumulation in sich selber wiederholen zu müssen.

Man darf sich also durch die Tatsache, daß evolutionäre Stufen von menschlichen Gruppen „übersprungen" werden können, nicht kopfscheu machen lassen. Die „Historie" interferiert gewissermassen in die „Entwicklung", sie gestattet, Erfahrungsstufen, die vergangene Geschlechter einmal machen mußten, „einzusparen". Ich brauche heute nicht mehr selber die „Null" zu erfinden, um arithmetische Operationen durchführen zu können: das haben die Inder vor zweitausend Jahren für mich getan. Und trotzdem bin ich berechtigt, von einer „Entwicklung" der Arithmetik zu sprechen, in der die Erfindung der Null eine entscheidende Stufe gebildet hat. Das einfache Lernen der durch Akkumulation fertig vorgefundenen Muster, ja in vielen Fällen sogar deren blinde Nachahmung oder Ausnutzung wirkt im Sinne einer ökonomischen Kraftersparnis. Ich brauche nicht die technischen Prinzipien zu verstehen, die zur Konstruktion eines Radio- oder Fernsprechapparates oder eines Kraftwagens geführt haben, um mich dieser Apparaturen mit Erfolg bedienen zu können. Millionen Menschen profitieren heute von den Errungenschaften einer Zivilisation, deren wissenschaftliche Prinzipien sie keineswegs verstehen. Sie sind nicht Schöpfer, sondern Konsumenten; während die *Boas'sche* Auffassung der Entwicklung die Prämisse impliziert, daß die „Träger" einer Zivilisation insgesamt auch deren „Schöpfer" sein müßten.

Es muß also die evolutionäre Sequenz von der historischen Sequenz wohl unterschieden werden. Die evolutionären Zusammenhänge liegen in einem idealen Raum und in einer idealen Zeit. Selbstverständlich bedürfen sie eines historischen Mediums, um real zu werden. Die Null, von den Indern erfunden, mußte von den Arabern übernommen und auf die abendländische Welt übertragen werden, bevor wir damit rechnen konnten.

Sobald wir die evolutionären Sequenzen hineindenken in ein konkretes historisches Milieu, zeigt sich allerdings auch, daß die analytische Isolierung von „Formen", die wir bei der Entwicklungsbetrachtung vornehmen, nur ein Kunstgriff der Methode ist, der dem Einzelfall nicht immer gerecht zu werden vermag. Wir finden nämlich historisch allemal äußerst komplexe Situationen, die uns zeigen, daß das Ins-Leben-treten einer neuen „Form" in der Praxis von einer Mehr-, oft einer Vielzahl von Bedingungen abhängt. Wenn wir diese nicht berücksichtigen wollten, würde sich der Begriff der Entwicklung in eine mystische Emanation auflösen. So können wir z. B. historisch feststellen, daß die Hacke sich zum Pfluge nur dann „weiterentwickelt", wenn zugleich das Rind als Zugtier hinzutritt. Diese Bedingung aber erfüllt sich nur dann, wenn Rinderzüchter und Hackbauer — als verschiedene ethnologisch-ökologische Typen — historisch zusammentreffen. Und auch dann tritt die neue Form „Pflug" keineswegs zwangsläufig in Erscheinung. Es kann vielmehr auch vorkommen (und hat sich z. B. in Ostafrika immer wieder ereignet), daß die Viehzüchter und die Hackbauer lediglich zu einer aristokratisch geschichteten Gesellschaft sich zusammenfügen, in der die Viehzüchter zum Adel, die Hackbauer zu Hörigen werden, verbunden mit wirtschaftlichem Austausch (Milchprodukte gegen Feldfrüchte); dann haben wir also Viehzucht und Hackbau als getrennte Wirtschaftsformen nebeneinander. Die Entstehung einer „Pflugkultur" aus Hackbau und Viehzucht ist nur eine „adäquate Möglichkeit" (im Sinne *Max Webers)* in der kritischen Situation des Zusammentreffens beider Wirtschaftsformen, die Entstehung einer geschichteten Gesellschaft von Viehzüchtern und Hackbauern ist die andere. Welche von beiden Möglichkeiten historisch realisiert wird, hängt von einer ganzen Reihe von Bedingungen ab, z. B. vom numerischen Verhältnis der beiden Bevölkerungen, von der Eigenart ihrer Tradition und Sozialorganisation, von örtlich-wirtschaftlichen Bedingungen u. a. m. Dieses Beispiel zeigt zur Genüge, daß von einer notwendigen Entwicklung jedenfalls keine Rede sein kann. Es zeigt aber auch, daß wir korrekt nur von einer Entwicklung der Hacke zum Pfluge sprechen dürfen, nicht jedoch von einer Entwicklung des „Hackbaus" zum „Pflugbau". Wir lernen aus diesem Beispiel eindringlich, daß von Entwicklung nur die Rede sein kann im Hinblick auf methodisch streng isolierte Sachsysteme. Sobald wir den Kulturkomplex, in dem diese stehen, mit in Rechnung stellen, wird die Rede von „Entwicklung" sinnlos, denn dann haben wir es mit „Geschichte" zu tun.

Das historische Manifestwerden einer neuen Entwicklungsform ist also gebunden an ein bestimmt strukturiertes Milieu, oder (wie *Thurn-*

wald sich ausdrückt) an eine „adäquate Kultursphäre". Keineswegs emanieren aus einer Form „von selbst" alle folgenden Formen. Es sei gestattet, hierzu noch zwei weitere Beispiele anzuführen: das arithmetische Nullzeichen und die musikalische Chromatik. Es ist bekannt, daß alle verwickelteren arithmetischen Operationen die Erfindung der Null voraussetzen[3]. Nun ist die Erfindung der Null nicht bloß von den Indern, sondern auch von den Babyloniern und den Maya gemacht worden, trotzdem haben aber diese keine der abendländischen Arithmetik vergleichbare Arithmetik entwickelt. Warum? Zur Entwicklung dieser Arithmethik war außerdem nötig das Dezimalsystem, die Babylonier aber hatten das Hexagesimal-, die Maya das Vigesimalsystem, die beide zu schwerfällig sind, um rechnerische Operationen durchzuführen, selbst wenn man die Null hat. — Die Chromatik als musikalischer Ausdruck leidenschaftlicher Stimmungen war bereits den Hellenen bekannt, ist aber nicht entwickelt worden, weil die Hellenen weder harmonische Intervalle noch eine rationale Notenschrift kannten, welche beide notwendige Entwicklungsbedingungen der Chromatik als eines musikalischen Ausdrucksvermögens waren (vgl. *Kroeber* 1948, S. 468 ff., *Max Weber*, S. 508). Wir kommen auf die Frage der Entwicklungsbedingungen unten noch einmal zurück.

III.

Eine besondere methodische Rolle können schließlich jene Entdekkungen und Erfindungen beanspruchen, die nachweislich von zwei oder mehr Autoren ungefähr zu derselben Zeit und unabhängig voneinander gemacht worden sind, also die echten Parallelen. Von amerikanischen Forschern haben namentlich *Leslie A. White*, *William F. Ogburn* und *A. L. Kroeber* auf solche Fälle hingewiesen. Die nachfolgende Liste soll einige berühmt gewordenen Parallelen in das Gedächtnis des Lesers zurückrufen.

Parallele Entdeckungen und Erfindungen.

Fernrohr: Jansen, Lippershey, Metius, 1608.
Sonnenflecken: Fabricius, Galilei, Harriott, Scheiner, 1611.
Logarithmen: Napier 1614. — Bürgi 1620.
Infinitesimalrechnung: Newton 1671. — Leibniz 1676.
Stickstoff: Rutherford 1772. — Scheele 1773.
Sauerstoff: Priestley, Scheele 1774.
Wasser = H_2O: Cavendish, Watt 1781. — Lavoisier 1783.

[3] Daß die Erfindung der Null eine schöpferische Tat gewesen ist, ist unbestritten; denn es liegt an und für sich psychologisch näher, das „Nichts" überhaupt nicht zu bezeichnen als es durch ein den positiven Zahlzeichen entsprechendes Zeichen zu symbolisieren.

Dampfschiff: Jouffroy 1783. — Rumsey 1787. — Fitch 1788. — Symington 1788.
Theorie der planetarischen Störungen: Lagrange, Laplace 1808.
Pepsin: Latour, Schwann 1835.
Telegraph: Henry, Morse, Steinheil, Wheatstone und Cooke, um 1837.
Erste Messung der Gestirn-Parallaxe: Bessel, Henderson, Struve, 1838.
Photographie: Daguerre und Niepce, Talbot, 1839.
Planet Neptun: Adams, Leverrier, 1845.
Äther-Anästhesie: Long 1842 (übersehen). — Jackson, Liston, Morton, Robinson 1846.
Natürliche Auslese: Darwin, Wallace 1858.
Periodisches System der Elemente: L. Meyer, Mendelejeff 1869.
Telephon: Bell, Gray 1876.
Phonograph: Cros, Edison 1877.
Sauerstoffverflüssigung: Cailletet, Pictet 1877.
Wiederentdeckung der Mendel'schen Regeln (1865):
De Vries 14. März 1900 (veröffentlicht)
Tschermak 2. Juni 1900 veröffentlicht
Correns 24. April 1900 (veröffentlicht)
(nach *W. Ogburn, L. A. White, A. L. Kroeber* u. a.)

Wir pflegen bei der Erörterung solcher Parallelen zu sagen, ein bestimmter Gedanke habe „in der Luft gelegen", oder „die Zeit sei reif gewesen" für eine bestimmte Entdeckung oder Erfindung. Irgend etwas Mystisches liegt in dieser Art Parallelität natürlich keineswegs. Ihre Erklärung ist darin zu suchen, daß auf der Basis einer bestimmten Situation, in der bestimmte Erfahrungen sich akkumuliert haben, nur eine begrenzte Anzahl von weiterführenden Denkwegen und Lösungsmöglichkeiten gegeben ist. Wir können geradezu von einem Prinzip der begrenzten Variationsmöglichkeit sprechen. In der Tat nehmen denn auch *Ogburn, Kroeber* und *White* keinen Anstand, im Falle der Parallelen von Entwicklungstendenzen zu sprechen. Für diese ist kennzeichnend, daß sie personunabhängig, gewissermaßen anonym sind. Die gleichzeitige Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Newton und Leibniz z. B. kann nach *White* nur verstanden werden als der Ausdruck eines persönlichkeitsunabhängigen Entwicklungsprozesses, d. h. sie war der logische Anschluß einer neuen mathematischen Form an frühere Formen. Die Vollziehung aber dieses Anschlusses hing nicht von Leibniz oder Newton ab, er würde vielmehr auch dann eingetreten sein, wenn beide in der Wiege gestorben sein würden (*White* 1949, S. 14). Auch nach *Gilfillan* (The Sociology of Invention, zit. nach *Lundberg*, S. 509) gibt es keine Beweise dafür, daß irgendeine Erfindung von Bedeutung einen individuellen Genius erfordert haben würde. „Die populären Ansichten über große Erfinder sind ganz wesentlich Mythologie". Noch prägnanter äußert sich *White:* Das persönliche Moment, die „großen Männer", sind für die Historie von Bedeutung, aber nicht für die Entwicklung. Wo die neuen Formen zuerst entstehen, an welchem Schreibtisch, in welchem

Laboratorium, und durch wen sie entstehen, ist historisch wichtig, aber nicht evolutionär. Vom Standpunkt des evolutionären Prozesses ist jedes historische Ereignis zufällig und nicht voraussagbar. Wir können wohl voraussagen, daß eines Tages ein Heilmittel für den Krebs gefunden werden wird, aber wer es finden wird, und wann, können wir nicht voraussagen (White 1949, S. 14). Die hieraus sich ergebende deterministische Betrachtungsweise beleuchtet *White* mittels eines Zitats von *Einstein*. Dieser schreibt:

> „Die Anwendung der Newton'schen Mechanik auf kontinuierlich verteilte Massen führte unvermeidlich (von mir gesperrt!) zu der Entdeckung und Anwendung von partiellen Differentialgleichungen, und diese hinwiederum boten die Sprache für die Gesetze der Feldtheorie" (zit. nach *White* 1949 S. 291).

Im Sinne desselben Determinismus äußert sich *Kroeber:*

> „Bis zu einem gewissen Grade sind wir berechtigt, von einer Unvermeidlichkeit von Erfindungen zu sprechen, — vorausgesetzt, daß wir darunter nicht mehr verstehen, als daß eine Erfindung, wenn sie als begreifbar und wünschbar erscheint und wenn die nötigen Antezedentien da sind, notwendig gemacht werden wird. Wenn eine ausreichende Kenntnis der Optik, technisches Geschick in der Herstellung von Linsen sowie astronomische Neugier vorhanden sind, müssen die Sonnenflecken und die Monde des Jupiter prompt entdeckt werden, — wenn nicht von Galilei, dann von jemand anders" *(Kroeber* 1948 S. 364).

Es wäre zu diesem Beispiel allerdings zu sagen, daß mindestens der Faktor „astronomische Neugier" nicht mehr zur Entwicklung selbst, sondern zu den Entwicklungsbedingungen, nämlich zur „adäquaten Kultursphäre" (s. o. S. 117) zu rechnen ist. Es erscheint durchaus als denkmöglich, daß dieser Faktor einmal fehlen könnte — z. B. in einem auf reine „Zweckforschung" eingestellten wissenschaftlichen Milieu, in dem eben die Astronomie keine Rolle mehr spielen würde —, während alle anderen Bedingungen noch vorhanden sein könnten. Ich habe den Eindruck, daß *Kroeber* und auch *White* die Bedeutung der „adäquaten Kultursphäre" etwas unterschätzen. Es wäre denkbar, daß der ganze Bau der akkumulierten Kenntnisse und Erfahrungen eines Tages zusammenbricht, wenn das allgemeine Kulturfundament zu schwach geworden ist, um ihn zu tragen. Dieser Fall könnte dann eintreten, wenn die Zahl der bloßen Konsumenten, die von der Akkumulation lediglich profitieren, ohne ihren kulturellen Untergrund würdigen zu können, zu groß werden würde im Vergleich zur Zahl der Produzenten. Damit ist zugleich auch gesagt, daß die Formel „Die Entwicklung ist unpersönlich" nicht ausreicht. Nicht, als ob sie falsch wäre, — aber der übergreifende Prozeß, in dem wir alle stehen, ist eben nicht Entwicklung, sondern — Geschichte. —

Werfen wir nun aber noch einen Blick auf die theoretische Tragweite der erwähnten „Parallelen". Die methodologische Bedeutung der Paral-

lelen ist an und für sich schon vor vielen Jahren in der Kulturgeschichtsforschung begriffen worden *(Andree, Ehrenreich, Thilenius, v. Luschan, Lowie)*, und es wäre nur an der Zeit, das Thema einmal präziser, als es früher möglich gewesen ist, wieder aufzunehmen. Auch für den Gang der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen und der Naturvölker-Kulturen gilt zweifellos das „Prinzip der begrenzten Variationsmöglichkeit". Die historisch-quellenmäßig erweisbaren Parallelen aus der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen sind ein methodisches Erkenntnismittel für die Aufdeckung von Parallelen, die historisch i. e. S. (d. h. quellenmäßig belegbar) nicht zu fassen sind, d. h. für das Material der ethnographischen Kulturgeschichtsforschung. Eine universale Forschung auf diesem Gebiete mag noch so sehr historische Zusammenhänge von weitesten Dimensionen behaupten und vielleicht sogar wahrscheinlich machen (etwa Kulturzusammenhänge zwischen Asien und Amerika, wie *Heine-Geldern* sie neuerdings in größtem Umfange behauptet): Es bleibt doch eine ganze Reihe von Erscheinungen bestehen, für die parallele Entstehung immerhin möglich bleibt. Wenn z. B. *Wissler* annimmt, daß die Indianer eine Reihe von Errungenschaften, die ihnen mit der alten Welt gemeinsam sind, selbständig erfunden hätten, nämlich den Metallguß in verlorener Form, Bronze, Baststoffe, Bienenzucht, Blasrohr, Signaltrommel, Vergärung von Rauschmitteln und Papier, — so muß dies vorderhand als eine vernünftigere Annahme, d. h. eine adäquatere Möglichkeit gelten als die Hypothese einer Übertragung dieser zivilisatorischen Merkmale von der Alten Welt auf die Neue. Die letztere Annahme erscheint als die minder adäquate Möglichkeit, woraus sich ergibt, daß die Beweislast demjenigen aufliegt, der diese Annahme trotzdem wagt. Noch sehr viel eindeutiger ist die Frage „Parallelismus oder Übertragung" für eine Reihe anderer Erscheinungen zu beantworten, nämlich für das große Heer der ethnographisch-soziologischen Typen: der sozialen Organisationsformen und der Institutionen. Soziale Typen und Einrichtungen wie Heiratsordnungen, Eheformen (Mono- und Polygynie, Polyandrie), Mutterfolge und Vaterfolge, Sippe und Ahnenkult, Klan, Kaste, Endogamie und Exogamie, Stammeshalbierung, Jugendweihe, Altersbünde und geheime Gesellschaften, Adoption, Blutsbrüderschaft, Blutrache, Gastfreundschaft, Adel und Hörigkeit, ethnische und soziale Schichtung, Feudalismus, Typen der Herrschaft, Staat, Häuptlingtum, sakrales Fürstentum und Königtum und vieles andere mehr lassen sich in ihrer weiten Verbreitung nicht als durch „Übertragung" entstanden erklären; es sind vielmehr soziologische Typen, die sich an den verschiedensten Stellen der Erde als Gleichläufe auf der Basis ähnlicher Voraussetzungen und Situationen entwickelt haben. Es

läßt sich auch eine ganze Reihe von typischen Abläufen nachweisen, z. B. der Übergang aristokratischer in plutokratische Schichtung, der Übergang ethnischer in soziale Schichtung mit nachfolgender gesellschaftlicher „Re-Homogenisierung", oder der Aufbau von Militärorganisationen aus zerschlagenen Sippen (bei mongolischen, türkischen und Bantu-Viehzüchtern) u. a. m., die auf keine Weise durch „Diffusion" erklärt werden können. Auf der Grundlage bestimmter Milieusituationen ist eben nur eine begrenzte Anzahl von — eben darum typischen — Weiterentwicklungen möglich. Ich kann an dieser Stelle auf diesen Fragenkomplex nicht näher eingehen, es lag mir nur daran, die methodische Bedeutung des Prinzips der „Parallelen" für die allgemeine Kulturgeschichtsforschung aufzuweisen.

IV.

Der Chicagoer Soziologe *Ogburn* hat den interessanten Versuch gemacht, eine Kurve der Häufigkeit wichtiger Entdeckungen und Erfindungen vom Altertum bis zur Gegenwart zu zeichnen (*Ogburn* und *Nimkoff*, S. 514). Sie verläuft jahrhundertelang flach, steigt in der Zeit der Renaissance langsam an, um im 19. Jahrhundert steil aufzugipfeln. Die wichtigen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen haben sich also im Laufe der Zeit gewaltig vermehrt, außerdem aber verläuft die Akkumulation in den letzten ein bis zwei Jahrhunderten beschleunigt. Das ist an und für sich gar nicht selbstverständlich, und man könnte sich die Frage vorlegen, warum die Kurve keinen stetigen Verlauf zeigt. Offenbar gibt es Hemmungsmomente in der zivilisatorischen Akkumulation. Eine reine Entwicklungskurve, so können wir sagen, würde einen stetigen Anstieg zeigen. Nun bietet uns die Entwicklung aber nur das rationale Schema der Abfolge. Würde dieses rein realisiert, so wäre in der Tat nicht einzusehen, warum die Menschheit nicht bereits im Tertiär die zivilisatorische Stufe etwa des Cromagnon-Menschen erreicht hat, um spätestens — sagen wir — zu Ende des Jungpaläolithikums in das „Zeitalter der industriellen Epoche" einzutreten. De facto aber haben wir es eben nicht mit „reiner Entwicklung" zu tun, sondern mit einer ständigen Interferenz des rationalen Schemas der Akkumulation durch retardierende historische Momente[4]. In der Tat ist jedem von uns aus der Geschichte der Technik und Naturwissenschaften geläufig, daß der Prozeß der Akkumulation keineswegs dem rationalen

[4] Damit ist nicht behauptet, daß die Historie nur retardierend wirken müsse. Sie kann durch Diffussion auch beschleunigend wirken. Aber empirisch müssen wir feststellen, daß die retardierenden Momente stärker sind als die beschleunigenden.

Schema der Entwicklung folgt, sondern durch Hemmungsmomente vielfältig gebrochen ist. Die Entdeckung der Mendel'schen Regeln war evolutiv bereits 1865 vorhanden, nämlich durch Mendel selbst, historisch manifest wurde sie aber erst mit der Wiederentdeckung im Jahre 1900 durch De Vries, Correns und Tschermak. Und so gibt es noch eine Menge weiterer Beispiele dafür, daß Entdeckungen und Erfindungen zwar gemacht werden, aber historisch zunächst nicht real werden oder sogar vorübergehend wieder verloren gehen können. Die Kugelgestalt der Erde war den Alten bereits bekannt, und Aristarch von Samos wußte sogar, daß die Erde sich um sich selbst sowie um die Sonne dreht. Aber diese und manche anderen Erkenntnisse gingen wieder verloren, weil die zugehörige „adäquate Kultursphäre" verloren ging, d. h. weil die Kontinuität der antiken Kultur abriß: Das abendländische Mittelalter kehrte wieder zu dem evolutionär „älteren" Weltbild zurück. Das *eppur si muove,* das dem Galilei zugeschrieben wird, bleibt bezeichnend für den Protest des Forschers, der „seiner Zeit vorauseilt", wie wir höchst charakteristisch sagen, denn dieses Seiner-Zeit-vorauseilen meint ja nichts anderes als den schnelleren Ablauf der idealen Zeit der Entwicklung im Vergleich zur realen Zeit der Geschichte. Scheinbar sicher Errungenes geht wieder verloren oder kann sich vorderhand nicht durchsetzen, weil der Traditionalismus der Legende, der liebgewordenen Überlieferung, der geistigen Inertie (*Ogburn)* stärker ist und sich dem Fortschritt hemmend in den Weg stellt. Die Erfahrungen der Völkerkundler beweisen, daß der Mensch in Hausform, Siedlungsweise, Kleidung, Technik keineswegs immer die rationalsten Lösungen akzeptiert, die ihm eine optimale Anpassung an sein jeweiliges Milieu verbürgen würden, sondern daß er mit dem traditionell geläufigen Schatz an Erfahrungen und Kenntnissen so lange wie möglich auszukommen sucht, selbst auf Kosten seiner biologischen Anpassung. Man klebt an den traditionellen Formen, selbst wenn sie in einem veränderten Milieu zweifellos unzweckmäßig geworden sind. In anderen Fällen stellen sich ökonomische Gründe dem Fortschritt hemmend in den Weg. Der Benzinkraftwagen von Siegfried Marcus (1875) kam nicht zur Ausführung, weil die Geldmittel fehlten; erst zwölf Jahre später kam Daimler mit seiner „Kraftkutsche" an die Öffentlichkeit. Die Schreibmaschine war schon 1865 von dem Österreicher Peter Mitterhofer erfunden worden; zur Fabrikation fehlte aber das Geld, und erst 1873 konnte Remington in den USA. die Massenfabrikation wagen. Auch heute noch stellen sich teils Traditionalismus und Inertie, teils aber auch gegenteilige Interessenkonstellationen (Kartelle, Konkurrenzklauseln) manchen Fortschritten entgegen. Man denke auch an die Widerstände gegen die Kalenderreform in manchen Ländern,

oder gegen eine Vereinheitlichung der Maße und Gewichte und der Schriftsysteme. Die Türkei hat unter dem Drucke Kemal Atatürks das lateinische Alphabet an Stelle der arabischen Schrift übernommen, aber es bestehen vorläufig keine Anzeichen dafür, daß etwa China oder Japan das vom rationalen Standpunkt aus viel vollkommenere lateinische Alphabet an Stelle ihrer schwerfälligen Schriftsysteme übernehmen werden.

Ein derartiges scheinbar beziehungsloses Nebeneinanderherlaufen finden wir nicht nur zwischen der zivilisatorischen Entwicklung einerseits und der Geistesverfassung einer Gesellschaft andererseits; wir finden es auch bereits zwischen verschiedenen technischen Formen, die auf dieselbe Ausgangsform zurückgehen. Sehr oft wird eine „veraltete" technische Form nicht einfach abgestoßen, sondern auf ein Nebengleis geschoben, oft unter Wechsel ihrer kulturellen Funktion. So hat sich z. B. neben dem Dampfschiff das Segelschiff erhalten für bestimmte Zwecke, etwa als Schulschiff oder als Sportfahrzeug. Neben dem Pfluge findet noch heute die Hacke Verwendung in der Gartenwirtschaft. Neben dem Gewehr haben sich Bogen und Pfeil als Kinderspielzeug erhalten. Handspindel und Handwebstuhl haben sich erhalten neben der Spinn- und Webemaschine, die Petroleumlampe neben dem elektrischen Licht. Jagd, Fang und Sammeltätigkeit können sich als sportliche Tätigkeiten neben moderner Ernährungswirtschaft erhalten, in Notzeiten greift man darauf zurück, wie wir es selbst 1945—48 erlebt haben (Bucheckern-, Beeren- und Pilzesammeln, Fallenstellen für Wildschweine usw.). Als 1945 bei uns der Besitz von Jagdgewehren verboten wurde, konstruierte man manchenorts Armbrüste nach alten Vorbildern (die dann allerdings auch von der Besatzungsmacht verboten wurden). Die Abstoßung „veralteter" Techniken ist nur partiell, das Alte obliteriert nicht vollständig, sondern führt auf einem Nebengeleis ein obskures Dasein weiter, spezialisiert für einen geringeren Zweck. Aus der Vorgeschichte wissen wir, daß mit dem Beginn der Eisenzeit die Bearbeitung von Bronze nicht einfach aufhört, sondern noch längere Zeit weiter geübt wird, und ebenso reicht die Steinbearbeitung noch weit in die Bronzezeit hinein. Die Epochen sind nicht scharf geschieden, sondern sie überschneiden sich, die Residuen der älteren Epoche ragen spezialisiert hinein in die jüngere.

Beziehungslosigkeit, mangelnde Korreliertheit finden wir nun aber besonders auch zwischen dem Stand der technisch-zivilisatorischen Entwicklung und der jeweiligen Geistesverfassung. Eine veraltete technische Form kann verschwinden oder in den Hintergrund rücken, die zu ihr gehörige Mentalität aber kann sich noch lange weiter erhalten und als ein geistiges Fossil hineinragen in die neue Zeit. So verschwanden z. B. die japanische Feudalordnung und die Blutrachebräuche auf dem Balkan,

aber die dazugehörigen eigentümlichen Ehrauffassungen erhielten sich weiter und sind sogar noch in der jüngsten Vergangenheit historisch außerordentlich folgenreich gewesen. Die patriarchale Auffassung und Bewertung der Familie ist heute noch vielfach (und zum Schaden der Anpassung dieser Institution) lebendig, obwohl heute zahllose Ehefrauen berufstätig sind und die faktische soziologische Form der Familie sich grundlegend gewandelt hat. Ideologien wie Klassenkampf und Nationalismus spielen im Verhalten mancher Gruppen heute noch eine beherrschende Rolle, obwohl ihre historische „Hoch-Zeit" längst vorüber ist und die reale historische Gegenwart dazu überhaupt nicht mehr paßt. Wir sprechen in solchen Fällen von „überlebten Einstellungen" *(Mühlmann* 1938). Es sind traditionell verfestigte Attitüden, deren Blütezeit längst vergangen ist, weil sie zu einem vergangenen gesellschaftlichen System gehörten. Alter Aberglaube, volkstümliche Heilpraktiken und Bauernregeln erhalten sich neben moderner Wissenschaft, Medizin und Meteorologie. Zwischen beiden besteht ein Hiatus, eine Anpassungslücke. Teils spezialisiert sich Altes und Neues nach sozialen Schichten und Klassen, teils kann aber auch der Hiatus in der Psyche desselben Menschen liegen. Ein Gelehrter kann „modern" sein in seiner wissenschaftlichen Schreibtischarbeit, zugleich aber in irgend einem Winkel seiner Seele alten Aberglauben konservieren. Evolutionär Älteres webt als „lebendiger Anachronismus" irgendwie in uns allen.

V.

Aus solchen Beobachtungen lassen sich wichtige Schlüsse für eine Theorie der Kultur ableiten. Offenbar ist die vielfach vertretene Ansicht, die Kultur sei eine „organische Totalität", nicht haltbar. Eine Kultur läuft nicht als ein geschlossenes Ganzes ab, sondern ihre einzelnen Sphären, Technik, Wirtschaft, Recht, Kunst, Religion usw. weisen verschiedene Tempi der Veränderungen auf. Manche laufen schneller ab, andere langsamer. Das hat zur Folge, daß die historisch gleichzeitigen Elemente einer Kultur keineswegs auch gleichstufig oder gleichphasig sind. Nicht alles, was gegenwärtig ist, ist auch modern, sondern manches läßt sich in einem durchaus präzisen Sinne als veraltet bezeichnen. Damit ist natürlich kein Werturteil ausgesprochen, sondern lediglich auf eine Anpassungslücke hingewiesen. Die Beobachtung des verschiedenen Veränderungstempos der einzelnen Kultursphären hat *Ogburn* schon vor fast zwanzig Jahren zu seiner Lehre vom „cultural lag" geführt; wir können deutsch von einem „kulturellen Hiatus" oder von einer „kulturellen Phasendifferenz" sprechen.

Von diesem Standpunkt aus erscheint es also als fehlerhaft, von einer „Entwicklung" ganzer Kulturen, Gruppen oder Völker zu reden. Sicher ist es in einem gewissen Sinne möglich, von einer entwicklungsmäßigen „Rückständigkeit" gewisser Randkulturen (etwa der der Naturvölker) im Vergleich zu unserer modernen Zivilisation zu sprechen, oder selbst von einem gewissen phasischen „Zurückgebliebensein" mancher europäischer Randkulturen (Pyrenäen-Halbinsel, Balkan, Osteuropa) im Vergleich zu Mittel- und Westeuropa. Wenn aber solche Redeweise einen vernünftigen wissenschaftlichen Sinn haben soll, wird man gut tun, genau zu analysieren, worauf sich der kulturelle Hiatus nun eigentlich bezieht, und wenn man dies tut, wird man immer feststellen können, daß er niemals im Hinblick auf die „Kultur" als ein Ganzes ausgesagt werden kann, sondern immer nur im Hinblick auf scharf umgrenzte Sachsysteme, die rational meßbar sind an Erträgen und Leistungsquoten. Was wir „höhere" oder „niedrigere" Stufen der Entwicklung nennen, gilt immer nur von dem rationalen Schema einer „idealen Lösung" aus. Als idealste und zugleich rationalste Lösung erscheint uns die, welche einen gewünschten Effekt (y) auf kürzestem Wege und mit dem geringsten Kraftaufwand (x) herbeiführt. Es ist ohne weiteres evident, daß in diesem Sinne das Alphabet eine „bessere" Lösung darstellt als die Bilderschrift, das echte Gewölbe eine „bessere" Lösung als die gewölbte Decke, der Zeugeneid eine „bessere" Lösung als das Ordal, der formelle Friedensschluß eine „bessere" Lösung als die nur kurzfristig einschlafende Fehde, die Bekämpfung der großen Seuchen und der Kindersterblichkeit mittels moderner wissenschaftlicher Methoden eine „bessere" Lösung als die Beschwörung von Krankheiten durch Teufelstänze und schamanische Praktiken. Vorausgesetzt ist bei alledem nur, daß es wünschbar sei, die soziale Kommunikation unter den Menschen, ihre reibungslose Verträglichkeit, ihre durchschnittliche Lebenserwartung zu steigern und Leiden zu vermindern.

Gewiß liegen alle diese „Fortschritte" im Relativen. Aber man hat angesichts der heutigen, am „Fortschritt" — an und für sich mit Recht — geübten Kritik doch manchmal den Eindruck, als ob das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und der Blick für die Relativitäten unseres Daseins verkümmert würde. Wenn man mit kulturhistorisch geschärftem Blick das Leben der Gesellschaft betrachtet und sich über die alte (schon vom Buddhismus verkündete) Weisheit klar geworden ist, „daß die Bemühungen, Leid zu mindern, den Vorrang in der Ethik vor dem gewiß reizvollen Ziel haben müssen, Freude zu verbreiten" (v. *Wiese* 1947, S. 153), so wird man auch geringfügige Fortschritte in der rationalen Gestaltung unserer Lebenswelt willkommen heißen müssen. Die Kritiker

des „Fortschritts" freilich glauben zeigen zu können, daß dies alles bloße Illusion sei. Alle Errungenschaften der Zivilisation hätten die Menschen nicht besser und glücklicher gemacht, Kultur und Ethik seien dadurch nicht gesteigert worden, von einer sittlichen Höherentwicklung der Menschheit könne keine Rede sein. Diese Argumente ermangeln insofern der Treffsicherheit, als sie von der Vorstellung ausgehen, als könne oder müsse es so etwas wie eine „allgemeine" kulturelle, geistige oder sittliche Höherentwicklung der Menschheit überhaupt geben; sie stehen also selber auf dem Boden der Hypothese einer allgemeinen und synchronen Kultur- und Geistesentwicklung, die, wie wir gesehen haben, nicht haltbar ist. Von der Annahme einer solchen möglichen Höherentwicklung ausgehen und dann zeigen, daß der „Fortschritt" diese nicht zu leisten vermag, ist eine methodische Selbsttäuschung. Man sucht die „Schuld" und das „Versagen" beim „Fortschritt", ist aber in Wahrheit nur das Opfer der eigenen falschen Prämisse. Der Fehler liegt, im Grunde genommen, immer darin, daß dem objektiven soziologischen Fortschrittsbegriff jener zweite, ideologische Fortschrittsbegriff unterschoben wird, von dem wir oben gesprochen haben.

Die paradoxe Lage der modernen Fortschrittskritiker wird von dem Lyoner Nationalökonomen *Jean Fourastier* in seinem ausgezeichnet fundierten Werke „Machinisme et bien-être" (S. 241 f.) nicht schlecht charakterisiert. „Derselbe Mensch", schreibt *Fourastier*, „der vor zweihundert Jahren nicht einmal lesen gelernt haben würde, und der nur dank den Fortschritten der Medizin ein erwachsenes Lebensalter überhaupt erreicht hat, profitiert von den Scheiben seiner Fenster, von der Zentralheizung seiner Wohnung und von den 300 000 Auflageexemplaren derselben Zeitung, in der er seine Stimme erhebt, um der Menschheit klar zu machen, daß sie beim letzten Stadium der Barbarei angelangt sei." Ist es nicht in der Tat eine Donquichotterie, den Boden zu verneinen, auf dem man selber steht? Irren wir nicht, so ist die radikale und undurchdachte Fortschrittskritik nur das Gegenstück der überspannten gesellschaftspsychologischen Fortschrittsideologie selber. Sie teilt mit dieser die Maß- und Bodenlosigkeit. Nach der tiefen Bemerkung *Max Webers* (S. 33) stellt diese Ideologie sich „erst dann als notwendig ein, wenn das Bedürfnis entsteht, dem religiös entleerten Ablauf des Menschheitsschicksals einen diesseitigen und dennoch objektiven ‚Sinn' zu verleihen." Es ist daher auch kein Wunder, daß der Fortschrittsglaube in enger Korrelation zum Prozeß der Säkularisierung des abendländischen Denkens steht. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man daraus den Schluß ziehen würde, die Angelegenheit sei damit für uns, d. h. für das Abendland „erledigt". Vielmehr haben wir den ernstlichsten Anlaß, uns

mit dem Fortschrittsglauben (d. h. mit dem gesellschaftspsychologischen Fortschrittsbegriff) auch weiterhin auseinanderzusetzen, weil dieser heute eine steigende praktische Bedeutung, Wirkung und Durchschlagskraft auch und gerade außerhalb der europäisch-amerikanischen Welt gewinnt. Die großen und kleinen Völker Asiens, die Naturvölker Asiens und Afrikas, die heute immer mehr in das Gefälle der euro-amerikanischen Zivilisation geraten, werden gegenwärtig auch immer mehr vom Fortschrittsglauben erfaßt. Mag es sich um Afrikaner, um halb-zivilisierte Indianer, um Araber, Perser, Inder, Chinesen, Mongolen oder Indonesier handeln, oder um die zahlreichen Völkerschaften des asiatischen Teiles der Sowjet-Union: sie alle sind in den Bann der ursprünglich aus Europa stammenden Fortschrittsidee geraten. Sie haben als gelehrige Schüler des Westens die Erfahrung gemacht, daß der Mensch sein Leben nicht „statisch" aufzufassen braucht, daß er es vielmehr dynamisch gestalten und verbessern, daß er nach einer Erhöhung des Lebensstandards, nach „Bildung", Hygiene und sozialem Aufstieg erfolgreich streben kann (vgl. *Mühlmann* 1951).

Sie haben, mit anderen Worten, d i e s e l b e Erfahrung gemacht (und machen sie weiter in steigendem Maße), die auch der abendländische Mensch seit dem Ende des Mittelalters gemacht hat. Sie holen diese Erfahrung jetzt gewissermaßen nach und sind ebenso naivgläubig an die „Macht" von Wissen und Technizität, wie unsere Vorfahren im 18. und 19. Jahrhundert dies gewesen sind. Natürlich ist dies alles, von unserem heutigen kritischen Standpunkt aus, primitive „Aufklärung". (Es ist in der Tat eine Iteration der abendländischen Aufklärung.) Es sind ja auch alles Töne, die wir selbst noch im vergangenen Jahrhundert gehört haben: die Ideologisierung des Evolutionsgedankens, die in der offiziellen Bildungspolitik der Sowjet-Union und der von ihr ideologisch beeinflußten Länder Asiens in Blüte steht, ganz wie bei uns seinerzeit in *Haeckels* „Welträtseln"; der rationalistische Aberglaube an die Fähigkeit des Menschen, alles, aber auch alles künstlich „machen" zu können; der Materialismus und die beglückende Entdeckung der ökonomischen „Realfaktoren", im Vergleich zu welchen alles Geistige und Kulturelle nur epigenetisch erklärbarer „Überbau" ist; die Wollust der Zerstörung und des Niederreissens von Kulturfassaden, in denen man lediglich ideologische Machtmittel einer reaktionären Oberschicht von Pfaffen und feudalen Ausbeutern erblickt; und schließlich der Unterdrückungskomplex einer zu sich erwachten breiten Menge, die endlich ihr wohlverstandenes Klasseninteresse entdeckt zu haben glaubt. Die Philosophie dieser säkularisierten Religion ist natürlich die marxistische, und wo Naturvölker und Orientalen heute noch ohne solche Philosophie

sind, scheinen sie doch nur darauf zu warten, weil der liberale Westen eine wirksame Alternative zur marxistisch-leninistischen Lehre vorderhand nicht zu bieten hat, ja nicht einmal das wachsende Vakuum sieht, das zu füllen wäre. In dem ganzen Vorgang kann man eine Iteration jenes menschheitlichen Prozesses der Säkularisierung sehen, den die abendländische Menschheit in den letzten Jahrhunderten bereits durchgemacht hat, und der gedanklich in den Systemen von *Hegel* und *Marx* seine Rationalisierung gefunden hatte. Es ist die ironische Situation entstanden, daß Orient und Naturvölker heute dem Fortschrittsglauben, den sie von uns übernommen haben, begeistert huldigen, während wir selbst bemüht sind, ihn kritisch aufzulösen.

Auch von dieser Perspektive her ergibt sich also die Notwendigkeit, die Begriffe „Entwicklung" und „Fortschritt" nicht einfach als abgetan zu betrachten, sondern sie in ihrem Verhältnis zu der übergreifenden Kategorie der Geschichte erneut wissenschaftlich zu überprüfen.

ZITIERTE LITERATUR

ANDREE, R. (1878): Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart.
ANDREE, R. (1889): Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. Leipzig.
EHRENREICH, P. (1903): Zur Frage der Beurteilung und Bewertung ethnographischer Analogien. Korr.-Bl. Dt. Ges. Anthr. Ethnol. u. Urgesch. 34, 176.
FOURASTIER, JEAN (1951): Machinisme et bien-être. Paris.
FREYER, H. (1931): Typen und Stufen der Kultur. (Handwörterbuch der Soziologie, hsg. v. A. Vierkandt, Stuttgart, S. 294—308.)
KROEBER, A. L. (1948): Anthropology. 2. Auflage. New York.
LUNDBERG, G. A. (1939): Foundations of Sociology. New York.
LOWIE, R. H. (1912): On the Principle of Convergence in Ethnology. Journal of American Folk-Lore 25, S. 24—42.
v. LUSCHAN, F. (1918): Zusammenhänge und Konvergenz. Mitt. Anthr. Ges. Wien. Bd. 18.
MÜHLMANN, W. E. (1938): Methodik der Völkerkunde. Stuttgart.
MÜHLMANN, W. E. (1940): Krieg und Frieden. (Kulturgeschichtl. Biblioth., N. F., Reihe II, Bd. 2.) Heidelberg.
MÜHLMANN, W. E. (1948): Geschichte der Anthropologie. Bonn.
MÜHLMANN, W. E. (1950): Gibt es Rück-Entwicklung? Forschungen und Fortschritte Jahrg. 26, Heft 5—6, S. 71—74.
MÜHLMANN, W. E. (1951): Abhängigkeit und Selbständigkeit bei den Naturvölkern in ihrem Verhältnis zur Zivilisation. In: „Abhängigkeit und Selbständigkeit im sozialen Leben", hg. v. L. v. Wiese. Schriften der Soziol. Abt. d. Forschungsinstituts für Sozial- und Verwaltungswissensch. in Köln, Bd. I S. 82—110. Köln und Opladen.
OGBURN, W. F. (1923): Social Change, with Respect to Culture and Original Nature. New York.
OGBURN, W. F. und *NIMKOFF, M. F.* (1950): Sociology. 2. Aufl. Boston.
THILENIUS, G. (1906): Volkskunde und Völkerkunde. Mitt. Verb. Dt. Vereine f. Volksk. III S. 14 ff.
THURNWALD, R. (1934): Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur. (Die menschliche Gesellschaft Bd. IV.) Berlin.

WEBER, MAX (1951): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 2. Aufl. hg. v. J. Winckelmann. Tübingen.
WHITE, L. A. (1945): Diffusion vs. Evolution: an Anti-Evolutionist Fallacy. American Anthropologist 47 S. 339—356.
WHITE, L. A. (1947a): Evolutionary Stages, Progress, and the Evaluation of Cultures. Southwestern Journal of Anthropology III S. 165—192.
WHITE, L. A. (1947b): Evolutionism in Cultural Anthropology: a Rejoinder. American Anthropologist 49 S. 400—413.
WHITE, L. A. (1949): The Science of Culture: A Study of Man and Civilization. New York.
v. WIESE, L. (1947): Ethik in der Schauweise der Wissenschaften vom Menschen und von der Gesellschaft. Bern.
WISSLER, C. (1938): The American Indian: An Introduction to the Anthropology of the New World. New York.

Zwingli und Pestalozzi als Staatsdenker*

von Leonhard von Muralt

Vom Regierungsrat des Kantons Zürich beauftragt, für die 600-Jahrfeier des Bündnisses Zürichs mit den Eidgenossen vom 1. Mai 1351 eine kurze und übersichtliche Geschichte der Stadt und des eidgenössischen Standes Zürich in seiner Stellung zur gesamten Eidgenossenschaft zu schreiben[1], drängte sich dem Verfasser die alte, große, die ganze Geschichte des Abendlandes mitbestimmende Frage auf, ob denn von der Reformation her über den tiefen Umbruch der Zeiten, den wir Aufklärung und Revolution nennen, keine Brücke mehr in die moderne Welt hinüber führe. Die Reformation hat der Stadt Zürich recht eigentlich ihr Gesicht gegeben. Zürich war durch die Wirksamkeit Zwinglis zur Urquelle des reformierten Protestantismus überhaupt geworden, indem von der Limmatstadt aus die Anregungen ausgingen, die vor allem über Basel und Straßburg auf Calvin und Genf einwirkten und bestimmten, daß der Reformator der welschen Schweiz, Frankreichs und der ganzen westlichen Hemisphäre in theologischen, kirchlichen, politischen und sozialen Fragen zum Teil wenigstens andere Wege ging als Luther und das Luthertum. Zürichs Charakter im besonderen, sein Geistesleben und seine Wirtschaftsformen, häusliches und bürgerliches Dasein, Sitte und Sittlichkeit, seine politische Haltung gegenüber Frankreich im 16. und 17. Jahrhundert, gegenüber Schweden besonders in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, war bis in die feinsten Verästelungen etwa seiner Wissenschaftsgeschichte und seines sozialen Gefüges von der Reformation her bestimmt. Brachte dann, so fragen wir, die Aufklärung einen grundlegenden Wandel? Riss in der Epoche des „literarischen", des „geistigen Zürich" der Bodmer und Breitinger, der Lavater und Pestalozzi die Zürcher Tradition ab und wurde hier eine neue geistige Haltung begründet, die teils als Quelle wiederum, teils doch als Anreger des modernen Geistes in Deutschland, in der deutschen Klassik, im Idealismus und Kritizismus sich auswirkte? Hatte sich Zürich nicht ganz besonders den Ideen Rousseaus erschlossen und sie weitergegeben

---

* Gastvortrag, gehalten an der Universität Marburg im Juli 1951, in z. T. erweiterter Form jetzt auch erschienen in Zwingliana IX, Zürich 1951, S. 329 bis 356.

[1] *Leonhard von Muralt,* Zürich im Schweizerbund, 600 Jahre Geschichte Zürichs im Bunde der Eidgenossen. Schulthess & Co. AG. Zürich 1951.

an Fichte? Bekannte sich nicht Pestalozzi ausdrücklich zu Kant? In Marburg darf der Verfasser dankbar an die Forschungen von Paul Natorp erinnern.

Dank seinem philosophischen Kollegen an der Universität Zürich, Hans Barth, war der Verfasser darauf aufmerksam geworden, daß Heinrich Pestalozzi den bedeutendsten schweizerischen Beitrag zur Staatsphilosophie seiner Zeit gegeben hatte[2]. Es war also Pflicht des Historikers, der die politischen Tatsachen und das politische Denken ja zunächst zum Hauptthema seiner Arbeit zu machen hat, sich intensiv mit Pestalozzi zu beschäftigen. Da zeigte sich ein Doppeltes: Pestalozzi hatte gewiß Rousseau und Kant und viele andere Aufklärer kennen gelernt, er lebte in seiner Denk- und Sprechweise ganz in der Aufklärung; aber bibelkundige Leser Pestalozzis können doch feststellen, daß die tiefste, nie versiegende, immer stark strömende Quelle seines Denkens die Bibel war. Das hielt ihn trotz allen modernen Einflüssen in der Nähe Zwinglis fest. Wenn er auch nicht sehr eingehende Kenntnisse der Geschichte und des Denkens des Zürcher Reformators gehabt haben mag, in seiner evangelisch-reformierten Kirche war er doch aufgewachsen. Bei aller scharfen Abwehr des tot gewordenen kirchlichen Formelkrames ist gerade das unmittelbare und echte und tiefe biblisch-christliche Glaubenszeugnis nicht zu überhören.

Innerhalb der Staatsauffassung und der Soziallehre der beiden großen Gestalten der Zürcher Geschichte scheint allerdings eine Verwandtschaft, ja gar eine Übereinstimmung kaum möglich zu sein, weil für den Reformator im sozialen Bereich im umfassendsten Sinne die Gemeinschaft, die Stadtgemeinde, die Kirchgemeinde, die Landsgemeinde das erste war, weil für ihn die Gemeinschaft, in die jeder Einzelne ohne jede Frage von vorneherein hineingehörte, das Prinzip aller gesellschaftlichen Struktur war; für Pestalozzi dagegen stand immer zuerst die Einzelpersönlichkeit, der Mensch schlechthin, als wert- und sinnvolle Erscheinung an sich, im Blickfeld. Zwingli dachte also in den Elementen seiner Soziallehre kollektivistisch — natürlich nicht im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs, sondern des mittelalterlichen — nämlich ständisch, korporativ, Pestalozzi dagegen individualistisch doch etwa schon in dem Sinne, den Jacob Burckhardt bei den Italienern der Renaissance emporwachsen sah und der dann das Kennzeichen der Aufklärung und der Revolution war.

Die moderne Historie sah allerdings auch in den Reformatoren oft entscheidende Züge modernen Geistes. Als Humanist und Verehrer des

[2] *Hans Barth*, Über den schweizerischen Beitrag zur Staatsphilosophie, erläutert an Werken Pestalozzis. Philosophie in der Schweiz. Schriften der Marie-Gretler-Stiftung, Heft 8. Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1946, S. 51 bis 73.

Erasmus, auch wenn er sich später von ihm abwandte, war Zwingli vom Individualismus stark berührt. In den Anfängen der Reformation betonte er gerne die Unmittelbarkeit des Glaubens, genau wie Luther, indem er darauf hinwies, daß nur dort, wo der Geist Gottes wirke, der weht, wo er will, Glaube erwache, nämlich im Herzen allein, nicht äußerlich. Wer den wahren Glauben habe, das wisse nur Gott, der allein in die Herzen der Menschen blicken könne. Auf diesem Verständnis des Glaubens bauten die Reformatoren ihren Gedanken von der unsichtbaren Kirche, der wahren Gemeinschaft aller Gläubigen zu allen Zeiten und an allen Orten auf[3]. Walther Köhler hat gerne Luther, besonders den Luther des Reichstages von Worms, als den Begründer des modernen religiösen Individualismus verstanden[4]. Dann aber haben die Reformatoren in der Abwehr des Spiritualismus und des Täufertums den Gedanken der einheitlichen, auf ein Bekenntnis verpflichteten Gemeinde wieder ganz in den Vordergrund gestellt. Ihre Zeit dachte jedenfalls noch ungebrochen kollektiv-genossenschaftlich. Die Kirche wurde Staatskirche, Kirche und Staat wurden im weiten Bereich die Ordnungen, die alle ihnen angehörigen Menschen dem einheitlichen Denken und Tun des Ganzen unerbittlich unterwarfen. Der von den großen Humanisten und Reformatoren in der Tiefe empfundene und in entscheidenden Augenblicken gewagte Individualismus wurde in der Soziallehre, in Staat und Gesellschaft ihrer Zeit lange nicht wirksam. Erst die Aufklärung und die Französische Revolution — besonders auch was die Schweiz anbetrifft, — Sturm und Drang, Idealismus und Romantik in Deutschland brachten dem Individualismus als modernem Daseinsprinzip den Sieg. Er ist bei Pestalozzi nicht zu leugnen. Trotzdem bleibt es eine historische Aufgabe, Pestalozzis Verwandtschaft mit Zwingli aufzuzeigen. Pestalozzi erweist sich als der überragende Denker, der scheinbar unversöhnliche Gegensätze in der abendländischen Geistesgeschichte aus einer tieferen Dimension heraus zu überwinden vermag.

Pestalozzi setzte den innern Zusammenhang in der Zürcher Geschichte seit der Reformation eigentlich als selbstverständlich voraus: In der Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" von 1815 ruft er seiner Vaterstadt zu, seit undenklichen Zeiten habe die Stadt das große Heil der Wohnstube als das Werk ihrer Bürger und ihres Verdienstes anerkannt, die Ehrenfestigkeit selbst ihrer ärmeren Bürger und gemeinen Berufsmänner sei

[3] Vgl. *Alfred Farner*, Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli, Tübingen 1930.

[4] *Walther Köhler*, Martin Luther und die deutsche Reformation (Aus Natur und Geisteswelt, Bändchen 515), Leipzig und Berlin 1917 (2. Aufl.), S. 61 f.

doch das Resultat der Wohnstubenweisheit und Wohnstubenkraft gewesen, die ersten Staatsmänner hätten den heiligen Segen der Wohnstube als die erste Stütze ihrer Staatskraft angesehen. Die Vaterstadt, ruft er abschließend, „deren erste Männer der Kirche von Zwingli an bis auf die Zeiten unsrer Väter als feste, unerschütterliche, als geheiligte Stützen des Haussegens der Wohnstube zu Stadt und Land dastanden", diese Vaterstadt habe nicht erkannt, daß den Untertanen längst Unrecht geschehen und dadurch in der Eidgenossenschaft Zwietracht gesät worden sei, die zum Zusammenbruch von 1798 geführt habe[5].

Der Hinweis auf die Reformation, auf die Wohnstube, auf die Frage nach Recht und Unrecht im Staate enthält in nuce alle Glieder in Pestalozzis Denken, das auf Zwinglis Fundament aufbauend die Problematik von Mensch, Staat und Gesellschaft umspannt.

Wenden wir uns Staat und Gesellschaft zu: Der Blick auf Bibel und Glauben muß sich aber immer wieder öffnen, wenn das Problem in seiner theologischen Ganzheit verstanden werden soll. Die Gedanken Zwinglis, die er am eindrucksvollsten in der Predigt „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit", 1523, ausgesprochen hat, sind in Kürze umschrieben diese: Unter „göttlicher Gerechtigkeit" versteht Zwingli die Ordnung des Reiches Gottes, das Zusammenleben der Menschen als Kinder Gottes in Liebe, die Ordnung, die vornehmlich in der Bergpredigt geschildert ist. Von Anfang an aber betont Zwingli, daß wir Menschen nicht in dieser Ordnung leben, wir verletzen sie, wir erfüllen das Gebot der Gottesliebe und der Nächstenliebe nicht, wir sind nicht reinen Herzens, wir sind nicht vollkommen wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Vor dem Forum der „göttlichen Gerechtigkeit" müßten wir in Verzweiflung zerbrechen, dürften wir nicht im Glauben die Verheißung der Gnade annehmen, die Botschaft, daß uns Gott gerade als Sünder um Christi willen in seine Gemeinschaft aufnehmen will. Damit ist aber die Geltung der göttlichen Gerechtigkeit nicht aufgehoben, wir bleiben vor ihr uns selber schuldig. Wer das einsieht und um die Gnade weiß, wird einen ständigen Kampf gegen den selbstherrlichen Menschengeist in sich selbst führen und im Vertrauen und mit Hilfe anderer den Widersinn in sich zu überwinden suchen, mit Gottes Hilfe. Viele aber kümmern sich überhaupt nicht mehr um diese Ordnung, sie stellen sich in die Wirklichkeit hinein, die nichts anderes ist als Kampf aller gegen alle. Diese Leute würden jedem das Seine nehmen und wenn sie auf Widerstand stießen, würden sie die andern zu Tode schlagen;

[5] *Heinrich Pestalozzi*, Werke in 8 Bänden, Gedenkausgabe zu seinem 200. Geburtstage, hg. von Paul Baumgartner, Erlenbach und Zürich, 1944—1949. Bd. VIII, 61. Alle weiteren Zitate nach dieser Ausgabe.

die menschliche Gesellschaft wäre nichts anderes als ein Leben unvernünftiger Tiere: „Welcher sterker, dem wäger!“[6] Von Pestalozzi zurückblickend würden wir sagen, Zwingli wisse durchaus um das tierisch-bestialische Dasein des Menschen, das sich auch im gesellschaftlichen Zustand fortsetzt. Angesichts der Realität des tierisch-gesellschaftlichen Daseins gab Gott, so fährt Zwingli fort, den Staat, als mit Gewalt ausgestattete schützende Ordnungsmacht.

Das ist die „menschliche Gerechtigkeit“, die „Obrigkeit“, um unseres Ungehorsams willen gegenüber der göttlichen Gerechtigkeit uns gesetzt als Rechtsschutz, als Vertreterin des Zornes Gottes gegen die Bösen, der Liebe Gottes für die Schwachen. Die Obrigkeit soll Sozialpolitik treiben. Sie bleibt, wie Zwingli sagt, eine „prästhafte“ Gerechtigkeit, eine gebrochene Ordnung. Die zivile Wohlanständigkeit begründet keinen Anspruch auf den Frieden mit Gott. Zwingli bleibt im Zwiespalt stehen und hält ihn aus. Wie aber der Vater seinen Sohn dem Schulmeister empfiehlt, der ihn züchtige, wenn er nicht gehorchen will, so übergibt uns Gott dem Schulmeister, nämlich der Obrigkeit. Zwingli überwindet die Spannung unseres gebrochenen Daseins, indem er dem Staat eine erzieherische Aufgabe zuweist, durch die der Mensch eingeübt wird zur freiwilligen Tat aus Liebe. Wo können das die Oberen lernen? Nur in Gottes Wort, das Richtlinie für den Staat sein soll, sofern er Rechtsstaat, helfende Ordnungsmacht ist.

Ganz anders sahen die Täufer von ihrem Verständnis des Evangeliums her den Staat. Er war für sie nur Inbegriff der Gewalt, die im Reiche Gottes nicht herrschen darf. Sie wollten die Gemeinde auf Freiwilligkeit, Liebe, Vertrauen, Austausch der Güter, Ermahnung der Brüder gründen und sich fernhalten von jeder Gewalt des Richters und des Staates.

Darf ich ein Bild gebrauchen: Zwingli ließ die Kluft zwischen der Ordnung des Reiches Gottes, der Lebensgemeinschaft der Menschen in Liebe, und der Sünde, der Rechthaberei, der Ordnung von Recht und Gewalt, offen. Er versuchte nicht, eine Brücke zu schlagen. Bürgerliche Wohlanständigkeit war nicht ein Leben in Liebe, wie es im Reiche Gottes herrschen wird. Aber in der Welt der Sünde sah Zwingli doch die Ordnungsmacht der Obrigkeit, die auf Recht beruht und Leben im Frieden möglich macht.

Der Wille zur Erziehung geschah für ihn nur diesseits der Kluft. Von

---

[6] *Huldreich Zwinglis* Sämtliche Werke, hg. von Emil Egli, Georg Finsler, u. a., Band II (Corpus Reformatorum LXXXIX), Leipzig 1908, S. 471 ff. Vgl. *Max Huber*, Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit, Zwingliana IX, Zürich 1949, S. 59 ff.

jenseits erwartete er Licht, Leuchtkraft, die diesseits wenigstens einen vorläufigen Weg wies.

Die Täufer wollten die Kluft überspringen und die Brücken hinter sich abbrechen, sie wähnten sich schon in der Ordnung des Reiches Gottes, der Sprung geschah gleichsam in dem Augenblick, da sie die Sünden bekannten, Buße taten und sich taufen ließen. In der so verschiedenen Einstellung zur unleugbaren Kluft unseres sündhaften Daseins war es begründet, daß zwischen Zwingli und den Täufern die unselige Kluft aufbrach, die zur Hinrichtung der Täufer durch Ertränken führte.

Gab es wirklich keinen dritten Weg, der der Gebrochenheit unseres Daseins Rechnung trug und doch mehr Raum schuf für die Kraft der Liebe, für die Erziehung des Menschen auf die göttliche Gerechtigkeit hin, wie sie ja eigentlich Zwingli wenigstens im Kern gewünscht und gefordert hatte? Waren die Täufer nur selbstgerechte, biblizistisch-gesetzlich eingestellte Christen, welche die echte Selbsterkenntnis verloren hatten? Zur Zeit Zwinglis gab es nur den kollektiven Weg innerhalb der Gemeinde, der Stadtgemeinde, der Polis, und ihrer Untertanen, durch Erziehung zum gesitteten Bürger mittels der Sittenmandate, den Weg der patriarchalischen Leitung des ganzen Lebens.

Pestalozzi wußte wie Zwingli, daß er keine tragfähige, irdisch-menschlich verstandene, leicht begehbare Brücke über die Kluft geben könne. Aber er warf gleichsam einen schwachen und schwankenden Steg hinüber, ohne Geländer, wagte sich auf diesen Steg hinaus, wo es ihn schwindelte, sagte allen seinen Mitmenschen, daß es keine bessere Möglichkeit gebe und hielt es doch aus. Seine Liebeskraft war die Kraft, die ihn die grenzenlose Spannung auszuhalten stark machte. Hören Sie doch die unheimliche Spannung, die in Pestalozzis Worten ihren Ausdruck findet:

„Der Mensch ist also durch seinen Willen sehend, aber auch durch seinen Willen blind. Er ist durch seinen Willen frei und durch seinen Willen Sklav. Er ist durch seinen Willen redlich und durch seinen Willen ein Schurke."[7]

„Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtsein deiner tierischen Natur, aber auch mit vollem Bewußtsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben."[8]

„Willst du auf der Zwischenstufe deines tierischen und deines sittlichen Daseins. auf welcher die Vollendung deiner selbst nicht möglich

---

[7] „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts", 1797, V. 445.
[8] V 516.

ist, stehenbleiben, so verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scherenschleifer und ein Fürst bleibst und kein Mensch wirst. Verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf ist ohne Sieg und daß du nicht einmal das wirst, was die Natur ohne dein Zutun aus dir gemacht hat, sondern gar viel weniger, ein bürgerlicher Halbmensch."[9]

Und noch einmal eindrucksvoll am Schluß der „Nachforschungen":

„Tausende gehen als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin und wollen nichts mehr.

Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone und wollen nichts mehr.

Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen; Liebe war seine Natur und Treu seine innigste Neigung.

Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken.

Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können.

Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgendeiner. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugnis, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

Das war das Sandkorn auf der stehenden Waage seines Elends."[10]

Pestalozzi erfuhr als Schüler Bodmers, daß Staat und Gesellschaft nicht so waren, wie sie der Würde des Menschen entsprechend sein sollten. Zunächst wollte er im träumerischen Sinne Rousseaus wirken, und da dies in Zürichs alten Ordnungen unmöglich war, wandte er sich dem Landbau zu, dann der Erziehung armer Kinder. Alles scheiterte. Pestalozzi konnte das gesellschaftliche, das menschlich-allzumenschliche Dasein seiner Umwelt nicht einfach sprengen, er konnte nicht aus ihm herausspringen. Deshalb verstand er, daß sein Unglück das Unglück der Menschheit sei, die aus Mangel an sittlicher Kraft von der Selbstvernich-

[9] V 516.
[10] V 561—62.

tung bedroht sei. So schrieb er *„Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts"*, 1797.

Pestalozzi sah das menschliche Dasein gleichsam dreifach, im tierischen, im gesellschaftlichen, im sittlichen Zustand. Dabei muß aber sofort das Mißverständnis abgewehrt werden, Pestalozzi beschreibe drei im individuellen oder im menschheitsgeschichtlichen Leben aufeinander folgende Zustände. „Die drei Möglichkeiten des menschlichen Daseins — die naturhafte, die gesellschaftliche und die sittliche — sind vielmehr immer zugleich gegeben", formuliert Hans Barth[11]. Auch darf uns die Dreizahl oder das Bild des Dreiecks, das ich selber an anderer Stelle gebraucht habe, nicht verführen, Pestalozzis Unterscheidung der verschiedenen Zustände des Menschendaseins rational zu verstehen. Da sie alle gleichzeitig und ineinander da sind und da sie alle gültig und der großen Spannung unterworfen sind, in der Pestalozzi sich immer befindet, liegt eine irrationale Verhältnisbestimmung vor. Pestalozzi spricht immer, wie wenn er die Quadratur des Zirkels lösen müßte.

Die drei Komponenten des Menschendaseins sind also, sagten wir, doppelseitig:

Es gibt ein tierisches Dasein der Behaglichkeit, ja des Wohlwollens, und ein anderes der Bestialität, es gibt einen gesellschaftlichen Zustand, da Recht und Ordnung häusliches und bürgerliches Behagen und nachbarliche Zufriedenheit schaffen, und es gibt ein Zivilisationsverderben, das Pestalozzi in Worten, Bildern und Gedankengängen schildert, die uns ganz direkt an Machiavellis Analyse des grenzenlos verderbten politischen Machtkampfes erinnern. Pestalozzi weist selber in den Nachforschungen darauf hin: „Die politischen Halbköpfe und Viertelsherzen dieses Zeitpunktes — er meint die Aristokraten 1797 — vermögen es nicht einmal, die Festigkeit eines einzigen Grundsatzes als desjenigen des Machiavellismus zu ertragen."[12] In den Discorsi heißt es (I, 26): „Die Menschen wählen immer den Mittelweg, den schädlichsten von allen; denn sie verstehen weder ganz gut noch ganz böse zu sein." An zahlreichen Stellen, wo er das Zivilisationsverderben schildert, könnte die unheimliche Nähe Pestalozzis zu Machiavelli gezeigt werden.

Auch die Sittlichkeit des Menschen steht unter doppeltem Aspekt. Sie kann fließen aus Behaglichkeit und Wohlwollen, sie ist aber eigentlich die innerste, geistige Kraft des Menschen. Hier stoßen wir wohl auf die tiefste, aber von den wenigsten eingestandene Spannung, ja den schärfsten Zwiespalt in Pestalozzis Denken. Davon sprechen wir später.

[11] Philosophie in der Schweiz, S. 60.
[12] V 436.

Pestalozzi ging davon aus, daß der Mensch sich zunächst im tierischen Dasein vorfindet und dieses befriedigen, erhalten, gestalten muß. Gibt es aber, so fragt Pestalozzi, ein menschliches Dasein im rein Tierischen, im Naturzustand, ein instinktgemäßes, unmittelbar dem Bedürfnis und Wohlbehagen des leiblichen Daseins hingegebenes Leben „ohne Kenntnis des Übels, des Schmerzes, des Hungers, also ganz ohne Leiden, ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhängigkeits- und Unsicherheitsgefühl in der Welt?" „Allerdings gibt es einen solchen Zustand: es ist der Augenblick, in welchem das Kind auf die Welt kommt. Aber so wie dieser Augenblick da ist, so ist er vorüber. Beim ersten weinenden Laut ist der Punkt schon überschritten, von dem die tierische Harmlosigkeit des Kindes eigentlich ausgeht."[13]

Der glückliche, der paradiesische Naturzustand ist für Pestalozzi, im entschiedenen Gegensatz zu Rousseau, keine geschichtliche und keine biologische Wirklichkeit, er ist ein Traum unseres Denkens, indem wir täglich und stündlich immer in der Erwartung leben, daß die Bedürfnisse unseres leiblichen Daseins befriedigt würden und befriedigt sein könnten. Das Bild des Menschen in der Natur, das sich Pestalozzi macht, ist von erschütternder Realistik: „Ich sehe den Menschen in seiner Höhle, er wandelt in derselben als ein Raub jeder Naturkraft dahin; das stärkere Tier zerreißt ihn, das schwächere vergiftet ihn; die Sonne trocknet seine Quelle auf, der Regen füllt seine Höhle mit Schlamm . . ."[14] Die menschliche Natur ist in ihrer tierischen Unmittelbarkeit so gut wie verloren; der Mensch fürchtet sich vor dem Nächsten, er glaubt sich von ihm bedroht, er kämpft gegen ihn und tötet ihn. „Unkunde und Mißtrauen gingen auf dieser Erde der Liebe, dem Zutrauen, der Erkenntnis vor wie Dorn und Distel der angebauten und gedüngten Feldfrucht, und ein grimmiges Tierrecht befleckte die Erde, ehe Menschentreue und Menschenrecht sie wieder mit ihren Opfern versöhnte . . ." „Der Mensch riß an sich, ehe er etwas hatte; er frevelte, ehe er arbeitete, . . . er mordete, ehe er antwortete . . ."[15] Er gehorchte nicht dem Befehl Gottes, „die Früchte des Baumes der Erkenntnis nicht mit tierischer Roheit an sich zu reißen"[16]. Pestalozzi betont, wieder in scharfem Gegensatz zu Rousseau, der Mensch sei schon in seiner Höhle nicht gleich, und zuletzt sagt er, „nicht die Macht, der Mensch, der sie in der Hand hat, sei schuld an dem Verderben seines Geschlechts".[17]

Pestalozzi meint also mit dem tierischen Dasein, dem Tiersinn des Menschen, längst etwas anderes als den natürlichen Instinkt des Lebens,

[13] V 455.
[14] V 425.
[15] V 426.
[16] V 384.

der raubt, um Nahrung zu haben, sich aber mit der zum Leben nötigen Nahrung begnügt. Der Mensch kann und will mehr vom Dasein verlangen als das Tier; deshalb ist er aber auch verantwortlich für das, was er will.

In der spätern großen politischen Schrift, die wir immer auch heranziehen müssen, *„An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes"*, 1815, zeigt Pestalozzi, wie in der Natur Wachstum, Kampf, Untergang, neues Wachstum, aus Natur Vollkommenes und aus Natur Zerstörtes oder Halbes und Ungenügendes immer von selbst da ist. Der Mensch dagegen, sagt er, bedürfe der Wartung. Die Pflege, die die Mutter ihrem Kinde angedeihen läßt, sei nicht bloß tierische Natur, sie sei menschlich liebendes Handeln, Fürsorge, Hilfe, sehr bald Erziehung[18].

Pestalozzi hält ebenso entschieden daran fest, daß die biologischen Bedürfnisse des menschlichen Daseins ausreichend, ja gut befriedigt werden sollten. Pestalozzi hat daran gar nichts abmarkten lassen. Er steht zunächst einmal auf dem Boden eines klaren Naturalismus. Die Menschen müssen gründlich, zureichend und gut für ihre leibliche Existenz besorgt sein; nur so besteht die Möglichkeit, daß sie sich von ihr freimachen können. Pestalozzi kennt ein doppeltes Fundament der Bildung[19]. So lange der Mensch gezwungen ist, seine ganze Lebens- und Schaffenskraft einzusetzen, um sein nacktes Leben zu fristen, ist er der Sklave seines tierischen Wesens und kann nicht Mensch sein.

Nun entdeckte der Mensch in seinem tierischen Naturzustand, daß er allein die Aufgabe des leiblichen Lebens nicht bewältigen könne; er kann sprechen, sich mit anderen verständigen und mit ihrer Hilfe mehr erreichen. Er erlangt dadurch Macht, vermag sich und andere vor Bedrohung zu schützen. Er erfährt die Wahrheit des Gesetzes: „Du sollst nicht töten!" Es ist ihm nicht Verbot, Begrenzung, sondern Hilfe und Schutz. Hier erkennt Pestalozzi am gleichen Beispiel wie Zwingli die Notwendigkeit und die Wohltat der „menschlichen Gerechtigkeit".

Staat und Recht, der gesellschaftliche Zustand, könnten von Menschen als Hilfe verstanden werden. Sie können sich aber auch — hier sieht Pestalozzi vielleicht schärfer als Zwingli, der den Staat als von Gott gewollte Ordnung eher stärker bejahte — ebenso zum Mißbrauch und zum Verderben wenden. Der Mensch sucht Schwächere zu unterwerfen und auszubeuten zur Befriedigung reicherer materieller Bedürfnisse. Pestalozzi erkennt klar, daß der Mensch im gesellschaftlichen Zustand, so-

[17] V 429.
[18] VIII 21, 22, 29.
[19] VIII 22.

fern er sein Dasein nur materiell auffaßt und nur materiell befriedigend gestalten will, in eine Zivilisationsordnung hineingerät, die unrechtmäßig mit Gewalt den einen eine herrschende, den andern eine dienende Funktion zuweist. Zivilisationsbildung ist vom Bedürfnisse der Masse, des Volkshaufens bestimmt, nur sinnlich tierische Bildung[20].

So wird der gesellschaftliche Zustand in seinem Wesen eine Fortsetzung des Kampfes aller gegen alle[21]. In ihm verschärft sich die Gewalttätigkeit, die Selbstsucht, die Herrschsucht des Menschen. Zur Befriedigung seines tierischen Daseins errafft der Mensch Eigentum, aber es gibt nach Pestalozzis Auffassung keinen ursprünglich rechtmäßigen Besitzstand. Dieser wird erst geheiligt, indem wir uns gesellschaftlich vereinigen und sittlich verhalten[22].

Zunächst erscheint Pestalozzi der gesellschaftliche Zustand als eigentliches Verderben[23]. Er ist ja nur da zur Befriedigung der tierischen Bedürfnisse, aber er gewährt nicht mehr die harmlose Behaglichkeit des Naturzustandes, die Naturkräfte werden verstümmelt — „der Gelehrte hat von dem Scheitel bis zu den Füßen einen schwerfälligen Leib, der Schmied einen Arm, der stärker ist als seine beiden Füße; der Schneider wackelt, wenn er geht, und der Bauer hat einen Schritt wie sein Ochs".[24] Die Folge aller Herrschaftsverhältnisse, aber auch aller Verfassungen und Gesetze ist die, daß wir nicht mehr Privatmenschen sein können, sondern öffentliche Menschen geworden sind, daß wir für den Staat „bloß als Kopf, Nummer, Gewehr, kurz, als ein totes Verhältnis eines nur als Masse existierenden Wesens" gelten[25]. Pestalozzi schildert das „Zivilisationsverderben", wie der bloß zivilisierte Mensch, der in eine gesellschaftliche Schablone eingestampft ist, oberflächlich ist, unwahr, verächtlich, wie seine Zivilisationsbildung nur ein Schein der Menschlichkeit ist, wie ihm die Schneider- und Schusterbildung, das heißt sein äußeres Können und Wissen als Fachmann und Spezialist, wichtiger ist als Menschenbildung, wie die Masse kein Gewissen hat, wie „einseitig gebildete Kraftmenschen und auch so gebildete Schwächlinge, selber in den höchsten Behörden, der Menschennatur und ihres inneren Heiligtums nicht achten", wie sie „im Besitze der Militärgewalt das Menschengeschlecht der Eitelkeit und Selbstsucht ihrer auch noch so irrtums- und unrechtsvollen Standesansichten zum Opfer darwerfen,

[20] VIII 25.
[21] V 464. Der innere Zusammenhang in Pestalozzis Denken zwingt uns, immer wieder auf die „Nachforschungen" zurückzugreifen. Vgl. auch *Hans Barth*, a. a. O. S. 63/64.
[22] V 386.
[23] V 465.
[24] V 462.
[25] V 469.

wie sie im Besitz der Finanz-, Zivil- und Polizeigewalt das Heiligtum des heutigen Lebens, die fromme Treue des Landes und das innere heilige Wesen des Rechts so oft und viel den übelkalkuliertesten Finanzspekulationen, den unüberlegtesten Zivilgesetzen und den rechtlosesten Polizeimaßregeln auf die roheste, auf die unmenschlichste Weise darwerfen". So weit geht das Zivilisationsverderben[26].

Die nur von den materiellen Bedürfnissen bestimmte Gesellschaft und der ebenso bestimmte Staat würden in eine Gewalttätigkeit hineingeraten, die Gesellschaft und Staat der Anarchie zutreiben, dem Verderben ausliefern würde. Pestalozzi ist zutiefst von der Sorge erfaßt, die Menschheit treibe sich selber im Zivilisationszustand dem Untergang entgegen.

„Wenn die Macht einmal zur Untreue versunken und das Unrecht des Wortbruchs mit kaltem Geschwätz zu übertünchen gelernt hat, so ist das Recht des Menschengeschlechts von der Erde gewichen."[27] „Allenthalben wird dann das Mittel über den Zweck, der Schein über das Wesen, die Gewalt über die Treue, die List über die Rechtschaffenheit, die Glückseligkeit über das Recht, Empfindelei über die Vernunft, Kunst (Künstlichkeit) über die Wahrheit und der Dienst über das Verdienst erhoben."[28] Hat jemand seit Pestalozzi den inneren Widersinn des totalitären Staates so klar, so einfach, so zwingend geschildert? Die Schilderung Buonapartes, die Pestalozzi in der großen politischen Mahnschrift von 1815 gibt, muß heute wieder um ihrer großartigen Aktualität willen vernommen werden: „Buonaparte hat vielleicht im ganzen Umfang der Entnatürlichung der heiligen Macht der Fürsten sowie im ganzen Umfang seiner Majestäts-Unmenschlichkeiten gegen das Volk nichts getan, das in die Zerstörung der Fundamente aller menschlichen Kultur und in die Heiligkeit alles menschlichen Zusammenlebens so tief einwirkte als das, daß er die Kirchen-, Schul-, Armen- und Gemeindegüter gänzlich Maßregeln und Verfügungen unterworfen, die aus dem isolierten Ins-Aug-Fassen der kollektiven Existenz unsers Geschlechts hervorgingen. Er warf so das göttliche Recht der höhern Ansicht, die diese Güter von jeher näher an die Individualität der Staatsglieder ankettete, dem rohen Fußtritt unheiliger Staatsgewalten mit einer Kraft und mit einer Kunst dar, wie sie vielleicht, solange die Welt steht, nie also dem Fußtritt einer bösen Gewalt dargeworfen worden."

„Er hat zwar den Staatsgrundsatz der einseitigen Unterordnung dieser Güter unter die Ansichten der kollektiven Existenz unsers Geschlechts

[26] VIII 153, 158, 162.
[27] V 431.
[28] V 433, vgl. 434, 460.

nicht erfunden. Dieser Grundsatz war vor ihm schon da; aber vor ihm lebte noch ein stilles Bewußtsein des diesfälligen Unrechts allgemein, selber im Herzen derer, die es taten. Es hinderte sie gewöhnlich, das ganz frei und ganz derb auszuführen, was sie zwar wie er gelüsteten, aber nicht wie er durften. Er hat aber das Bewußtsein dieses Unrechts aus der Seele auch des letzten Mannes, den er als Staatsmittel im Dienst seiner Selbstsucht hatte, bis auf seine letzte Spur ausgelöscht."

„Der Krieg gelang ihm; glaubte ich nicht an Gott, ich sagte, die Aufgabe der Hölle ist ihm gelungen, wie sie keinem Sterblichen, keinem Sünder gelungen. Ich vermag es nicht, das Bild, das er aus sich selber gemacht, auszumalen. Er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwischen der Menschlichkeit und der Unmenschlichkeit unsers Geschlechts feststeht, das Wort, das von jeher das Losungswort aller in der tierischen Ansicht der kollektiven Existenz unsers Geschlechts versunkenen Gewalthaber war, das Wort, das Kain gegen Gott selber auszusprechen wagte, das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" auf seinem Thron mit einer Kraft und mit einem Glück ausgesprochen, wie es vor ihm noch kein Mann auf dem Thron mit gleichem Glück und mit gleicher Kraft ausgesprochen, und es ging lang, sehr lang, ehe er für dieses Wort der Lästerung gegen die Menschennatur unstet und flüchtig werden mußte auf der ganzen Erde. Sein Krieg gegen das Menschengeschlecht gelang ihm im Süden und im Norden, er gelang ihm vom Rhein bis an die Wolga. Er setzte mit einer Hyänengewalt als sein Recht durch, was vor ihm nur von listigen Füchsen und von fetten schleichenden Dachsen, und zwar soviel möglich mit Ausweichung alles Maulbrauchens über ihr Recht, nur erkapert worden."

„Sein Weg war groß. Gott, der die Schicksale der Menschen leitet, hat uns durch ihn den Stein des Anstoßes, der von jeher dem reinen Segen des gesellschaftlichen Zustandes im Wege stand und ihm ewig im Wege stehen wird — das Verderben des überwiegenden Einflusses der kollektiven Existenz unsers Geschlechts über seine individuelle — auf eine Weise fühlen gemacht, wie das Menschengeschlecht in einer Reihe von Jahrhunderten diesen Stein des Anstoßes nicht gefühlt hat."[29]

Wir könnten aus den politischen und sozialphilosophischen Schriften Pestalozzis schon alle die Gedanken in Zitaten herausholen, die in unserem Jahrhundert uns in neuer Eindringlichkeit José Ortega y Gasset in der Schrift „Der Aufstand der Massen" 1930 und J. Huizinga in der Analyse unserer Zeit „Im Schatten von Morgen" 1935 gegeben haben.

Aber Pestalozzi hielt fest an der Einsicht, daß die materielle Existenz des Menschen gesichert sein müsse. Solange Staats- und Sozialphiloso-

[29] VIII 125, 129, 130.

phen aller Zeiten, ja auch die christlichen Kirchen, dieser Wahrheit nicht genügend Rechnung trugen, konnte jeder Sozialist oder Kommunist sagen, solange der Mensch nicht mehr als das unbedingt Notwendige zum Leben habe, seien alle Religionen, alle Moralsysteme, alle Ethik gegenstandslos, denn solange der Mensch alle Kraft brauche, um sein leibliches Dasein zu fristen, habe er gar keine Sphäre zum sittlichen Handeln, das erst dann überhaupt eintreten könne, wenn der Mensch wirklich frei sei, auch von unmittelbar bedrängenden materiellen Nöten frei. Diesen berechtigten Satz des Sozialismus hat Pestalozzi vorweggenommen. Darin zeigt er eine Tiefe der Einsicht, eine Größe der Hingabe und der alle Geschichte ganz umspannenden geistigen Kraft, die nicht noch einmal in der abendländischen Menschheit vorgekommen ist.

Pestalozzi hat aber auf die Frage, wie in der menschlichen Gesellschaft diesem Satz Genüge getan werden solle, eine völlig andere Antwort gegeben als etwa der marxistische Sozialismus. Nicht durch gewaltsame und dann eben nur gewaltsame Organisation der Gesellschaft ist dies möglich; das würde nur eben wieder zu der gewalttätigen Zivilisationsordnung führen, die notwendig ins Verderben treibt; also kann es nur Aufgabe der staatlichen Gewalt und auch der Gesellschaft überhaupt sein, den Menschen selbständig zu machen, ihn auszurüsten mit den Fähigkeiten, die er braucht, um mit seiner Arbeit das Leben zu verdienen. Nur dann kann er Bürger und sittlicher Mensch werden. Jeder muß das aber werden können, er sei denn durch Gebrechen oder Krankheit daran verhindert und so selbstverständlich der Hilfe bedürftig, die er auch soll erwarten dürfen.

Pestalozzi sieht nun aber mit voller Klarheit die gültige Zuordnung von materiellem Dasein, Gewalt, Recht und Staat. Auch hier greift er nach allen Seiten aus, indem er vom Grund, vom Zweck, von der Bestimmung des Staates in den drei Richtungen des tierischen, des gesellschaftlichen, des sittlichen Daseins, und jedesmal wieder mit positivem und negativem Vorzeichen spricht. Vom Tierisch-Bestialischen her begründet ist der Staat nur eine erhöhte Möglichkeit des entsetzlichen Kampfes aller gegen alle; weiß er aber im Bereiche seiner Gewalt das Gebot „Du sollst nicht töten" durchzusetzen, dann sichert er das notwendige biologische Dasein, ja er kann die Voraussetzung sein für die Erfüllung unseres Wunsches nach tierischer Behaglichkeit. Im gesellschaftlichen Zustand entfaltet er den kollektiven Machtkampf, und nur wenn er vom Recht her sich bestimmen läßt und auch seine Grenzen gegenüber andern Staaten kennt, bedeutet er eine Ordnungsmacht. Im Bereiche des Sittlichen ist er eine erzieherische Macht, wenn er auch nur eine gesetzliche Wohlanständigkeit, also keine eigentliche Sittlichkeit

schaffen kann; gewährt er aber Freiheit, dann schafft er Raum für den Menschen, der in Wahrheit und Recht als sittliches Wesen leben will[30].

Gott hat Buonaparte zum Stein des Anstoßes werden lassen, durch den wir die Gefahr des nur tierisch oder nur zivilisatorisch bestimmten Staates erkennen. „Das ist Buonapartes Licht für den Weltteil!" „Seine, Buonapartes Erscheinung, war notwendig", sagt Pestalozzi[31]. Wie Zwingli die „menschliche Gerechtigkeit" als eine „prästhafte" bezeichnet, so betont auch Pestalozzi immer wieder, daß der Staat und seine Gewalt und die von ihm erzwungene Gesetzlichkeit nicht ethisch sei. Sittlichkeit, das sagt Pestalozzi mit Kant mit voller Schärfe und richtig, kann nur individuell, kann nur freie Tat der Persönlichkeit sein[32]. Eine erzwungene Tat ist keine sittliche Tat. Die Möglichkeiten des Staates aber, für die Sittlichkeit Raum zu schaffen, selber erzieherisch zu wirken, sind groß und vielgestaltig.

Pestalozzi erkennt mit unvergleichlicher Klarheit die politisch-soziale Klammer, welche die ständisch-korporative und die demokratisch-individualistische Ordnung miteinander zu verbinden imstande ist. Wenn er sich auch in der Schrift „Ja oder Nein? Äußerungen über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit in den oberen und unteren Ständen, von einem freien Mann", 1792/93, ausdrücklich als „parteiisch fürs Volk" denunziert hat, so warnt er schon dort vor dem gleichmacherischen, nivellierenden, den Einzelnen zu einer bloßen Nummer in der Masse herabwürdigenden Tun der Sansculottes. 1815 weiß er, daß die korporativen Elemente, „die Kirche-, Schul-, Armen- und Gemeindegüter", die Buonaparte zerstört hat, „von jeher näher an die Individualität der Staatsglieder angekettet sind", eben gar nicht nur Privilegien besonderer Gruppen sind, sondern gerade Hilfe für die Freiheit des Menschen, Schutz der Menschenwürde gegen die zentralistische Bureaukratie, gegen die Vergewaltigung durch den alles umfassenden Staat, ein Bereich, wo unmittelbar Religion, Sittlichkeit, Kultur sich entfalten können. Muß man nicht sagen, daß dieser Gedanke einer der größten ist in Pestalozzis staatsphilosophischem Denken? Pestalozzi hat damit gleichsam die Formel geprägt, unter der die tatsächliche Wirklichkeit der Staats- und Sozialgeschichte der Schweiz im Übergang vom ancien régime zur modernen Welt verstanden werden muß. Pestalozzi hat von jeher die Schranken, die zwischen der herrschenden und bevorrechteten Stadt und ihren Untertanen bestanden, durchbrechen wollen und zugleich

[30] Über den Begriff der Freiheit handelt eindrucksvoll *Hans Barth*, a. a. O. S. 61, 67, 69 ff.

[31] VIII 133.

[32] V 494.

hat er es gewagt, die korporativen sozialen Einrichtungen hartnäckig zu verteidigen, weil er sie als Element der Freiheit, als Basis für die Individualität des Menschen erkannt hat. Damit gibt er dem Historisch-Überkommenen einen ganz neuen Auftrag in die Zukunft einer nun auch vom Individualismus bestimmten Welt und begründet dadurch die neuen Bindungen, die das Auseinanderbrechen der Gesellschaft in den schrankenlosen Individualismus und dann den Niedergang in die Vermassung aufhalten sollen.

Das erste, das in Volk und Staat herrschend werden kann und muß, ist die Eintracht. Pestalozzi ruft 1815 den Geist Lavaters an, der wie Niklaus von Flüe zu Stans hätte zwischen die Streitenden treten und Frieden stiften können; Pestalozzi ruft den Geist Johannes Müllers an, der „dem eitlen Schwatzen vom Recht, das dem Unrecht mit ganzer Seele huldigt, historisch und diplomatisch beurkundet hätte zeigen können, was das wahre ursprüngliche Recht der verschiedenen Stände des Vaterlandes und das wahre Verhältnis der allgemeinen, positiven und konstitutionell gesicherten Freiheit des schweizerischen Volkes sei und worin ihre, der Verfassungen, fromme und stille, aber ernste und wahre Kraft zur Beschränkung der Regierungsmacht und zur Verhütung ihrer Ausartung in willkürliche Gewalt und in die vom damaligen Zeitgeist so gefürchtete Rückkunft der Regierungsgrundsätze und der Regierungsmaßregeln des hörnenen Rates, der Vögte und Zwingherrengewalt bestanden."[33]

Pestalozzi verstand sich selber offenbar nun als den Mann, der wie Niklaus von Flüe, wie Lavater oder Johannes Müller als Mahner seinem Vaterland und seiner Vaterstadt gegenübertreten und sie aufrufen müsse zur Wiederherstellung wahrer Rechtsordnung. Er geißelt in vielen Wendungen den alten Zustand der Rechtlosigkeit der Untertanen, er tritt ein für „die Sicherstellung des Rechts aller Bürger", die verfassungsmäßig zu begründen sei.

Pestalozzi knüpft in seinem staatspolitischen Denken an die Geschichte der Schweiz an. Er will, daß sich seine Zeit erinnere an die „alten Freiheiten", die Rechte der genossenschaftlichen Selbstverwaltung, die überall vorhanden war, und darauf aufbaue die neue Freiheit der Gleichberechtigung aller Landeskinder, der persönlichen Freiheitsrechte jedes einzelnen. „Unser Volk ist gut. Unsere Nation ist in allen ihren Ständen und Abteilungen noch schweizerisch, noch eidgenössisch gut"[34]. Das heißt, daß überall noch die Erfahrungen und der politische Sinn

[33] VIII 62—63. Der „hörnene Rat" war die beim Sturze Bürgermeister Waldmanns, 1489, in Zürich diktatorisch waltende Behörde.
[34] VIII 77.

lebendig sind, sich im kleinen Bereiche der Gemeinden und der kantonalen Staaten selber regieren zu können.

Pestalozzi rühmt die ständische Verfassung des Fürstentums Neuenburg, in welchem die Stadt wie das Land vom Fürsten ihre alten Rechte und Privilegien in gleicher Weise zugesichert erhalten haben. Er richtet an seine Vaterstadt den Zuruf, sie habe einen großen geschichtlichen Augenblick versäumt, weil sie nicht rechtzeitig dem Lande die politische und soziale Gleichberechtigung gegeben habe[35]. Als Unternehmerstadt mißbrauchte sie ihre politische Gewalt in wirtschaftlicher Hinsicht, monopolisierte die Gewerbe und ließ die Landbevölkerung nur als Spinner und Weber am wirtschaftlichen Leben teilhaben. Hätte die Stadt dem Lande die Gleichberechtigung in jeder Hinsicht gegeben, dann wäre sie der führende Staat in der Eidgenossenschaft nicht nur als politischer Vorort, sondern als wirtschaftliche und kulturelle Macht geworden. Pestalozzi erkennt die kommende Aufgabe des gesamtschweizerischen Vaterlandes, die völlige Sonderstellung der Städte und Länder, der einzelnen Kantone zu überwinden. „Vaterland, wenn du auch heute noch ferne davon wärest, auch nur darnach zu streben, einst, wenn die Stunde dafür geschlagen und es not tun wird, gegen jeden Feind der Kultur des Menschengeschlechts, gegen jeden Verhöhner der Menschennatur und der Menschlichkeit selber dazustehen als ein Volk, als ein Land, als eine Macht, als ein Herz und eine Seele, ich setze das Wort meines Herzens hinzu — als eine vereinigte Eidgenossenschaft: Vaterland, wenn du dich heute nicht einmal zu diesem Streben erheben würdest, dann wärest du deiner Stunde und der Segensgewalt, die Gott und die Retter Europas in deine Hand gelegt, nicht würdig[36]."

Der Staat gewährt durch sein Recht und seine Ordnung der Kultur Entfaltung. „Die Kultur stellt den tierischen Naturtrieb zum Raubanspruch an alles, zum Raubbesitz von allem, und zum Raubrecht zu allem durch erhöhte Einsicht und erhöhten Genuß still und macht Kunst, Erwerb, Verdienst, gesetzliches Recht und Bildung zum Verdienst, zum Erwerb und zur Kunst zum gesetzlichen Fundament beides, sowohl des Besitzstands als seines Rechts und seiner Schranken"[37]. Der Staat muß der Wohnstube Platz gewähren, in der allein die Erziehung des Menschen zum sittlichen Dasein begründet werden kann.

Die staatliche Macht kann eine verderbliche Wirkung der Gewalt nur verhindern, wenn sie mächtiger ist als alle andern Mächte und wenn sie gerecht ist. Die Einrichtung und Bestimmung der höchsten staatlichen

[35] VIII 82.
[36] VIII 104.
[37] VIII 111.

Gewalt kann also letztgültig nur aus der Gerechtigkeit heraus bestimmt sein; sie muß ethisch bestimmt sein. Recht und Staatsgewalt sind an sich nicht ethisch. Sittlichkeit, so sagt Pestalozzi mit Kant mit voller Schärfe und richtig, wie wir schon betonten, kann nur individuell, kann nur freie Tat der Persönlichkeit sein[38]. Aber die Orientierung von staatlichem Recht und staatlicher Gewalt muß eine letztgültig ethische sein, sie muß das Leben der Menschen wollen, nicht ihr Verderben, sie muß ein Leben der Menschen wollen, das über das bloße Fristen des Daseins hinausgeht und jedem Menschen eine Sphäre der Freiheit, des sittlichen Handelns gibt. Eine politische und gesellschaftliche Ordnung kann aber nicht die richtige sein, wenn sie in ihren Folgen in die Anarchie, die Auflösung der Staaten führt, zum Verderben der Völker wird. Der Ursprung der gesetzlichen Einrichtungen im gesellschaftlichen Zustand muß ein anderer sein, er muß mindestens übereinstimmen mit dem gesellschaftlichen Zweck, nämlich das tierisch natürliche Dasein sicherzustellen, das im Naturzustand verloren gegangene Wohlbehagen des leiblichen Daseins wiederherzustellen. Die Gesetze sollen das häusliche Dasein der Menschen, das Eigentum, das sie zu ihrem Unterhalt nötig haben, die Möglichkeit beruflicher Arbeit und genügenden Verdienstes schützen und sicherstellen. Das Recht soll „wesentlich dahin wirken, das, was den Menschen von allen Wesen, die wir kennen, unterscheidet, in ihm seiner möglichsten Entwicklung näherzubringen[39]", das heißt, dem Menschen eine Sphäre der Freiheit zu geben, in der er ein geistiges und ein sittliches Wesen sein kann.

Der Kern des sittlichen Zustandes des Menschen ist die Liebe, die zuerst und echt und uneingeschränkt von der Mutter geübt wird. Von dieser Kernfrage aus ist im Bereiche des Gültigen für Pestalozzi alles bestimmt. In der Mutterliebe erlebt das Kind die Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen und in der Liebe zur Mutter lernt das Kind die Liebe zu Gott und zum Nächsten. An der Seite der Mutterliebe und Muttersorge übt der Vater die „Vatertreu", die Geschwister die „Bruderliebe", ohne die keine Gemeinschaft menschlich leben kann[40]. Darum war Pestalozzi Erzieher.

Entsprechend der Notwendigkeit, das biologische Dasein zu erhalten und zu fördern, muß der Mensch zuerst arbeiten lernen. Er kann für seinen Lebensunterhalt dann zweckmäßig arbeiten, wenn er intelligent, vernünftig arbeitet. Die Übersicht über die Wirklichkeit, die im Bereiche

[38] V 494.
[39] V 411.
[40] VIII 41.

aller Wissenschaften gewonnen werden will, kann in ihren elementaren Erkenntnissen dem Kind des Taglöhners helfen, die notwendige Arbeit zweckmäßiger, freier, erfolgreicher zu gestalten, und zugleich kann ein Grundelement des Sittlichen, das Wissen darum, daß der Mitmensch nicht Mittel sein darf, sondern immer von uns nur als Zweck verstanden werden darf, helfen, die Arbeit in bezug auf die Gemeinschaft und nicht nur in bezug auf den Gewinn zu gestalten; so wird aber jeder, der sich in die Gemeinschaft hineinstellt, reicher, als wenn er für sich allein leben würde. So gesehen könnte man glauben, intellektuelle und sittliche Erziehung seien für Pestalozzi Mittel, um die beruflich-materielle Erziehung zu unterstützen. Es ist aber klar, daß sie das nur vom Standpunkt der Notwendigkeit materieller Existenz aus sind. Erlebt aber der Mensch, daß er sich auch im Kampf um sein leibliches Dasein Tag für Tag entscheiden muß, ob er Sklave oder Freier sein wolle, ob er im Kampf gegen andere oder in Zusammenarbeit schaffen, ja ob er dem Nächsten schaden oder helfen wolle, dann wird klar, daß alle Erziehung, Erziehung zur Arbeit und zur Gemeinschaft, Erziehung zum Bürger und Menschen, Mittel ist, damit der Mensch als sittliches Wesen existieren kann. Die Erziehung soll dem Menschen zu seiner Bestimmung als sittliches Wesen verhelfen.

Wenn wirklich von Bestimmung des Menschen bei Pestalozzi die Rede ist, dann kommt für das Verständnis, das wir von Pestalozzi gewinnen möchten, alles darauf an, woher diese Bestimmung komme, ob sie im Menschen selber liege oder ihm aufgegeben sei. Wir könnten uns aus der gefährlichen Antithese retten, indem wir sagen, dem Menschen sei seine Bestimmung in ihm selber aufgegeben, er trage sie eigentlich in sich, ohne sie bereits verwirklicht zu haben. Wir dürfen uns nicht entrüstet zeigen, wenn wir oft genug sehen können, daß sich Pestalozzi so lesen und verstehen läßt; denn wenn wir auch der Auffassung sind, daß Pestalozzi den Bestimmungsgrund des Menschen in der Liebe Gottes zum Menschen und in der Liebe des Menschen zu Gott und dem Nächsten sehe, so ist es doch Pestalozzi vollständig klar, daß sich die Erkenntnis oder besser die Anerkennung dieses Bestimmungsgrundes nie und nirgends außerhalb des Menschen selber, und zwar jedes einzelnen ganz allein, aufzeigen oder gar nachweisen lasse. Gerade wenn uns Gott zu Personen machen will, die ihn und unsere Nächsten lieben, dann stellt er es uns ganz frei, diesen Auftrag anzunehmen oder abzulehnen; Liebe ist nur Liebe, wenn sie frei geschieht. Gerade im tiefsten sachlichen Glaubensgrund, in der tiefsten sachlichen Glaubenseinsicht Pestalozzis liegt es begründet, daß er alles im Menschen drin sich vollziehen läßt. Er vollstreckt den reformatorischen Gedanken: Gott allein sieht in die

Herzen der Menschen, er nur weiß, wo wahrhaftig Glaube, Vertrauen, Liebe lebendig ist.

Aber bezeugte denn Pestalozzi seinen Glauben? Er vermied offenkundig jeden Satz, der einem offiziellen kirchlichen Bekenntnis entsprach. Die zur fast mechanischen Formel gewordenen Fragen und Antworten des Katechismus wollte er nicht wieder vorbringen. In großer Zurückhaltung, ja in ehrfürchtiger Scheu nur glaubte er vom Höchsten, was den Menschen gegeben ist, sprechen zu dürfen. Wer aber Pestalozzi aufmerksam liest, kann sein Glaubenszeugnis nicht überhören. Die Geschichte von „Lienhard und Gertrud" beginnt mit dem Neubau der Kirche. Die sittliche Erneuerung der Dorfgemeinschaft soll also ausgehen von der evangelischen Kirche, die Zwingli begründet hatte. Die hingebende Liebe, die Gertrud übt, ist christliche Liebe. In der Schrift „Ja oder Nein?" ruft Pestalozzi aus: „Franken! Ihr waret ein Volk, da ihr Religion hattet. Als der Wortbruch eures Despoten die Hugenotten vertrieb, waren die Ausgewanderten der Segen der Welt." Könnte sich Pestalozzi deutlicher zum Protestantismus bekennen? In den „Nachforschungen" nennt er das „tierische Wohlwollen", das dem Menschen von Natur eignet, geboren aus dem Wunsch nach eigener Behaglichkeit, die nur im Zusammenhang mit andern, die auch Behaglichkeit genießen, da ist. Diese Naturanlage im Menschen ist aber nur Rahmen, Voraussetzung für das Wachwerden des sittlichen Empfindens, das ihm nicht gegeben, sondern aufgegeben ist. Die Not der Seinen bricht selbst dem Menschen, der nur sein tierisches Behagen sucht, das Herz. Wer den andern im Elend trifft, hilft ihm. „Das tut die Liebe in der Hülle des tierischen Wohlwollens, aus dem sie entkeimt. Noch ist sie nicht Liebe! — sie ist es nur, wenn sie sich zum Göttersinn einer zuverlässigen Treue zu erheben vermag"[41]. Hier enthüllt Pestalozzi vielleicht am deutlichsten die tiefste Spannung, den schärfsten Zwiespalt in seinem Denken, von dem wir eingangs sprachen. Die tierische Natur mit allen ihren Möglichkeiten zu Wohlwollen und zu damit verbundenem tierischen Behagen ist noch nicht Sittlichkeit. Es gibt aber gar keine Sittlichkeit, weil überhaupt kein menschliches Dasein, ohne Tiersinn, ohne tierischen Willen zu eigenem Behagen; dieser bleibt der unentbehrliche Pflanzboden, der konkrete Lebensgrund für den Menschen als sittliches Wesen. Sittlichkeit, Liebe ist Gottes Kraft im Menschen, „zuverlässige Treue", d. h. freies verantwortliches, immer aus der verpflichtenden Beziehung zum Nächsten gesehenes und betätigtes Verhalten. Dieser „reine Sinn" führt, wie die folgenden Stellen zeigen, „zum Tode am Kreuz". Am Kreuz erst wird die erlösende Kraft göttlicher Liebe offenbar und nur die Kraft der Erlö-

[41] V 415 f.

sung macht den Menschen zum sittlichen Wesen. Es gibt keinen geraden, natürlichen, menschlich-rational einsehbaren, einfachen Weg von der Natur des Menschen zur Menschlichkeit. Natur des Menschen und Menschlichkeit stehen miteinander in Spannung, zwischen ihnen klafft ein Zwiespalt, ein Widerspruch. Pestalozzi hält ihn aus. Oder er hält diesen Fall für möglich: „Ein Mensch, aber nicht ein Volk, höher als sein Geschlecht, entweicht dem Unrecht einer solchen gesellschaftlichen Zerrüttung und stirbt in lauter Verehrung von Pflichten, die höher sind als die gesellschaftlichen, ihnen zum Zeugnis einen Tod, der wenigen Sterblichen zu sterben vergönnt ist“[42]. Hat Pestalozzi hier wirklich nicht ganz bestimmt an Christus gedacht?

Nachdem Pestalozzi jenes düstere Bild vom Menschen in seiner Höhle entworfen, weist er auf den „reinen Sinn Jesu Christi hin, der seinem Vater und aller Ordnung der Welt gehorsam war bis zum Tode des Kreuzes“[43]. Die Liebe Gottes, die sich offenbart in der Sendung des Sohnes, überwindet den widergöttlichen Willen des Menschen zu gewalttätigem tierischem Leben und gibt ihm die sittliche Aufgabe. So schildert denn Pestalozzi wie Zwingli die reine Sittlichkeit nach den Worten des Evangeliums, vor allem der Bergpredigt[44].

Pestalozzi entwickelt in der Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes“ den Personbegriff, wenn er über „die Sache der Volkskultur“ und „die Sache der Menschenbildung“ sagt: „Unser Geschlecht bildet sich wesentlich nur von Angesicht zu Angesicht, nur von Herz zu Herz menschlich. Es bildet sich wesentlich nur in engen, kleinen, sich allmählich in Anmut und Liebe, in Sicherheit und Treu ausdehnenden Kreisen also[45].“ Wenn er dann fortfährt: „Die Bildung zur Menschlichkeit, die Menschenbildung und alle ihre Mittel sind in ihrem Ursprung und in ihrem Wesen ewig die Sache des Individuums und solcher Einrichtungen, die sich eng und nahe an dasselbe, an sein Herz und an seinen Geist anschließen. Sie sind ewig nie die Sache der Menschenhaufen“, so redet er doch, wie die vorher zitierten Worte zeigen, nicht mehr dem reinen Individualismus das Wort, wie es in den „Nachforschungen“, da er an Kant erinnernde Gedankengänge antönt, den Anschein hatte.

Pestalozzi hat deutlich den biblischen Gedanken, daß der Mensch, als Geschöpf Gottes, bestimmt ist, Ebenbild Gottes zu sein: „Daß doch unser Geschlecht die Stimme der Schöpfung, die die Stimme Gottes ist,

[42] V 391.
[43] V 436.
[44] V 499.
[45] VIII 25/26.

hierin erkennen und tief fühlen lernte, daß, wenn der tierische Säugling inner Jahresfrist in allen seinen Kräften gereift ist und der Mensch hingegen so langsam zur Reifung seiner physischen und tierischen Kraft gelangt, diese Zurücksetzung seiner tierischen Kraft hinter die menschliche nur darum stattfindet, damit er durch den einfachen natürlichen Gang der Entfaltung seiner Kräfte gleichsam von selbst zur Überzeugung gelange, daß seine tierische sinnliche Kraft nicht die wesentliche seiner Natur ist, daß er vielmehr bestimmt ist, gegen dieselbe Herr über sich selbst zu werden, gegen alle Gewalt seiner tierischen Gelüste und gegen alle Macht seiner durch das menschliche und bürgerliche Verderben tierisch auf ihn wirkenden Umgebung[46]."

Pestalozzi schließt seinen Gedankengang über die Bildung des Menschen in der Wohnstube: „So im Innern für die Wahrheit und Reinheit seiner Veredlung kraftvoll gebildet und für seine äußern Verhältnisse in Unschuld und Liebe mit sich selbst in Harmonie gebracht, geht dann das auf dieser Bahn geführte Kind aus der heiligen Wohnstube in die Welt, in die Schule der Welt hinüber, aber nicht aus der Wohnstubenbarbarei, in der das verwahrloste Kind in Unkunde der Menschennatur, unerhoben von den menschlichen Verhältnissen, ungebildet für alle Kraft der Menschlichkeit, verwahrloset, hintangesetzt, ohne Genuß der Muttersorge, der Vatertreue, der Bruderliebe, ohne Gotteserkenntnis, ohne Gottesglauben, ohne Jesum Christum zu erkennen, gelebt oder vielmehr geserbt hat. Nein, es geht in Unschuld, aber auch göttlich und menschlich gebildet und gestärkt und in sich selbst bereitet, sein Heil, beides mit Vertrauen auf alles Gute, aber auch mit Furcht und Zittern vor allem Bösen, zu suchen und erhoben über Zeit und Welt, den Schein jeder bloß sinnlichen Vollendung verachtend, dahin strebend, vollkommen zu werden, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist, aus der Wohnstube in die Welt, in die Schule der Welt hinüber[47]."

Glaubt Pestalozzi hier unter Verkennung der Bedrohung des Menschen oder der Gefangenschaft des Menschen in der Sünde an die Vervollkommnung, wie es die Täufer getan haben? Ich glaube, diese Frage darf doch kaum ernstlich gestellt werden, hat doch wohl keiner immer wieder so ernst, so wahrhaftig, so unbestechlich die eigene Schwäche, den eigenen Tiersinn des selbstischen Wohlbehagens, die eigene Fragwürdigkeit eingestanden wie Pestalozzi.

Aber die Dringlichkeit der Aufgabe, „göttliche Gerechtigkeit", Ordnung der Liebe zu verwirklichen, darf nicht durch die Ausflucht in die Tatsache der Sünde abgeschwächt werden. So faßt Pestalozzi zusammen:

[46] VIII 35.
[47] VIII 41.

„In der Religion sind sie von den ersten Urkunden des menschlichen Glaubens an bis auf die höchste Veredlung desselben durch Jesum Christum als das Gesetz Gottes geoffenbaret und haben sich in allen Epochen des Christentums, die einen wirklich religiösen Geist an sich trugen, als praktisch ausführbar und als Grundsätze des von Gott befohlnen Pflichtlebens, des eigentlich göttlichen, des wahrhaft naturgemäßen menschlichen Lebens unsers Geschlechts erwiesen. Aber die Verschrobenheit des Zeitgeists und seine mit sich selbst im Widerspruch stehende tief verhärtete und verwirrte Selbstsucht, dieses schreckliche Resultat des schnellen, gewaltsamen Wechsels des verschiedenartigsten und grellsten Zivilisationsverderbens, das bei unserm Denken und in unsrer Mitte stattfand, hat uns, es könnte nicht mehr, von den einfachen Ansichten der Menschennatur, des Menschensinns und Bürgersinns abgelenkt, und die Veteranen und Meneurs beides, der tumultuarisch-rohen, des stillen gewaltigen Tierlebens, die jetzt zwar beiderseits für den Augenblick etwas betroffen und verlegen dastehen, aber dabei, ungeändert sich selbst gleich, weniger als jemals weder einen Funken religiösen Sinn noch einen Tropfen reines Bürgerblut in ihren Adern haben, finden im positiven Zustand der Volksmassa und der öffentlichen Ansichten noch immer genugsam Mittel, uns forthin auf ihren beiderseitigen Wegen wie bisher von den Gesichtspunkten des Glaubens, der Liebe und der Wahrheit allgemein abzulenken und uns dadurch die Fundamente der religiösen, sittlichen und bürgerlichen Kräfte zu rauben, durch die unser Geschlecht allein vermögend ist, sich über den Tumult leidenschaftlicher Ansprüche und über die Lieblosigkeit gewalttätiger Maßregeln gegen jeden Schwächern zu überheben. Der sittliche, geistige und bürgerliche Zustand unsers Zeitvolks, wie er jetzt als das unwidersprechliche Resultat unsers in so kurzer Zeit dreifach gewechselten Zivilisationsverderbens in unsrer Mitte erscheint, kann nicht anders als ein buntes Gemisch sowohl der sich wieder erhobenen Schlendrianschwäche als der noch nicht erstorbenen sanskulottischen Volkswut und des ebensowenig ganz verschwundenen exzentrischen Despotismus angesehen werden[48]."

Es erscheint unnötig, aus den späteren Abschnitten der Schrift weitere unzweideutige Zeugnisse der christlichen Glaubenshaltung Pestalozzis vorzulegen[49]. Pestalozzi bezeugt seinen „Glauben an den, der nicht will, daß jemand verloren gehe" (2. Petrus 3, 9) und er erklärt, daß alle Kultur und alle Gemeinschaft des Volkes auf „der erleuchteten Freiheit des Glaubens beruhe, die uns durch Jesum Christum gegeben ist". Zuletzt bezeugte Pestalozzi seinen Glauben in der Rede, die er an seinem 72. Ge-

[48] VIII 48/49.
[49] VIII 183, 186/87, 199, 223.

burtstag hielt: „Freunde, Brüder, werden wir dieses tun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebt hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziele unseres Lebens entgegenstehen, überwinden und im Stand sein, das Wohl unseres Hauses auf dem ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlecht durch Jesum Christum gebaut hat. Amen[50]!"

Was bleibt uns aus Zwinglis und Pestalozzis Nachdenken über den Staat? Unbedingt dieses: Der Staat ist eine bedingte Ordnung. Nie darf er sich selber zur unbedingten Instanz des menschlichen Daseins machen. Seine Daseinsbedingung ist Gott. So versteht vielleicht Pestalozzi deutlicher und für unsere Zeit dringlicher und unausweichlicher das Paulus-wort im Römerbrief, das die Reformatoren so oft zitierten: Alle Obrigkeit ist von Gott. Sie ist Gott Rechenschaft schuldig, sie ist in Gefahr, Stein des Anstoßes zu werden. Aber dieser Staat, diese durch Gewalt sanktionierte, bedingte, „prästhafte" Ordnung ist unter uns Menschen eine notwendige Ordnung. Sie verhindert eine völlig unrechtmäßige Ordnung, sie macht Anarchie unmöglich. Was heißt aber rechtmäßige Ordnung? Eine solche, die jedem Menschen eine Sphäre der Freiheit schafft und ihn darin schützt, eine Ordnung, an der alle Anteil haben, für die alle mitverantwortlich sind, in der sich „jeder einen Zweck setzen" und wirken kann, selbst wenn ihn die verderbte Zivilisation verwerfen will, weil sie ihn für unbrauchbar hält.

Zwingli und Pestalozzi stellen den Staat in die notwendige Relation hinein, in der die Menschen zu Gott stehen. In solcher Relation sind die Menschen einmal ganz Einzelmenschen. Es gibt keinen unerbittlicheren Individualismus als denjenigen vor dem Angesichte Gottes. Da muß jeder einzelne ganz allein zu sich selber stehen und es mit sich selber ganz allein vor dem Auge Gottes aushalten. Dann weiß er, daß er Gott und seinen Mitmenschen sich selber schuldig geblieben ist. Die Pflicht zur Gemeinschaft zwingt sich den Menschen nicht von außen, aus kollektivistischer Ordnung her, auf, sondern aus dem Innersten, in welchem sich der Mensch mit Gottes Gnade zusammenfinden darf.

[50] Vgl. *Heinrich Barth*, Zu Pestalozzis Rede am 12. Januar 1818. In: Das Wort sie sollen lassen stahn, Festschrift für Professor D. Albert Schädelin, Bern, Bern 1950.

Zar Alexander I. und Thomas Jefferson

Ein Briefwechsel um die Freiheit der Welt im Zeitalter Napoleons

von Erwin Hölzle

Wir kennen den Plan eines europäischen Systems, mit dem Napoleon I. umging: jenes (nach seinem Wort und Willen) „allgemeine System in Europa" zentralisierter, egalitärer Verwaltungsordnung im Geiste des 18. Jahrhunderts, unter der Zwangsgewalt des Imperators. Er vermochte den Plan infolge der sich wie eine Kettenreaktion fortsetzenden Eroberungskriege nicht durchzuführen[1]. Das alte wie das von den neuen freiheitlichen und nationalen Ideen erfüllte Europa hat sich gegen seine gewaltige und gewaltsame Herrschaft erhoben und sie zerschlagen.

Daß in dieser Zeit, die die Mächte gegen den Usurpator in immer neuen Koalitionen zusammenschloß, sich auch ein Einverständnis der beiden künftigen Weltmächte anbahnte, daß die zwei führenden Männer Amerikas und Rußlands sich in ihren Idealen fanden, sollen die folgenden Zeilen erweisen. Die Frage, die wir zu stellen haben werden, heißt: wieweit der große europäische Eroberer, den die Zeit und die Nachfahren übersteigernd einen Welteroberer nannten, die beiden Männer und Mächte zusammenführte. Also: ob sich hier die europäische Konstellation gleichsam global widerspiegelt und ob sich gegen das napoleonische System ein eigenes der künftigen Weltmächte in den Ideen und Interessen herauszukristallisieren begann. Und schließlich werden wir danach zu fragen haben, welches Gewicht der die ganze Zeit währende Kampf der vorherrschenden Seemacht England gegen das napoleonische Frankreich in diesem Zwiegespräch der beiden jüngeren Mächte hatte[2].

---

[1] Das Wort Napoleons vom 15. 11. 1807 an Jérôme. Corr. XVI, 166. Zum Allgemeinen s. *E. Hölzle,* Das napoleonische Staatssystem in Deutschland, Hist. Zeitschr. 148, 1933, 277 ff. u. neuerdings *I. Pabon,* Las ideas y el sistema napoleónicos, Madrid 1943.

[2] Der Aufsatz ist aus einem Werk über den Aufstieg und die Begegnung Amerikas und Rußlands erwachsen, das den Fragenkomplex in den Zusammenhang jener Gesamtentwicklung einzureihen versuchen wird. Einige Formulierungen sind aus ihm übernommen.

I.

Zar Alexander I. und Thomas Jefferson kamen im gleichen Jahr 1801, sogar im selben Monat März, zur Regierung. Beider Antritt bedeutet eine Wende für ihre Staaten.

Wenn man auch schwerlich Jeffersons Amtsübernahme, wie er es selbst tat, als eine „Revolution" bezeichnen kann, so gab seine hochgemute Persönlichkeit dem amerikanischen Staatswesen doch einen neuen Impuls. Als „die höchste Hoffnung der Welt" pries er die heimische Regierungsform. In diesem zugleich nationalen und übernationalen Geiste suchte er den Weg. Die „Jeffersonsche Demokratie" sollte sich in ihrer von den französischen Revolutionsidealen angefachten Entschiedenheit abkehren von der bisherigen aristokratischen und rückwärtsgewandten Regierung der „Föderalisten" Alexander Hamiltons. Nach außen zog der neue Präsident schroff den Trennungsstrich gegenüber den „kriegerischen Tyrannen Europas", den „Löwen und Tigern" des alten Kontinents und strebte eine Politik der Isolierung an. Dies hinderte ihn nicht, auf dem eigenen Kontinent der „erste große Expansionist" zu werden[3].

Doch sah er weit über die Grenzen seines Erdteils hinaus. „Auch handeln wir nicht für uns allein, sondern für das ganze Menschengeschlecht", schrieb er 1802. Die Idee der Selbstregierung war noch ganz vom individuellen Naturrecht, vom Innenpolitischen her gesehen: „Jedermann und jede Menschengruppe auf Erden besitzt das Recht auf Selbstregierung — ein Recht, das die Menschen mit ihrem Dasein aus den Händen der Natur empfangen[4]." Im Kerne aber war darin ein internationales Ordnungsprinzip enthalten, das der Selbstbestimmung der Völker. Wenn auch die geringe Macht der Vereinigten Staaten mehr als Sympathien über den Kontinent hinaus verbot, so sollte wenigstens die Selbstregierung als Beispiel nach außen wirken. Traf der Präsident auf gleichgerichtete liberale Herrscher, so war er bereit, sie von den „Löwen und Tigern" Europas auszunehmen, ihnen wärmste Sympathien entgegenzubringen.

Auch Zar Alexander I. wollte zu neuen Ufern vorstoßen. Der junge, erst 23jährige Herrscher übernahm mit den besten Grundsätzen das Erbe der zarischen Autokratie. Im Gegensatz zu der Despotie seines ermordeten wahnsinnigen Vaters Paul begann er mit Reformplänen im freiheitlichen Geiste. Der Gnadenbrief, der am Tage der Krönung veröffentlicht wer-

---

[3] S. *E. Morison* u. *H. Steele Commager*, Das Werden der amerikanischen Republik, Stuttgart 1949, I. 429 f. *Otto Voßler*, Die am. Revolutionsideale in ihrem Verhältnis zu den europäischen, untersucht an Thomas Jefferson, München 1929, 135 ff. *Charles A. Beard*, The idea of national interest, New York 1934, 52.

[4] *Voßler*, 184 f. *Albert K. Weinberg*, Manifest destiny, a study of national expansionism in Am. history, Baltimore 1935, 36.

den sollte, enthielt eine Art Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Neben Artikeln, die frühere Zusicherungen Katharinas II. bestätigten, hatten auch Grundsätze der französischen Deklaration Aufnahme gefunden. Der Entwurf war von Alexander Woronzow, dem späteren Reichskanzler, verfaßt, wohl auch von dem freiheitlich gerichteten Schriftsteller Radischtschew beeinflußt, dessen Ode an die Freiheit einst das erste russische Echo auf die amerikanische Revolution gewesen war. Wenn der Gnadenbrief wegen des allzu großen Widerspruchs zu den russischen Zuständen auch unveröffentlicht blieb, so gab der Zar seine Pläne doch nicht auf.

Er hatte ein geheimes Komitee seiner engsten Freunde eingesetzt, das die Reformen unter seiner eigenen Leitung vorbereiten sollte. Er ließ seinen Jugenderzieher Laharpe gemäß dessen Anregung nach Petersburg kommen, um sich von dem schweizerischen Republikaner im freiheitlichen Sinne beraten zu lassen[5].

Diese Männer waren alle keine Radikalen, wenn auch der eine oder andere einst begeisterter Anhänger der Französischen Revolution gewesen war. Vielmehr schwebte ihnen eine Reform im Geiste gemäßigter Freiheit vor. Insbesondere Laharpe warnte davor, den geplanten Bau mit dem Dach, d. h. einer überstürzten Verfassung, zu beginnen. Er lehnte auch den kleinstaatlichen Föderalismus der heimischen Schweiz in einer Denkschrift ab. Der Zar sollte die absolute Macht, die ihm überkommen war, in Händen halten und als Selbstherrscher die Reform allmählich durchführen — ein „langatmiges Unternehmen", wie er an Alexander schrieb. Der Boden für freiheitliche Einrichtungen war durch eine Reform der Verwaltung, insbesondere die Einsetzung von Ministerien, vorzubereiten. In der Tat begann der Zar mit der Verwaltungsreform. Sie schnitt schon tief genug in das Gefüge der Autokratie ein. Außenpolitisch suchte Alexander zunächst Bonaparte im Sinne seiner freiheitlichen Ideale zu einer Weltbefriedung hinzuführen. Die Grundsätze der Humanität und der Gerechtigkeit sollten die beiden Reiche leiten[6].

[5] Neuere Forschungen machen es wahrscheinlich, daß Laharpe zunächst den Wunsch zur Reise geäußert hat. *L. Mogeon*, L'influence de Laharpe sur Alexandre, Revue hist. vaudoise 1938, 144. Über Gegensätze zwischen dem Geheimkomitee und Laharpe, auch Verdächtigungen von altrussischer Seite, daß dieser von Bonaparte gesandt sei, s. Le gouverneur d'un prince, Lausanne 1902, 152 ff. Bei diesen sachlichen wie persönlichen Auseinandersetzungen darf nicht vergessen werden, daß der Reformerkreis und der Zar ein gemeinsames Ziel hatten.

[6] S. neben *Karl Stählins* trefflicher Zusammenfassung in seiner Geschichte Rußlands III. 54 ff. 85 f., *Georges Vernadsky*, Un projet de déclaration des droits de l'homme et du citoyen en Russie en 1801, Revue hist. du droit français et étranger 1925, 436 ff.; *Arthur Boethlingk*, Friedrich Cäsar Laharpe, Bern 1925, II. 30 ff., der aus Laharpes Nachlaß schöpft, und La-

Ist bei all diesem innen- und außenpolitischen Planen das Beispiel der jungen Republik über dem Ozean, die eben in ihrem Präsidenten zu den vorwärtsweisenden Prinzipien zurückfand, ohne Einfluß gewesen?

II.

Schicken wir voraus, daß das Zarenreich und die Vereinigten Staaten keine diplomatischen Beziehungen miteinander pflegten. Noch gab es also keine offiziellen Persönlichkeiten, die Träger eines Gedankenaustausches zwischen Petersburg und Washington sein konnten.

Im Sommer 1802 kam der Italiener Filippo Mazzei in Geldangelegenheiten nach Petersburg. Er war der Freund und ehemalige virginische Nachbar des nunmehrigen Präsidenten Jefferson. Im Jahre 1788, am Vorabend der Französischen Revolution und gewiß nicht ohne Einfluß auf die Geister, hatte er in Paris eines der ersten Werke über die Vereinigten Staaten veröffentlicht und deren Beispiel für die Freiheit der europäischen Völker in den reichlich schwulstigen und ungegliederten, doch von Begeisterung getragenen vier Bänden ausführlich geschildert. Er wurde denn auch Mitglied eines der Revolutionsklubs. Später arbeitete er für die Sache des untergehenden Polens und gehörte zum konstitutionell gerichteten Vertrautenkreis des Königs Stanislaus. Eben wegen seiner polnischen Rente hatte er mit dem Fürsten Czartoryski, dem Jugendfreund des Zaren, wieder Verbindung aufgenommen und war auf dessen Einladung nach Petersburg gereist.

Dem betagten und erfahrenen Freiheitsmann legten die jugendlichen Mitglieder des geheimen Komitees Czartoryski, Stroganow, Nowossilzew und Kotschubej ihre Reformpläne vor. Der immer nach Einfluß und besonders nach Mitteilung seiner freiheitlichen Überzeugungen strebende italienische Amerikaner hat sich nicht verschlossen und wird auch auf seinen früheren virginischen Freund und nunmehrigen Präsidenten hingewiesen haben[7].

---

harpes Denkschrift an den Zaren über die Schweiz vom 21. 11. 1801: Les relations dipl. de la France et de la Helvétique, 1798/1803. Quellen z. Schweizer Geschichte 19, Basel 1901, 501 ff.

[7] Mazzei war vom 14. 6. bis 4. 9. 1802 in Petersburg. Die Hauptquelle und Darstellung über das Komitee, *Nikolaj Michailoviç*, Graf Pavel Stroganov, Petersburg 1903, erwähnt ihn, soweit ich sehe, nicht, ebensowenig die am. Union. Wir sind daher für Mazzei auf dessen eigene Angaben in seinen Memorie della vita et delle peregrinazioni, Lugano 1845, angewiesen. Neuerdings hat *H. R. Marraro* viele Briefe Mazzeis veröffentlicht und 1942 seine Memorie kommentiert ins Englische übersetzt (Ex. der Library of Congress). Über Mazzei s. die Biographie von *R. C. Garlick* (1933), der jedoch die Beziehungen zu Rußland kaum berührt, u. *Bernard Fay*. L'esprit rév. en France et aux États-Unis, Paris 1925, 136.

Bereits vor Mazzeis Ankunft war am 20. Mai 1802 Laharpe wieder aus Petersburg nach Paris, in dessen Nähe er wohnte, abgereist. Alexander hatte ihn offenbar gebeten, weiterhin Ratschläge für die Reformen zu erteilen und sein Urteil nicht vorzuenthalten. Ob etwa auf Grund der Hinweise Mazzeis Laharpe nachträglich beauftragt wurde, mit Jefferson Verbindung zu suchen, kann anhand der veröffentlichten Quellen nicht gesagt werden. Möglicherweise, ja wahrscheinlich lief beides nebeneinander und führte auf das folgende Zwiegespräch hin. Die inneren Reformen wurden in dem ersten Brief, den Alexander im Oktober 1802 an Laharpe sandte, erneut berührt. Das Ministerium sei gebildet und wirke sich in den Regierungsgeschäften bestens aus, heißt es hier[8].

Laharpe reiste auch in einer außenpolitischen Mission, wenn man diesen wenig gemäßen Begriff gegenüber solchen universalen Bestrebungen gebrauchen darf, bei denen die Grenzen von Innen- und Außenpolitik sich verwischen. Während seines Petersburger Aufenthalts hatte der Schweizer einmal gegenüber einem Freunde ausgerufen: „Ah, wenn ein Gewisser und Er sich verständigen könnten!" Trotz mancher Enttäuschung über die Politik Bonapartes hoffte er immer noch durch einen Appell des bislang gleichfalls bewundernden Zaren den Vollstrecker der Revolution zu deren großen Freiheitsprinzipien zurückzuführen. So ließ er sich bei seiner Abreise einen Brief an den ersten Konsul mitgeben, in dem der Zar diesem die Hand zum Bunde bot: Eine Epoche des „Konstitutionalismus" für ganz Europa sollte eingeleitet werden. Allerdings trug Laharpe schon damals Zweifel, ob die Friedens- und Freiheitsbotschaft von Bonaparte wohl aufgenommen werde. So behielt er sich vor, das Schreiben zu überreichen oder nicht[9].

Schon in Königsberg erfuhr er aus Briefen, daß in Frankreich die Entwicklung den gefürchteten Gang nehme. Er sah das Kaisertum nahen.

[8] *Sbornik* imp. russk. ist. obščestva, Petersburg 1867, V. 34 f. — Der Nachlaß Laharpes, der von der Bibliothèque Cantonale et Universitaire Lausanne verwaltet wird und dessen Veröffentlichung geplant ist, enthält, wie ich bei persönlichen Nachforschungen feststellte, keinen Briefwechsel Laharpes mit Mazzei noch mit dem unten zu nennenden Kreis.

[9] Nach *N. K. Šil'der*, Imperator Aleksandr I, Petersburg 1897, II. 118 u. den leider recht wenig exakten Angaben *Boethlingks* II. 47. Der unveröffentlichte Brief soll an Zar Alexander II. zurückgegeben worden sein. Beide Quellen gehen auf Laharpe zurück. *Serge Tatistcheff*, Alexandre Ier et Napoléon d'après leur correspondance inédite 1801—12, Paris 1891, weiß von dem Briefe nichts. Da der offizielle Briefwechsel ununterbrochen fortlief u. der Zar bereits wieder am 24. 5. 1802, zum Abschied Caulaincourts, schrieb, so muß es sich um einen persönl. Anruf Bonapartes gehandelt haben. Auch Napoleon hat in jenen Jahren solche Ratschläge dem jungen Zaren erteilt, nur gingen sie kennzeichnenderweise in anderer Richtung, z. B. 19. 10. 1802 riet er, „qu'un peu de pompe et d'entourage est une des charges que doit supporter une personne qui est dans le rang où elle se trouve" (Corr. VIII. 6381).

Der Augenschein in Paris bestätigte ihm dies. Ein Mann von unbegrenztem Ehrgeiz, voller Verachtung für die Menschheit, für die „Grundsätze" und die Freiheit schaffe die Geschworenengerichte und die Pressefreiheit ab und fülle die Gefängnisse und Festungen ohne Gerichtsverfahren, schrieb er an den Zaren. Jede nahe Verbindung zwischen diesem, der Kaiser des Volkes sein wolle, und jenem verwegenen Eroberer und Herrscher schien ihm nun unmöglich. „Es bedarf ganz anderer Maßnahmen als der bisher vorgesehenen, um dem verwüstenden Strom, der zugleich den Norden, den Orient und den Süden bedroht, einen Damm entgegenzusetzen, und dies, bevor es zu spät ist[10]."

Laharpe überreichte den Brief nicht. Wohin sollte er sich wenden, um den Damm gegen den verwüstenden Strom aufrichten zu helfen? England hatte mit Bonaparte eben den Frieden von Amiens geschlossen. Das Konsulat auf Lebenszeit stand offenkundig im Zusammenhang mit dem Frieden. Auch war dem Schweizer Freiheitsfreund das konservative, aristokratische Inselreich zu fremd, zu reaktionär. Denn um die Freiheit und einen freiheitlichen Aufbau der Welt als stärkste Stütze gegen den Tyrannen ging es Laharpe.

Er wandte sich an einen englischen Gesinnungsgenossen, um ein verheißenderes Band über den Ozean zu knüpfen. Zwei Männer, schrieb nun der Buchhändler Stone an seinen ehemaligen Landsmann, den Vorkämpfer der Freiheitsideen, berühmten Chemiker und Entdecker des Sauerstoffs, Joseph Priestley, nach Amerika, zwei Männer, die auf gegensätzlichen Punkten der Erdkugel lebten, seien in ihren Prinzipien, ihren Gefühlen und ihrer Haltung eng miteinander verbunden. Vom neuen Zaren habe ihm Laharpe staunenswerte Dinge erzählt: Jener spreche nicht mehr von Untertanen, sondern von Mitbürgern, von seinem Vaterland Rußland und seinem Dienst für es; er habe zwar nicht in das Eigentumsrecht über die Leibeigenen eingegriffen, doch sei er den barbarischen Gewohnheiten seiner Vorfahren nicht gefolgt und habe in den Kronländereien Kauf und Verkauf von Leibeigenen verboten; jetzt sei er mit Verwaltungsreformen beschäftigt und wolle die Bürgerfreiheit in seinem Reiche einführen. „Rußland", so heißt es in dem Briefe weiter, „das vor 50 Jahren im europäischen Mächtesystem kaum bekannt war, schreitet sehr schnell vor, um eine erhöhte Stellung zu besetzen", eine Stellung, die einige gleichgestellte Staaten nicht wünschen könnten, „die niedriger stehen, was Weisheit und Güte anbetrifft", wie mit deutlichem Hinweis auf das Frankreich Bonapartes gesagt wird.

Der Präsident, fügte Stone hinzu, genieße bei Alexander hohe Verehrung und seine Staatsführung hohe Bewunderung. Stone bat um Mittei-

10 *Boethlingk* II. 48 ff. (18. 7. 1802).

lungen über die Regierung der Vereinigten Staaten, über die Beziehungen zwischen dem Präsidenten und den Ministern und den nachgeordneten Organen, denn dafür werde der Zar sehr dankbar sein. Der Brief wurde am 29. Oktober 1802 von Priestley Jefferson zur Kenntnisnahme gebracht[11].

Dieser antwortete über den Vermittler und einen andern, nach Amerika eingewanderten „philosophischen Gentleman, Weltbürger"[12] aus seinem entschieden demokratischen Kreise, Thomas Cooper, Schwiegersohn Priestleys und gleichfalls der englischen Reaktion entwichenen Freigeist. Es sei schwierig, gestand Jefferson, eine kurze Übersicht der amerikanischen Verfassung zu geben. Doch wies er auf einige Abhandlungen und auf den „Federalist" hin, die genügende Auskunft über die Verfassungsprinzipien und deren Anwendung auf den verschiedensten Gebieten der Regierung böten. Er meinte, daß ein Russe eher fähig sein werde, das für sein Volk Nützliche herauszuholen. Aber er gab auch seinen Rat. Es werde unvermeidlich sein, einiges einzuleiten, damit das Volk fähig werde, sich selbst zu regieren. Wer hätte daran gedacht, ruft er im Blick auf Napoleons lebenslängliches Konsulat, auf die „Entartung vom begrenzten zum unbegrenzten Despotismus" aus, daß das französische Volk zur Selbstregierung unfähig ist? Dem russischen Volke, das nicht einmal nach der Freiheit trachte, diese zu schenken und sie zu sichern, sei eine herkulische Aufgabe. Alexander werde, so vertraute er, es von der richtigen Seite anfassen, damit er Bildung und Sinn für die natürlichen Rechte in der Masse seines Volkes bewirke und dieses aus seiner gegenwärtigen Niedergedrücktheit hebe[13].

Die Nachrichten und Ratschläge, über die Laharpe an den Zaren berichtete, hielten sich noch ganz im Rahmen der inneren Reformen. Aber mit diesem allen Beteiligten am Herzen liegenden Thema war, auf Umwegen zwar, die Brücke geschlagen zwischen dem Zaren und dem fernen Präsidenten.

Anfang 1803 dankte Alexander Laharpe warm für die Ratschläge wie für die Bücher und Schriften, die dieser besorgt hatte. Die Meinung, die man von ihm habe, schrieb er mit deutlichem Hinweis auf Jefferson, berühre ihn tief. Sein ganzer Wunsch sei es, sie eines Tags zu recht-

[11] Eine Zusammenfassung des Briefwechsels mit russ. Übersetzungen der Briefe aus Jeffersons Papieren bei *V. M. Kozlovskij*, Imperator Aleksandr I i Džefferson, po archivnym dannym, Russkaja Mysl 31, kn. 10, 1919, 79 ff. (Ex. der Univ.-Bibl. Göttingen), der auf die Verbindung über Mazzei nicht eingeht. Ich gebe den an sehr entlegener Stelle veröffentlichten Briefwechsel mit den aus anderen Quellen geschöpften Ergänzungen ausführlicher wieder, weil er die Grundlage für die eingangs skizzierte Fragestellung ist.

[12] Nach den Worten des Gouverneurs Morris (Morison — Commager I. 421).

[13] *Jefferson*, Writings, ed. Ford, New York 1897, VIII. 176 ff. (29. 11. 1802).

fertigen. Sein Ziel bleibe das gleiche, und seine Anstrengungen ließen nicht nach, trotz der Hindernisse. Die Doktrin, die man in Paris verkünde, dringe glücklicherweise in Petersburg nicht ein. „Wir bleiben unseren Prinzipien treu", wiederholt er, „und verwirklichen sie Zug um Zug".[14]

Der Zar hatte eingangs bekannt, daß er von seiner früheren Meinung über Bonaparte abgekommen sei. Seit dessen Konsulat auf Lebenszeit sei der Schleier gefallen. Er habe sich des schönsten Ruhmes beraubt, der einem Sterblichen beschieden sei, und des einzigen, der ihm zu ernten noch übrig blieb: zu beweisen, daß er ohne einen persönlichen Zweck gearbeitet habe, ausschließlich für das Glück und den Ruhm seines Vaterlandes und getreu der Verfassung, die er beschworen. Statt dessen habe er vorgezogen, die Höfe nachzuäffen, indem er zugleich die Verfassung seines Landes vergewaltigte. „Jetzt ist er einer der berüchtigtsten Tyrannen, von denen die Geschichte weiß", heißt die oft genannte Stelle[15].

Also auch vom Innenpolitischen her, vom Konsulat auf Lebenszeit, das Jefferson wie Laharpe so tief dem Bonaparten entfremdet hatte, war Alexander zu seinem Verdikt gekommen. Weder das Plebiszit, das Napoleon sich mit einer überwältigenden Mehrheit von 3½ Millionen gegen ganze 8000 Neinstimmen beschaffte, noch der umfassende innere Verwaltungsaufbau dieser Jahre konnten in den Augen der Freiheitsfreunde den entscheidenden Schritt zur Monarchie und Zwangsherrschaft entschuldigen.

Darüber soll nicht vergessen werden, daß auch eine außenpolitische Entfremdung zwischen Rußland und Frankreich Platz gegriffen hatte. Kennzeichnenderweise beklagte sich Napoleon jedoch zum erstenmal über ein Schreiben Alexanders vom 14. November 1802, das sich für die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz einsetzte. Nur ein paar Wochen später nahm er Äußerungen Laharpes zum Anlaß einer Beschwerde. Dieser kontrastiere die freiheitlichen Reformen des Zaren, der seine Macht auf sein Geblütsrecht und seine Allgewalt stützen könne, mit den despotischen Maßnahmen des Konsuls, der die Verfassung beschworen habe. Dem Schweizer wurden nahe Beziehungen zu englischen Jakobinern vor-

[14] *Sbornik* V. 36 ff. Über die Datierung herrschen Zweifel. Während *Sbornik* 7. 7. (1802) angibt, und *Sorel*, L'Europe et Révolution, VI. 251 dies übernimmt, datiert *V. Gitermann*, Geschichte Rußlands II. 494 den Brief auf „vermutlich 1803". Die Angabe von *Boethlingk* II. 73 (7. 7. 1803) stimmt nicht mit der Randbemerkung, daß der Brief durch General Hitrof überreicht wurde, überein. Denn dieser kam im Februar 1803 nach Paris. Danach wird der Brief im Januar 1803 geschrieben worden sein, was auch *Tatistcheff* 43 annimmt, der allerdings im Widerspruch zum *Sbornik* behauptet, daß der Brief undatiert gewesen sei. Auffällig bleibt der kurze Zeitraum zwischen der Antwort Jeffersons an Laharpe und dem Brief Alexanders, der von den Nachrichten Jeffersons Kenntnis haben mußte.

[15] „Maintenant c'est un des Tyrans les plus fameux que l'Histoire aye produit."

geworfen. Der Zar ließ seinen Botschafter instruieren, künftig solchen Unterhaltungen aus dem Wege zu gehen, die offenbar zu erreichen suchten, daß man die Reformen in Rußland von dem Eindruck abhängig mache, den sie in Paris hervorriefen[16].

Dagegen suchte er über die gleichen Reformen mit dem Präsidenten der amerikanischen Republik ins Gespräch zu kommen. „Ich wäre Ihnen sehr zu Dank verbunden", heißt es am Schluß des Briefes an Laharpe, „wenn Sie mich so nahe wie möglich Bekanntschaft mit Erskine" — dem englischen Liberalen und Verteidiger der französischen Revolutionsideen — „und Jefferson machen lassen könnten, und ich würde mich darüber wahrhaft geehrt schätzen!"

So schrieb Laharpe nochmals an Stone: Die amerikanische Union sei das einzige Glied der Gesellschaft, das Aufklärung und Freiheit für alle wünsche. Am andern Ende der Erdkugel — man erkennt die gleiche Wendung wie in Stones vorjährigem Brief — befinde sich ein Führer des Volkes, der, wenn er auch auf einem Throne geboren sei, alle Gefühle zum Wohle der Bürger und der Menschheit in sich trage und bald diese Gefühle in die Tat umsetzen werde. Alexander habe s. Zt. mit Entzücken die Rede Jeffersons gelesen, die sich in Laharpes Händen befand — es handelte sich wohl um die Antrittsrede, in der Amerika als die Hoffnung der Welt gepriesen worden war. Er hege hohe Achtung für den Präsidenten und habe in seinem letzten Brief gebeten, eine baldige Bekanntschaft mit Jefferson zu vermitteln. Der Gedanke, zwischen den beiden Männern, die auf einen bedeutenden Teil der Menschheit großen Einfluß hätten, zu vermitteln, erfüllte ganz den waadtländischen „Soldaten einer gemeinsamen Sache".[17]

Diesmal bediente sich Stone des in Frankreich lebenden amerikanischen Dichters Joel Barlow, eines Vorkämpfers des kosmopolitischen Amerikanismus und Verfassers der „Vision of Columbus". Auch Barlow übernahm Laharpes Lobeshymnen auf den Zaren. Er berichtete, daß dieser sehr gut mit der englischen Literatur und Sprache, mit der amerikanischen Revolution und Geschichte, den Regierungsprinzipien und der Regierungsform bekannt sei. Er verhehlte nicht die Schwierigkeiten, denen

---

[16] *Tatistcheff* 40 f. Der im März 1803 nach Petersburg gesandte Brigadechef Colbert, der Rußland mit der Maltafrage auf Napoleons Seite ziehen sollte, hatte die Russen mehr mit „liberalen und philosophischen Ideen" zu unterhalten als mit andern Gegenständen (ebd. 49)! *Sbornik* 77, 2 f. (Morkov an A. Voroncov, 14. 1. 1803). 39 (A. Voroncov an Morkov, 21. 2. 1803). Über andere außenpol. Gründe der Wandlung *Otto Brandt*, England und die napoleonische Weltpolitik 1800/3, Heidelberg 1916, 201 ff., dem die ideologischen jedoch so gut wie verborgen bleiben.

[17] Laharpe an Stone, 20. 10. 1803, *Kozlovskij* 84. Der folg. Brief Barlows vom 11. 2. 1804 ebd.

Alexanders Reformwerk begegne, besonders in der Bauernbefreiung. Doch er wies auch auf die Reformpläne in allen staatlichen Bezirken eindringlich hin. Er erwähnte das Ziel der Handelsfreiheit und fügte, eines der wichtigsten amerikanischen Ziele berührend, hinzu: „Sehr nahe seinem Herzen steht die Frage der Freiheit der Meere."

Merkwürdig ist auch der Schluß dieses Briefes. Barlow spricht von dem amerikanischen Beispiel des Föderalismus. Dieser sei nur von wenigen Menschen gebührend geschätzt: In Europa verstehe man ihn nicht einmal in der Theorie, und selbst in Amerika würden seine hohen Werte oft nicht erkannt. Der Föderalismus aber sei ein wichtiges Element der politischen Freiheit, ohne das die Grundsätze des amerikanischen Lebens gar nicht gewahrt werden könnten. Wenn die Philosophen Europas das Prinzip besser verständen, würden nicht so viele den Glauben an eine allmähliche Vervollkommnung des gesellschaftlichen Lebens verlieren. In Amerika aber könne es die Befürchtungen vor einer friedlichen Ausbreitung der Vereinigten Staaten über den Mississippi hinaus bis an den Stillen Ozean beseitigen.

Das war mehr als eine dichterische Vision. Der Brief Barlows fiel in die Jahre, da Jefferson die erste Expedition der Lewis und Clark zum Pazifik aussandte, und selbst ein über den ganzen Kontinent ausgedehntes „Reich der Freiheit" ins Auge faßte. Im Zeichen des Föderalismus, der immer weiter nach Westen hinausgreifenden Bildung von Bundesländern sollte der Weg über den ganzen Kontinent hin stehen. Was aber hatte der Hinweis auf den Föderalismus in dem Brief über den russischen Zaren zu bedeuten?

III.

Noch hatte keiner der mächtigen Männer, um deren Verbindung es in dem Briefwechsel dieser Freiheitsfreunde ging, zur Feder gegriffen, um sich direkt an den andern zu wenden. Auch die Errichtung eines amerikanischen Konsulats in Petersburg 1803 hatte nicht dazu geführt, obwohl der Zar den Konsul Lewett Harris wie einen Gesandten am Hofe empfangen und seiner Bewunderung für Jefferson lebhaften Ausdruck verliehen hatte.

Erst ein äußerer Anlaß gab dem amerikanischen Präsidenten die Möglichkeit, dem Zaren persönlich zu schreiben. Alexander hatte im Sinne des Grundsatzes der Freiheit der Meere den Vereinigten Staaten diplomatischen Beistand gewährt, als von dem Barbareskenstaat Tripolis amerikanische Schiffe aufgebracht worden waren. Jefferson fügte am 15. Juni 1804 dem offiziellen Dank seiner Regierung noch einen persönlichen an den Zaren bei. Er sprach zugleich seine Befriedigung über die Entwicklung der Han-

delsbeziehungen und über den Empfang des Konsuls in Petersburg aus. Doch ließ er es bei diesen diplomatischen Höflichkeiten nicht bewenden. Er fügte hinzu, daß er große Freude über die Regierungsakte des Zaren in der kurzen Zeit seit dessen Thronbesteigung empfinde. Vernünftige Prinzipien und Standhaftigkeit, die das Gute hervorrufen, würden in dem Maße, wie das Volk dafür vorbereitet sei, zur Besserung seiner Lage im Laufe des Lebens Alexanders führen. Er bittet zu Gott, daß dieses lange dauern möge[18].

Der Widerhall auf die vielen Lobeshymnen des Reformwerks Alexanders war also in aller Freude und Wärme des Ausdrucks doch gedämpft. Der erfahrene republikanische Staatsmann nannte unumwunden die Voraussetzungen, daß das Volk zu den Reformen vorbereitet sein müsse, wie er es bereits gegenüber Cooper ausgesprochen hatte. Er fürchtete, daß die Volksmasse sich als widerspenstig erweise.

Alexander antwortete am 7. November 1804 mit einem im Vergleich dazu enthusiastischen Bekenntnis. Seit jeher habe er eine sehr hohe Achtung für die amerikanische Nation gehabt, die ihre Unabhängigkeit genutzt habe, um sich eine freie und weise, das Glück aller und eines jeden sichernde Verfassung zu geben. Er erwidere das Interesse Jeffersons für die Wohlfahrt und das Gedeihen Rußlands mit den gleichen Gefühlen für die Vereinigten Staaten und mit dem Wunsche, daß diese auf lange Zeit einen so vortrefflichen und aufgeklärten Mann wie Jefferson an ihrer Spitze sähen[19].

Am 20. August 1805, wenige Tage vor dem Abschluß der Dritten Koalition gegen Napoleon und kurz vor Kriegsausbruch, schrieb Alexander erneut an Jefferson. Dieser Brief handelte nun nicht so sehr von den inneren Reformen des Zaren, sondern von den diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Mächten. Er flicht zwar ein erneutes Bekenntnis der Hochachtung der amerikanischen Verfassung ein, doch geht er von der russischen Verwendung zugunsten der amerikanischen Seeleute in Tripolis aus, um das neugeknüpfte Band zu den Vereinigten Staaten hervorzuheben. Der Zar unterstreicht die Bedeutung des wachsenden Handels zwischen den beiden Völkern und verspricht Gastfreundschaft und Privilegien für die nach Rußland kommenden Amerikaner. Er teilt Jeffersons Abneigung gegen einen Handelsvertrag, dem er die Versicherungen über die Gegenseitigkeit der Rechte und Handelsvorteile vorzieht.

---

[18] *Jefferson*, Writings, Monticello ed., *Washington* 1904, XIX. 194.

[19] *Max M. Laserson*, The American impact on Russia — diplomatical and ideological — 1784—1917, New York 1950, 83 (nach dem französischen Original in der Pierpont Morgan Library, New York). Der Brief war wie der folgende Kozlovskij unbekannt.

Geht der Brief auch auf die große Entscheidung seiner Entstehungszeit nicht näher ein, so ist doch sein Datum nicht zufällig. Offensichtlich wünschte Alexander die gerade eingeleiteten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten in dem bevorstehenden Kampf der europäischen Mächte gegen den alles bedrohenden Eroberer und Gewaltherrscher zu stärken. Die junge Macht über dem Wasser besaß als Seemacht schon erhebliches Gewicht, und so mochte von russischer Seite die Hoffnung, sie für den gemeinsamen Kampf der Mächte günstig zu stimmen, mitschwingen. Diese Hoffnung war auch nicht ganz aussichtslos. Gerade um diese Zeit dachte Jefferson daran, sich wegen der fortdauernden Streitigkeiten im Mississippital für den Kriegsfall mit England gegen Frankreich und Spanien zu verbünden. Doch dies wußte Alexander kaum, und Jefferson kam auch bald von seinen Plänen wieder ab[20].

Der Präsident widmete in seinem Brief an den Zaren vom 19. April 1806 den weltpolitischen Entwicklungen und ihren Folgen breiten Raum. Nur mit wenigen Worten ging er auf Alexanders Reformwerk ein. Er versicherte ihn seiner Bewunderung, da der Zar das Glück und den Fortschritt seines Volkes sich zum Ziel gesetzt habe, aber auch, wie er gleich hinzusetzt, sein Augenmerk und seinen guten Willen auf eine entfernte und junge Nation richte, die niemanden auf ihrem Wege verletze noch Ehrgeiz in sich trage. Die Ereignisse in Europa würden in Amerika so spät bekannt, daß Betrachtungen über sie meist durch den weiteren Fortgang überholt seien. Doch schließe er von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus, daß Alexanders Dazwischenkunft uninteressiert und edelmütig sei und das allgemeine Gute der großen europäischen Familie im Auge habe.

Jeffersons Ziel war, Rußland für eine Sicherung der Rechte der Neutralen beim Friedensschluß zu gewinnen. Die nördlichen Nationen Europas, an deren Spitze der Zar stehe, seien gewöhnlich friedliebend. Die Vereinigten Staaten seien gleich jenen dem Frieden zugetan. Ein gemeinsames Interesse am Fortschritt des Völkerrechts verbinde daher beide Teile. Insbesondere der Schutz der neutralen Schiffahrt gegen eine künftige Verletzung in Kriegszeiten müsse von allen Nationen anerkannt werden. Die Nation, die solche vertraglichen Bindungen verletze, solle der Sanktion des Ausschlusses vom Handelsverkehr mit allen andern unterworfen werden. Das waren sehr weitgehende, in eine ferne Zukunft weisende Ziele.

---

[20] Über den Brief nach den Jefferson Mss. *Laserson* 83 u. 103, der jedoch auf die internationalen Zusammenhänge nicht eingeht. Zu Jeffersons Bündnisplänen s. seine Briefe an den Staatssekretär, 25. 8.—11. 10. 1805, Writings, ed. Ford, VIII. 376 ff.

Jefferson war sich bewußt, daß die Vereinigten Staaten, da sie keinen Anteil an dem europäischen Kriege hatten, auch nicht am Friedensschluß teilzunehmen vermöchten. Umsomehr appellierte er an den Zaren als einen Schiedsrichter, der über die Grenzen einer einzelnen Nation hinaussehe und die Rechte des Abwesenden und Nichtvertretenen wahren werde[21].

So war anstelle der Erörterung innerer Reformen eine solche von Reformen des internationalen Rechts getreten. Ganz unerwähnt hatte allerdings Jefferson jene Frage nicht gelassen. Er ließ auch gleichzeitig durch den Konsul, der ihm eine Büste Alexanders gesandt hatte, zwei der besten Werke über die amerikanische Verfassung dem Zaren überreichen. Doch unverkennbar war die Gewichtsverschiebung. Der Brief stand in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu jenem Schreiben an James Monroe, in welchem es im Blick auf England hieß, daß keine zwei Länder auf Erden in so vielen Punkten ein gemeinsames Interesse und Freundschaft hätten und daß die Vereinigten Staaten wohl Frieden und strikte Neutralität wünschten, doch ein Übergewicht Englands auf dem Ozean einem solchen Frankreichs vorzögen. Monroe sollte eine Einigung mit England über die strittigen Seerechtsfragen herbeiführen. Abseits des europäischen Krieges stehend, glaubten die Vereinigten Staaten gleichzeitig den Zaren zur Sicherung des Völkerrechts auf See auffordern und die Beherrscherin der Meere zur freundschaftlichen Regelung der gleichen Fragen einladen zu können[22].

Rußland aber stand mitten in den europäischen Wirren. Noch bevor der Zar Jefferson antwortete, hatte er in Konkurrenz mit England Friedensverhandlungen mit dem offensichtlich übermächtigen Imperator eingeleitet. Doch ließ er sich schließlich auf den Abschluß nicht ein und verband sich wiederum mit England und nun auch mit Preußen zum weiteren Kampf gegen Napoleon. Hatten schon in den Verhandlungen mit Frankreich Seerechtsfragen keine Rolle gespielt, so mußten sie jetzt erst recht zurücktreten, da man mit England gemeinsam zum weiteren Kriege schritt[23].

So ging der Zar in seinem Brief an Jefferson vom 10. August 1806 auf dessen besondere Wünsche nur mit recht allgemeinen Wendungen

[21] *Jefferson*, Writings, VIII. 439 ff. Dazu für die Motive der Brief an Thomas Paine, 25. 3. 1806, ebd. 436 ff. In beiden Briefen spricht Jefferson von den zwei Männern (Bonaparte und Alexander), von denen er die Sicherung der Rechte der Neutralen erwarte. Doch ist im Brief an Paine auch von einem friedlichen Einvernehmen mit England die Rede.

[22] Writings, ed. *H. A. Washington*, New York 1854, V. 5 ff. (an Harris, 18. 4. 1806, u. an Monroe, 4. 5. 1806).

[23] *Ernst Heymann*, Napoleon und die großen Mächte 1806, Berlin 1910, insbes. 74 ff. 100 f. 134 f.

ein. Er dankte ihm eingangs für die Unterstützung seines inneren Reformwerkes und versicherte ihm, daß seine Absichten sich niemals ändern würden. Dann aber kam er auf die geplante Friedensordnung zu sprechen. „Ich täusche mich nicht über die Hindernisse, die sich der Wiederherstellung einer dem allgemeinen Wohl aller Nationen entsprechenden und gegen die Anschläge des Ehrgeizes und der Habgier genügend geschützten Ordnung entgegenstellen. Aber das Ziel ist zu erhaben und meinem Herzen zu teuer, als daß diese Hindernisse mich irre machen könnten. In ihrem Urteil über meine Anschauungen finde ich die stärkste Ermutigung für meine Bemühungen." Und er bat ihn um Fortsetzung des Briefwechsels[24].

Jeffersson hat offenbar den Brief erst im November 1808 empfangen[25] — auch eine Auswirkung des alle Verbindungen auf den Meeren in Mitleidenschaft ziehenden Kampfes im Zeichen der Kontinentalsperre. Die Verhandlungen mit England waren inzwischen unterbrochen worden, und der Präsident hatte zu der vermeintlich tödlichen Waffe des Embargos, der völligen Handelssperre gegen England gegriffen, da dieses in seinem Existenzkampf gegen Napoleon sich über die Rechte anderer Nationen hemmungslos hinwegsetzte.

Der amerikanische Präsident war trotz des Ausbleibens einer Antwort in seiner freundschaftlichen Gesinnung und seiner Bewunderung für den Zaren wie in der Gewißheit über dessen Beistand in den Völkerrechtsfragen nicht wankend geworden. So äußerte er sich gegenüber dem Journalisten Duane: Er kenne keinen trefflicheren Menschen, der sich so wie Alexander für die Menschheitsziele einsetze. Der Zar hege die besten Gesinnungen gegenüber den Vereinigten Staaten, und diese dürften ihn bei Friedensverhandlungen als ihren Freund ansehen. In den Fragen der Wiederherstellung gehe er mit England, in denen der Rechte der Neutralen aber mit Bonaparte und allen Mächten der Welt außer England, das niemals Frieden haben werde, es sei denn, daß es eine gerechte Ordnung des Seerechts unterschreibe. Rußland, so schloß Jefferson, sei die freundschaftlichste Macht auf Erden gegenüber Amerika[26].

Auch in Gesprächen mit dem Gesandten Napoleons machte Jefferson kein Hehl aus seiner leidenschaftlichen Verehrung für Alexander. So hatte Talleyrand im Dezember 1806 erfahren, daß die (zeitweilig) günstige Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber England wohl auf den Zaren zurückzuführen sei, daß dieser und „seine Wilden" im höchsten Ansehen ständen, ja daß die Bewunderung für Alexander geradezu an Delirium

[24] *Kozlovskij* 91 f.
[25] *Kozlovskij* 92 auf Grund einer Randbemerkung Jeffersons.
[26] Writings V. 139 f. (an William Duane, 20. 7. 1807). Ein ähnlich panegyrischer Brief an Harris vom 3. 8. 1807, bei *Kozlovskij* 33.

grenze und Jefferson zuversichtlich hoffe, mit Hilfe Rußlands seinen Plan eines Bundes zur Sicherung der Seerechte verwirklicht zu sehen[27].

Im Juni 1808 teilte der russische Kanzler und Außenminister, Graf Rumjanzew, dem amerikanischen Konsul in Petersburg die Ernennung Andreas Daschkows zum Generalkonsul in Philadelphia und Geschäftsträger bei der amerikanischen Regierung mit. Wenig später, am 29. August 1808, also noch vor Erhalt des Briefes Alexanders, kündete Jefferson dem Zaren die Ernennung eines Gesandten an. Er unterstrich, daß die Vereinigten Staaten sich der Verwicklung in die europäischen Allianzen und Wirren zu enthalten trachteten, doch die Freundschaft des Zaren als friedliebendes Volk suchten[28]. Wenn auch Jeffersons „einziger Sohn", wie William Short genannt wurde, wegen der Opposition des Senats nicht Gesandter wurde, so hat doch Jeffersons Nachfolger als Präsident, Madison, gleich nach seinem Amtsantritt 1809 die Ernennung eines anderen Gesandten, des Sohnes eines der „Väter" der Republik, John Quincy Adams, durchgesetzt. Adams war dem Verfasser der Unabhängigkeitserklärung in Verehrung verbunden. Auch der Zar errichtete bald eine Gesandtschaft in Washington. So geht die direkte diplomatische Verbindung zwischen Amerika und Rußland auf die briefliche Begegnung des Zaren mit Thomas Jefferson zurück. Diese aber fand mit Jeffersons Abgang ein Ende.

IV.

Fragen wir zunächst nach dem Ergebnis der Zwiesprache für die inneren Reformen Rußlands, die anfangs im Vordergrund standen. Die ersten Reformen, insbesondere die Versuche einer Einschränkung der Leibeigenschaft und die Errichtung der Ministerien anstelle der älteren Kollegien, im Zeichen einer sehr beschränkten Gewaltentrennung, erfolgten, bevor nur das Band zu der Republik über dem Ozean geknüpft worden war. Doch auch für den Entwurf der Verfassungsgesetze des Russischen Reiches von 1804 müssen wir einen Einfluß bezweifeln. Der Entwurf, den der Sekretär der Gesetzgebungskommission, Baron Rosenkampf, verfaßte, folgte, soweit nichtrussische Quellen in Frage kommen, Montesquieu, der deutschen Rechtswissenschaft, die mehrere „Korrespondenten" stellte, und dem Preußischen Allgemeinen Landrecht. Die späteren Re-

[27] *Henry Adams*, History of the United States 1801—1817, New York 1889, III, 425 (Turreau an Talleyrand, 12. 12. 1806).

[28] *Laserson* 103. Jefferson, Writings V. 358. Die damals von Jefferson ausgesprochene Ablehnung einer dritten Wahl zum Präsidenten, die die Tradition einer höchstens zweimaligen Präsidentenwahl sicherte, wurde vom Zaren und seinen Ministern offen bedauert. *John C. Hildt*, Early diplomatic negotiations of the United States with Russia, Baltimore 1906, 37.

formen und Reformentwürfe des hochtalentierten Michael Speranskij aus den Jahren 1809/11 nahmen sich allgemein die Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts und im besonderen, nachdem Speranskij zunächst an englische Institutionen anknüpfen wollte, das napoleonische Frankreich zum Vorbild, vor allem für den Reichsrat, der sich ein Jahrhundert lang als oberstes Beratungsgremium der autokratischen Monarchie erhalten sollte[29].

In den russischen Adelskreisen weit über den Mitarbeiterstab des Zaren hinaus wurde die Frage, ob die Reformen im englisch-konstitutionellen oder im französisch-napoleonischen Sinne durchgeführt werden sollten, viel diskutiert. Vom amerikanischen Vorbild war offenbar nicht die Rede. Die erwachende russische Reaktion aber lehnte alle fremden Einflüsse ab. Karamsin, der führende Historiker, verwies in seiner Denkschrift an den Zaren „Über das alte und das neue Rußland" vom Jahre 1811 auf die hohen Traditionen der Selbstherrschaft und kritisierte scharf die Reformen, die durchgeführt würden, „als ob wir erst unlängst aus den dunklen Urwäldern Amerikas herausgetreten wären".[30]

In dieser letzteren Kritik des Historikers stak ein richtiger Kern. Wenn Alexander und seine jugendlichen Freunde, wenn die älteren Freiheitsmänner, insbesondere Laharpe, auf das Beispiel des fernen Staatswesens blickten, so wünschten sie zu einem völlig Neuen, von alten europäischen Traditionen und Komplikationen Unberührten vorzustoßen, das eben dem von solchen hemmenden Gewichten unbelasteten Rußland ein gemäßeres Vorbild zu sein vermöchte. Ausgangspunkt ihrer Wendung zu Amerika war die bittere Enttäuschung über die Entwicklung in Frankreich, das in der Revolution einen so kühnen Vorstoß zu einem freiheitlichen Staatsaufbau unternommen hatte, nun aber mehr und mehr in die

[29] *A. N. Makarov*, Entwurf der Verfassungsgesetze des Russ. Reiches von 1804, Jahrbücher f. Kultur u. Gesch. d. Slaven N. F. II, 205 ff., u. ders., Zur Gesch. d. Verwaltungsreform Speranskijo von 1810/11, ebd. N. F. III, 449 ff. *Reinhard Maurach*, Der russische Reichsrat, Berlin 1939, 59 ff. Nach freundl. Mitteilung von Prof. *Makarov* ist auch in den Reformen Speranskijs ein amerikanischer Einfluß unwahrscheinlich. Immerhin wäre einmal eine eingehende Untersuchung über den ganzen Komplex zu wünschen. — Die jüngste Untersuchung von *Laserson* 84 ff. weist wohl mit Recht darauf hin, daß die europäischen Reformer in der amerikanischen Verfassung vor allem die Grundrechte, die Gewaltentrennung und die Föderation verwirklicht sahen. Die beiden ersteren kehren in den Plänen Speranskijs wieder. Ob aber hier ein dominierender amerikanischer Einfluß anzunehmen ist, scheint mir zweifelhaft. Die Forderungen waren Gemeingut der Reformbewegungen in Europa, und es müßte erst im einzelnen gezeigt werden, ob Speranskij sich an das amerikanische Beispiel hielt, dessen Förderationsprinzip er zugunsten eines offenkundigen Zentralismus ablehnte.

[30] *Gitermann* II. 324 f. (Anglo- und Gallomanen). *Stählin* III. 185 (Karamsin). Über diesen eingehend *A. N. Pypin*, Die geistigen Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1894.

Zwangsherrschaft zurückfiel. Die englischen Institutionen aber, zu denen sich mehrere Mitglieder des geheimen Komitees durch ihren längeren Aufenthalt in London hingezogen fühlten, schienen zum mindesten Laharpe, der die Brücke nach Amerika schlug, rückständig. Sie haben in den Reformen Alexanders auch nur eine geringe Rolle gespielt.

Jefferson hatte vor jeder Übereilung des staatlichen Umbaus gewarnt: Die Reform sollte allmählich durchgeführt werden. Dieser Ratschlag kam ungewollt der Neigung zur Unentschiedenheit, zum Ausweichen in Alexanders fast weiblichem Charakter entgegen. Daraus entsprang das Ungerade und Schillernde, ja unaufrichtig Scheinende in seinem Planen und Handeln. Doch auch die ungemeinen Schwierigkeiten, die sich einer Reform der russischen Autokratie entgegenstellten, die Rücksichten, die Alexander auf das ganze soziale Gefüge seines Reiches nehmen mußte, dürfen nicht vergessen werden. Entscheidend aber für das Scheitern der ersten Reformperiode war das Schwergewicht der äußeren Politik im Zeichen Napoleons, die das Reformwerk hintanzusetzen gebot.

So schien der Versuch, amerikanische Einrichtungen zum Vorbild zu nehmen, wirkungslos gewesen zu sein. Doch die amerikanischen Ideen, die hier zum erstenmal zu den führenden Kreisen Rußlands gelangten, bildeten eine Saat, die nicht ohne Früchte bleiben sollte. Zwei führende Komiteemitglieder knüpften in der Folgezeit an eine Grundform des amerikanischen Staatswesens, an den Föderalismus, an. Mochten bei Fürst Adam Czartoryskis Plänen einer slawischen Föderation aus dem Jahre 1807 auch nationalpolnische Wünsche die Triebfeder sein, so darf doch wohl auch, wie wir noch sehen werden, an einen Einfluß amerikanischer Ideen gedacht werden. Erwiesen sind diese für den Verfassungsentwurf Nowossilzews aus den Jahren 1818—1820. Der Entwurf unterschied sich von allen bisherigen durch seinen föderalistischen Charakter. Rußland sollte in 12 Statthalterschaften aufgeteilt werden, deren jede — entsprechend dem Reichsrat und der Duma für das Gesamtreich — einen Rat und einen Landtag erhalten sollte. Der Zar blieb allerdings Mittelpunkt aller Machtbefugnisse[31].

Der Entwurf Nowossilzews wurde von Alexander nie unterzeichnet. Wohl gebot dieser, den Verwaltungsplan in einem Generalgouvernement zu erproben. Doch die „Verfassung" wurde nicht verwirklicht. Das Za-

[31] *Georges Vernadsky,* La charte constitutionnelle de l'empire russe de l'an 1820, Paris 1933, 15. 42 ff., 159 ff., und neuerdings ders., Le plan français et le plan américain dans les réformes et les projets de réforme en Russie à l'époque d'Alexandre I, Cahiers d'hist. de la Rév. franç., Nr. 1 (auch Review of politics, Jan. 1947).

renreich ist nie über föderalistische Ansätze hinausgekommen. Sie widersprachen seinem Grundgefüge[32].

Dieses Versagen in der Reform, die zuletzt an das amerikanische Vorbild anknüpfte, ist die Ursache, warum beim Tode Alexanders 1825 die erste russische Revolution, wie der Dekabristenaufstand genannt worden ist, ausbrach. In dem bedeutendsten Verfassungsentwurf der Dekabristen, dem föderalistischen Nikita Murawiews, finden wir Spuren des Projektes aus dem Kreise des Zaren. Von einem der Mitarbeiter Nowossilzews gingen persönliche Fäden zu einigen Dekabristen. Doch die Dekabristen richteten auch selbst ihr Augenmerk auf die amerikanische Republik. Fortan sollte die radikale und revolutionäre Bewegung Rußlands bis weit in das späte 19. Jahrhundert hinein, bis nahe an das Durchbrechen des Marxismus in Rußland, in den Vereinigten Staaten das Beispiel für ihr umwälzendes Wunschbild sehen. Das Vorbild der fernen Republik wurde ein Ferment der Dekomposition des Zarenreiches[33].

V.

Napoleons Griff nach der Monarchie, der sich im Konsulat auf Lebenszeit ankündigte, hatte das Verdikt des jungen Zaren wie des Präsidenten gegen sich heraufbeschworen.

Gebot auch die Neutralität der Vereinigten Staaten Jefferson, aus seinem Verdikt keine außenpolitische Folgerung zu ziehen, so ist doch seine Stellungnahme über die „Entartung zum unbegrenzten Despotismus" eindeutig gewesen. Er hat wohl bezweifelt, daß der Korse nach dem Verkauf Louisianas 1803 den Vereinigten Staaten noch zu schaden vermöge. Doch das änderte nicht sein Urteil über die „Anmaßung in Wort und Tat", die die Staaten nie anerkennen könnten. Er hat später erklärt: Kein Amerikaner wünsche, daß „Bonaparte" (wie er kennzeichnend vorzog, statt Napoleon zu sagen) Rußland erobere und der ganze Kontinent Europas zu seinen Füßen liege. Dann würde auch, meinte er, England dem Korsen zufallen. Das amerikanische Interesse könne nicht sein, daß Europa in eine einzige Monarchie verwandelt werde. Die Herrschaft einer fremden Macht über Rußland bedeutete also für Jefferson die von Amerika verabscheute Unterwerfung Europas. Das waren Gedanken, die auch in eine ferne Zukunft wiesen[34].

[32] *Boris Nolde,* Réflexions sur le développement polit. de la Russie, Monde Slave N. S. IV. 2. 363.

[33] Die Nachweise für diese weitere Entwicklung wird mein Buch geben.

[34] S. etwa Writings, 1854, IV. 315 f. (23. 1. 1800). 322 (an Samuel Adams, 26. 2. 1800). V. 601 (an Barlow, 22. 7. 1811). VI. 283 (an Th. Lieper, 1. 1. 1814). Writings, ed. *Ford,* IX. 287 (an W. Duane, 13. 11. 1810, mit kennzeichnender Kontrastierung des reformfreundlichen und den Vereinigten Staaten wohlgesonnenen Zaren gegenüber Napoleon, der Amerika und seine Regierung, die „a living libel on his" sei, hasse). 349. 461 (an John Adams,

Alexander konnte und wollte erst recht keine dauernde Vorherrschaft Napoleons in Europa dulden. Sogar in der Zeit der Freundschaft nach dem Tilsiter Frieden wird trotz aller Bewunderung des überragenden Mannes der innere Vorbehalt gegolten haben. Wenn schon aus einer bedrückenden Nähe der allerdings viel kühlere bayerische Staatsmann Montgelas das Regime des Korsen als „temporär" ansah, so erst recht trotz seines Gefühlsüberschwanges Alexander von der Distanz und Weite seines Reiches aus. Bereits in Erfurt verglich er Napoleon dem Bergstrom, den man vorüberrauschen lassen müsse. Er wußte nun, daß für ihn und den Imperator zusammen in Europa kein Platz sei und früher oder später der eine weichen müsse[35].

Der alte Mentor Laharpe hatte ihn unaufhörlich vor dem neuen „Tschingis Khan" gewarnt und auf Machiavellis und Montesquieus Lehren verwiesen. Er verzweifelte manchmal an seinem Zögling, fürchtete Zeiten wie die des Untergangs der antiken Welt und hatte nur noch die Hoffnung, daß die europäische Kultur in Amerika (wenn Napeleon nicht auch dieses noch unterwerfen sollte) oder Neuseeland neu erstehen werde. Schwieg auch der Zar in den Jahren des französischen Bündnisses, so wird die Mahnung des verehrten Erziehers doch nicht ohne Wirkung geblieben sein, da sie mit andern Warnungen und insbesondere mit der Lehre der Geschehnisse zusammentraf[36].

So waren sich Jefferson wie Alexander wohl zeitlebens aus ihren letzten Idealen heraus der Distanz zu dem großen Gewaltmenschen bewußt. Wir wollen allerdings nicht vergessen, daß den einen zeitweise die Interessen seines Landes, den andern die Interessen wie die überschwengliche Begeisterung und die autokratischen Instinkte auf den Weg zu Napoleon wiesen. Doch dessen expansives Gewaltsystem war beiden auf die Dauer verhaßt.

In den Jahren, da Alexander die Begegnung mit Jefferson suchte, hat er auch ein außenpolitisches System verfochten, das von einem beiden

---

5. 7. 1814). 500. 505 f. 519 (an Th. Leiper, 12. 6. 1815). 525 (an Mazzei, 9. 8. 1815). In den beiden letzteren Urteilen sieht er im Napoleon der Hundert Tage den Verfechter der Völkerfreiheit gegen die monarchische Allianz, doch betont er seine frühere Verdammung des Eroberers und Tyrannen. Weitere Urteile bei *Bernard Mayo*, Jefferson himself, Boston 1942, 247. 277. 308. Jefferson mißtraute Bonaparte von früh an, aber erst nach dem Konsulat auf Lebenszeit fiel das Verdikt.

[35] Montgelas 1806, bei *E. Hölzle*, Württemberg im Zeitalter Napoleons, Stuttgart 1937, 47. Über Tilsit siehe die vorsichtige Abwägung von *Stählin* III. 126 f.; ebd. 148 die Äußerungen aus der Erfurter Zeit.

[36] *Boethlingk* 101 („Chingischan", 1804), 127 (Montesquieu u. Machiavell, 1807), 158 (Untergang und Amerika, wohl 1808/09). *Boethlingk* gibt leider selten genaue Daten der Briefe.

gemeinsamen Ideengrund ausging. Der Machtaufstieg Napoleons hatte ihn eben in die Bahnen einer aktiven Außenpolitik gedrängt. Er beschritt diese Bahnen mit dem Ziel, den durch die mächtigen Revolutionsideen gewonnenen Vorsprung der französischen Politik einzuholen, ja zu überrunden durch eine Politik der Befreiung der Völker. Diese sollte zum Aufbau eines konföderierten Europas und eines neuen Völkerrechts führen. Bereits 1802 hieß es einmal in einer Depesche des russischen Außenministeriums, daß „jedes freie Land das Recht habe, sich eine Regierungsform zu wählen, die seiner Lage, seinem Boden und den Sitten seiner Bewohner entspreche", und diese Andeutung des Selbstbestimmungsrechts der Völker von seiten der östlichen Autokratie war zugunsten der Schweiz an das freiheitliche England gerichtet. In der Instruktion für den vertrauten Sondergesandten Nowossilzew vom September 1804 fand das (gewiß noch reichlich unklare und mit Legitimitätsgedanken wunderlich gemischte) Nationalitätsprinzip als Friedensordnung programmatischen Ausdruck. Neben der geographischen Geschlossenheit und dem Zugang zum Meere sollte jeder Staat „aus gleichartigen Völkern" zusammengesetzt sein, „die zueinander passen und mit der Regierung, die sie regiert, zusammenstimmen". Hier war, wie der Biograph Alexanders, Waliszewski, gesagt hat, Woodrow Wilson vorweggenommen. Die europäische Föderation sollte das Reformwerk krönen. Der Zar zögerte nicht, in jener Einleitung zum englisch-russischen Pakt der Dritten Koalition auch eine freiheitlichere Gestaltung des Seerechts zu fordern[37].

Geistiger Urheber jener Instruktion war der Italiener Scipione Piattoli, der über den damaligen russischen Außenminister Czartoryski Einfluß auf den Zaren gewonnen hatte. Er schlug eine Neuordnung Europas nach nationalen Gesichtspunkten vor, im Zeichen einer Selbstbestimmung der Völker. Und er wollte ein gerechtes Seerecht als eines seiner Lebensziele verwirklichen. Auch an der Gesetzgebungskommission Alexanders nahm er als Korrespondent teil. In seiner Frühzeit hatte er sich für das große Beispiel der Vereinigten Staaten begeistert. Später, noch während des Dritten Koalitionskrieges, trat er in einer Denkschrift für eine Verbindung des nationalen mit dem föderativen Prinzip ein. Er forderte ein

[37] *Martens*, Recueil des traités conclus par la Russie, XI 67 (russ. Außenmin. an den Gesandten in London, Semen Woronzow, 6. 11. 1802 a. St.). Instruktion vom 11. 9. 1804, Mémoires du prince Adam Czartoryski, Paris 1887, II. 27 ff. *Hildegard Schaeder*. Die dritte Koalition und die Heilige Allianz, Osteurop. Forschungen N. F. 16, Königsberg 1934, 29 ff. *K. Waliszewski*, Le règne d' Alexandre Ier, Paris 1923, I. 145. Nach *N. Brian — Chaninov*, Alexandre Ier et la paix, Revue d'histoire dipl. 1933, 293 ff., war das Projekt durch die Mitglieder des geheimen Komitees Alexanders inspiriert.

föderatives System für die slawischen Völker, worin ihm dann Czartoryski folgte. Piattoli war der Freund Filippo Mazzeis[38].

Gewiß darf hier kein direkter Einfluß generell vermutet werden. Doch liegt bei den föderalistischen Projekten das amerikanische Vorbild nahe. Die Männer, die das Freiheits- und Friedensideal so eindringlich vertraten, sahen bejahend auf die Prinzipien, die das amerikanische Staatswesen in der Welt vertrat.

Jeffersons Ideen der Selbstregierung, wie wir sie eingangs skizzierten, kehren hier wieder, nunmehr allerdings nicht mehr in der abstrakt anmutenden Form einer allgemeinen Menschheitsbeglückung, sondern eingetaucht in den bluthafteren Gedanken der Ordnung der Nationen. Die gewaltsame Unterdrückung der Völker durch den Korsen hatte den nationalen Gedanken sehr viel elementarer durchbrechen lassen, als es die von nationalen Gegensätzen unbeschwerten amerikanischen Verhältnisse nahelegten. Die Föderation, die drüben mehr die individuellen Rechte sichern sollte, wurde hier zur Sicherung, Ordnung und Befriedung nationaler Rechte übernommen.

Davon war allerdings in dem Briefwechsel Alexanders mit Jefferson, auch im Zarenbrief vom 20. August 1805, nicht die Rede. Doch dürfen wir als gesichert annehmen, daß Alexander sich in den Plänen seiner Friedensordnung mit Jefferson einig glaubte. Wohl standen die Vereinigten Staaten abseits, fernab von dem Kampf der Dritten Koalition gegen Napoleon, doch im Geiste waren sie von Alexander einbezogen in den Ring um den Zerstörer des Friedens und der Freiheit Europas.

Jefferson anerkannte denn auch in seiner Antwort, daß der Zar das allgemeine Gute der großen europäischen Familie im Auge habe. Aus der Friedensliebe Rußlands wie der Amerikas zog er den Schluß eines gemeinsamen Interesses — an den Rechten der Neutralen auf hoher See. Damit aber kam er auf das Hauptanliegen seines Landes zu sprechen, das gleicherweise gegenüber Napoleon wie gegenüber England galt. Daß nur das letztere in dem Schreiben Jeffersons gemeint war, schließt schon die zeitliche Nähe des Schreibens an Monroe aus. Doch England sollte in den folgenden Jahren, den letzten Präsidentschaftsjahren Jeffersons, der Hauptgegner werden.

Die Freiheit der Meere war ein alter russischer Grundsatz. Schon Boris Godunow sprach vom „Gottesweg, dem offenen Meer", und die

[38] *A. Thiers*, Histoire du Consulat et de l'Empire, Paris 1845, V. 320 ff. (Aufzeichnungen Piattolis aus den Jahren 1803/04). *Alessandro d'Ancona*, Scipione Piattoli e la Polonia, Firenze 1915, 161 (Denkschrift). 348 (Seerecht) u. *H. Schaeder* 12. 20 (Denkschr. über die slaw. Föderation). *Richard C. Garlick*, Philip Mazzei, Baltimore 1933, 62.

bewaffnete Seeneutralität Katharinas II. und Pauls I. hatte dem Grundsatz Geltung zu verschaffen versucht. Der Kreis um Alexander sah in ihm zudem eine der Freiheitsidee entsprechende Forderung.

Der Zar konnte allerdings wohl kaum auf die amerikanischen Wünsche eingehen, solange er mit England zusammen gegen Napoleon im Kampfe stand und daher auf die vorherrschende Seemacht Rücksicht nehmen mußte. Aber im bald folgenden Bündnis von Tilsit verband er sich mit Napoleon, daß das Inselreich die gleiche und vollkommene Unabhängigkeit der Flaggen aller Nationen anerkennen müsse. Da dieses den Existenzkampf gegen die Kontinentalsperre brutal und ohne Rücksicht auf die Neutralen durchfocht, geschah es denn, daß der Kriegserklärung des Zarenreiches an England gemäß dem napoleonischen Bündnis nur wenige Wochen später, Ende 1807, das Embargo Jeffersons gegen das englische Mutterland folgte. Nun waren Rußland und Amerika in der gleichen Gegnerschaft und dem gleichen Ziele der Freiheit der Meere geeint.

Dies war die gemeinschaftliche Grundlage, von der das diplomatische Zwiegespräch der beiden Mächte nach Jeffersons Abgang ausging. Scheinbar rückte es die Vereinigten Staaten auch in die Nähe des Verbündeten Rußlands: Napoleon.

Doch der übermächtige Zwang und Druck des verschärften Kontinentalsystems sollte bald eine Wendung herbeiführen. Die wirtschaftliche Not Rußlands und dessen amerikanischer Handel, der im Gefolge der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen rapid angewachsen war, bildeten den Ausgangspunkt für den Bruch des Zaren mit der Kontinentalsperre. Den Edikten von Trianon und Fontainebleau trat am Ende des gleichen Jahres 1810 der Ukas des Zaren über die russischen Schutzzölle und den amerikanischen Handel entgegen, der das erste Signal der Wendung gegen Napoleon gab[39]. Dies war von Washington aus gesehen eine unbeabsichtigte, wenn auch nicht ungern hingenommene Folge des Handels mit Rußland. Der Handel hatte den Interessen der Vereinigten Staaten und des Zarenreiches entsprochen. Das wirtschaftliche Band zwischen beiden Nationen, das solche Auswirkungen haben sollte, war aber auch durch die freundschaftlichen Gesinnungen zwischen beiden Mächten geflochten worden.

Auch das Zusammentreffen der beiden Kriege von 1812, des russisch-französischen und des amerikanisch-englischen, hat an dem guten Verhältnis der beiden jüngeren Mächte nicht zu rütteln vermocht. Der Zar tat alles, um die Vereinigten Staaten aus einem Zusammengehen mit Napoleon gegen England herauszuhalten, und zwischen den angelsächsi-

[39] Den Nachweis hoffe ich in meinem Buch zu führen. Vorläufig s. *E. Tarle*, Rußland und die Kontinentalsperre, Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. 94, 1933, 70 ff., der allerdings nur auf franz. Quellen fußt.

schen Staaten zu vermitteln. Die amerikanisch-russische Gemeinschaft gegenüber den beiden älteren vorherrschenden Mächten war beiden Teilhabern bewußt. Sprach der russische Kanzler Rumjanzew, wohl im Sinne Alexanders, von den „Rasenden zu Land und zur See", so wollte der ehemalige Präsident Jefferson die „See- und Landmonstren" zerstört wissen[40].

Die Begegnung der beiden führenden Männer hatte also die gemeinsame Distanz zu Napoleon wie zu England bewußt werden lassen. In allem Wechsel der Koalitionen und Konstellationen blieb doch die gleiche Zielrichtung in jenen Fragen des Völkerrechts auf See.

Eine internationale Sicherung dieses Rechts ist allerdings weder auf dem Wiener Kongreß noch in den Genter Friedensverhandlungen durchgesetzt worden. Vergebens haben die Amerikaner gehofft, daß der Zar ihre Wünsche gegenüber den europäischen Mächten vertreten werde. Sie mußten am Verhandlungstisch mit dem übermächtigen England selbst auf jene verzichten. Erst viel später, nach dem Krimkrieg, wurde in der Pariser Deklaration von 1856 ein erster Schritt dazu getan. Auch wenn die Russen als Besiegte des Krieges hier nicht die Führung hatten und die Vereinigten Staaten sogar den Beitritt ablehnten, so haben doch beide Mächte durch ihre jahrzehntelange und gerade auch im Krimkrieg verfochtene Haltung sehr erheblichen Anteil an der Deklaration gehabt.

Diese späte Frucht kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Einverständnis in den völkerrechtlichen Zielen z. Zt. Napoleons ohne unmittelbares Ergebnis war. Auch das Zusammenstehen gegen den Eroberer, das Alexander in seinen Briefen im Sinne haben mochte, hat sich erst spät und nur insoweit ausgewirkt, als die handelspolitische Gemeinschaft dem Zarenreich den Absprung von der Kontinentalsperre ermöglichte und zu dessen folgenschwerem Zusammenstoß mit Napoleon beitrug.

Die Gemeinschaft in den Ideen einer internationalen Ordnung, wie sie sich in den Plänen Piattolis und des Kreises um den Zaren wie im Briefwechsel Alexanders und Jeffersons manifestierte, hatte keine feste Form angenommen. Der amerikanische Grundsatz der Enthaltsamkeit

[40] *J. Q. Adams*, Writings, New York 1913, IV. 91 (an Staatssekr. Monroe, 15. 6. 1811: „des enragés de mer comme de terre"). *Jefferson*, Writings, Washington 1903 f. XIV. 145 f. (an John Adams, 5, 7. 1814). Dazu die merkwürdige Stelle in einem Brief an Dr. Jones, 5. 3. 1810: „Every government but one on the continent of Europe, demolished, a conqueror roaming over the earth with havoc and destruction, a pirate spreading misery and ruin over the face of the ocean. Indeed, my friend, ours is a bed of roses. And the system of government which shall keep us afloat amidst the wreck of the world, will be immortalized in history ... happily for us, the Mammoth cannot swim, nor the Leviathan move on dry land" (Writings, 1853, V. 511).

gegenüber der europäischen Politik stand dem entgegen. Auch waren die russischen Ansätze zu einer europäischen Ordnung unter den wuchtigen Schlägen Napoleons zurückgestellt worden. Als der Zar sie nach der Niederwerfung des Korsen in der Heiligen Allianz wieder aufnahm, entwickelte sich wohl ein — wir dürfen sagen — weltgeschichtlich bedeutsames Zwiegespräch mit der jungen Macht über dem Ozean, das in der Monroedoktrin gipfelte. Doch das Zwiegespräch deckte nur die Abgründe zwischen beiden Mächten auf. Jefferson, der „im Buch der Könige" seiner Zeit allein dem Zaren bis in die Jahre der Heiligen Allianz hinein die Verehrung bewahrt hatte, schnitt nun das Tischtuch zwischen sich und ihm entzwei. Er sah in dem Bund den Versuch, die Menschen auf ewig an die Knechtschaft barbarischer Zeiten zu binden und wünschte ihn schließlich zur Hölle[41].

Sollen wir über diesem Versagen des Zaren vergessen, daß die Ideen einer internationalen Ordnung, sei es in den Andeutungen des Selbstbestimmungsrechts und der Föderation der Völker, sei es im Programm der Freiheit der Meere, fortwirkten und schließlich mehr oder minder Gestalt gewannen? Auch sie haben, während die Vereinigten Staaten ihnen weiterhin anhingen und sie großenteils verwirklichten, in Rußland teilweise einen ähnlichen Wandel ihrer Träger erlebt, wie die föderalistische Idee im Innern. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, dessen Anklänge wir in Aktionen des zarischen Außenministeriums feststellten, wurde zum außenpolitischen Prinzip der radikalen Oppositionsbewegung gegen das Zarenreich. Michael Bakunin und seine russischen Gesinnungsgenossen haben es, kaum daß es in den nationalen Freiheitskämpfen Europas der 60er Jahre des Jahrhunderts formuliert worden war, zugespitzt zum Recht auf Lostrennung eines jeden Volkes. In der Selbstzersetzung des Zarenreichs näherte sich die neoslawistische Politik eines Sazonow jenen Ideen und steuerte dadurch in den ersten Weltkrieg, der das Zarenreich umstürzen sollte. Lenin aber hat das radikale Prinzip als Gegengift dem amerikanischen entgegengesetzt und weit in alle Erdteile getragen[42].

---

41 Writings, 1853, V. 515 (an Gouverneur Langdon, 5. 3. 1810: Alexander als Ausnahme unter den Königen). Noch 1816 glaubte er an Alexanders „guten Charakter", trotz des Abscheus vor dem Wiener Kongreß und dessen Unterdrückung freier Völker (an Dr. Logan, 23. 7. 1816, Writings, 1853, VII. 20). Die zitierten Stellen aus den Briefen an Harris, 12. 12. 1818 *(Kozlovskij* 94) und an Th. Lieper, 3. 4. 1824 (Writings, 1892, X. 298 f.).

42 Die Entwicklung der Idee des Selbstbestimmungsrechts in der Geschichte der amerikanisch-russischen Begegnung gedenke ich in einer besonderen Studie zu behandeln.

VI.

Von den hochfliegenden Zielen des Briefwechsels zwischen Alexander und Jefferson wurde zu jener Zeit keines erreicht.

Und doch ist die Begegnung der zwei Männer historisch hochbedeutsam geworden. Sie hat die beiden künftig vorherrschenden Weltmächte zum erstenmal zusammengeführt. An ihrem Eingang steht der gewaltige Eroberer und Zertrümmerer der alten kontinentaleuropäischen Staatenwelt. Die Enttäuschung über seinen Verrat an der Freiheit hat die Führenden Amerikas und Rußlands aufeinander blicken lassen. Der Kampf auf Leben und Tod zwischen ihm und dem seebeherrschenden England hat die beiden Mächte um das Panier der Freiheit der Meere geschart. Napoleon hatte die Welt in sein Planen einbezogen, doch er hat nicht weit über Europa hinauszugreifen vermocht. Wenn ihn dieses, wie er gelegentlich gestand, auch langweilte, so blieb er ihm doch verhaftet. Die in seinem Emporkommen sich offenbarende Gefahr aber hat schon wahrhaft globale Auswirkungen gehabt. Denn für die beiden jüngeren Mächte war Europa das Zentrum der Welt und, wer Herr in ihm wurde, bedrohte die Welt.

Von da an traten Amerika und Rußland in ein Zwiegespräch, in ein Freundschafts- und Spannungsverhältnis, das über dem Wechsel der Zeiten wohl dann und wann erschlaffen konnte, aber nie mehr abgebrochen ist, sondern immer weitere Gebiete und schließlich die ganze Welt in ihre Kreise zog.

Eine Gruppe von freiheitlich gerichteten Männern hat das Band geflochten, und um sie herum haben andere im gleichen Sinne gewirkt. Es war ein recht internationaler Kreis: der Schweizer Laharpe, die Italiener Mazzei und Piattoli, die gleichzeitig für die Sache des untergehenden Polens eingetreten waren, der Pole Czartoryski, die Engländer Stone, Priestley und Cooper, die sich dem freiheitlichen Amerika zuwandten, die Russen Stroganow und Nowossilzew, der Amerikaner Joel Barlow: Männer, die aus entmachteten Ländern Europas kamen, zu neuen Ideen der Völkerordnung vorstießen und in deren Zeichen gleichzeitig ihrem Vaterland zur Freiheit verhelfen wollten, oder Männer, die den noch freien Nationen zugehörten und gleichfalls einem übernationalen Ziel zustrebten. Sie scharten sich um jene beiden Staatshäupter, die der Freiheit den Einsatz ihrer Macht zu weihen versprachen. Hier war noch reichlich unwirklich, den Brückenbogen für die damalige Zeit zu weit spannend, angedeutet, was bald lebensnahe, kämpferische Wirklichkeit werden sollte: als der mächtigste Geist, der Freiherr vom Stein, sich zu Beginn des Entscheidungskampfes zwischen Napoleon und Rußland in das

Lager des Zaren begab und um der Freiheit Europas und Deutschlands willen Alexander zum Sturze Napoleons mitriß.

Jener frühe Kreis von Freiheitsmännern verband die Ursprungsideen der Revolution mit dem Geiste des aufgeklärten Absolutismus, im Sinne der gemäßigten Freiheit gegen den plebiszitären Cäsarismus und Despotismus eines die innere und äußere Freiheit der Völker auslöschenden Usurpators. Der Kreis suchte der Freiheit eine Stätte zu sichern in den noch nicht unterjochten jungen und fernen Reichen. Er wollte diese einen auch um der Freiheit Europas willen. Dem „allgemeinen System" des Korsen „in Europa" sollte eines der Freiheit der Menschen und Völker entgegenstehen. Dies Hochziel hat nur recht wenig umrissene, schwankende und enttäuschende Gestalt angenommen.

Der gewaltige Kampf der Beherrscherin der Meere gegen Napoleon hat die sich bildende Gemeinschaft der jüngeren Mächte abgelenkt und sich nicht festigen lassen. Die junge amerikanische Republik war zu schwach und zu abseits, um sich in Europa aktiv einzusetzen. Der Zar versagte schließlich in Schwächlichkeit und ließ sein Reich zur Vormacht der Reaktion werden. Ein tiefer Schatten legte sich gerade von Osten her über Europa. Die Ideen, die hier angerufen worden waren, haben auf die Dauer sich als dem Zarenreich ungemäß erwiesen und eine conversio rerum von weltbewegendem Maße eingeleitet und vorangetrieben.

Aber, wer der Geschichte und ihrem Sinne nachspürt, wird über dem Bruchstückhaften wie über den Kehrseiten den ungemeinen Impuls jenes Frühlings einer weltweiten Freiheit nicht vergessen dürfen, in deren Zeichen sich Alexander und Jefferson begegneten.

Die Kavaliersreise Carl Augusts von Weimar nach Paris*

Ein Kulturbild aus dem Rokoko

von Willy Andreas

Kavaliersreisen, um sich letzten weltmännischen Schliff anzueignen und den Horizont zu erweitern, gehörten zu den beliebtesten Erziehungsmitteln des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts und der herrschenden Kreise. Auch die kluge Herzogin Anna Amalia von Weimar gewährte ihren beiden Söhnen einen solchen Aufenthalt in der Fremde. Es geschah freilich erst nach einigem Sträuben, denn ungern ließ die besorgte Mutter die jungen Leute von ihrer Seite. Carl August, der ältere der Prinzen, dem der Thron des frühverstorbenen Vaters winkte, war ein lebensvoller, aber reichlich unfertiger Jüngling von achtzehn Jahren, als er die Reise antreten durfte, auf der er unterwegs, in Frankfurt und in Mainz, zum ersten Male mit Goethe zusammentraf und größtes Gefallen an ihm fand. Herr von Knebel, der für die neuere Literatur sehr eingenommene Erzieher des jüngeren Bruders Constantin, hatte die Begegnung herbeigeführt; sie sollte sich als schicksalsvoll für Goethe, Carl August und Weimar erweisen. In Karlsruhe, am Hof des braven, recht gebildeten Markgrafen Karl Friedrich von Baden, wo es tugendhaft, aber langweilig zuging, vollzog der Erbprinz, wie es von den geschäftigen Händen eifriger Heiratsdiplomaten eingefädelt war, seine Verlobung mit Luise von Hessen-Darmstadt. Sie war eine blutjunge, feinempfindende, etwas gehemmte Dame, die den Vorzug hatte, die schöngeistigen Neigungen ihres Bräutigams zu teilen.

Dann begab sich, wie vorgesehen, die kleine Gesellschaft, zu der außer den beiden Prinzen und ihrem Gouverneur, dem Grafen Görtz, der Stallmeister von Stein, Hauptmann von Knebel und Leibchirurgus Engelhardt gehörten, nach Straßburg, wo man sich einige Wochen umtat und zusehends immer wohler fühlte. Denn es fehlte in der behaglichen,

---

* Die vorliegende Studie wurde Erich Rothacker (Bonn) zum 60. Geburtstag (12. 3. 1948) als Beitrag zu der ihm überreichten, bisher ungedruckten Festgabe gewidmet.

vergnügten Stadt, die gern von Reisenden und Dauergästen aufgesucht wurde, weder an belehrenden Eindrücken noch an Zerstreuungen für Geist und Herz. Den Prinzen kam der Appetit beim Essen. Nun sich ihnen schon ein neues Stück Welt erschlossen hatte, wollten sie noch mehr von ihr sehen. Auch ihr Hofmeister Görtz, der freilich mit der durchlauchtigsten Frau Mutter nicht immer in bestem Einvernehmen stand, holte seinen alten Lieblingsplan der großen Auslandsreise wieder aus der Tasche. Diesmal erwies sich die Herzogin geneigter als früher. Sie und ihre etwas schwerfälligen, aber wohlmeinenden Geheimen Räte hießen, nachdem die Brautfahrt geglückt und günstige Nachrichten über die Söhne aus Mainz, Karlsruhe und Straßburg eingelaufen waren, ihre Bedenken gegen eine Ausdehnung der Reise fallen. Merkwürdigerweise nahm man nun plötzlich an den Kosten keinen Anstoß mehr. Sie waren recht erheblich: nach einer Extraaufstellung von Görtz betrugen sie rund elftausendfünfhundert Taler, gerechnet von der Abreise daheim bis zur Rückkehr.

Der Herzog sah nun also die heiß begehrte Kavalierstour gesichert. Nur über das Ziel gingen die Meinungen auseinander. Seine Mutter war für die Schweiz, und zwar sollte der Weg über Lyon, Genf, Bern und Basel gehen. Wahrscheinlich hatte ihr Wieland in Erinnerung an seinen früheren Aufenthalt diesen Gedanken nahe gebracht. Carl August selbst hegte den brennenden Wunsch, dieses Land kennen zu lernen. Görtz fand aber, daß man dort wenig offene Häuser und die Nachteile der ungünstigen Jahreszeit haben werde. Er zog Paris bei weitem vor, wo sich seine Zöglinge die letzte gesellschaftliche Politur und feine Weltbildung aneignen konnten. Auch Dalberg, dessen Urteil viel am Weimarer Hofe galt, befürwortete bei der Herzogin die Wahl von Paris. Schließlich wurden beide Pläne verschmolzen: vier Wochen Paris, darnach die westliche Schweiz, wozu es aber dann doch nicht mehr kam, und Heimkehr über Karlsruhe. Mit höchsten Erwartungen machte sich die Gesellschaft auf den Weg. Die feierlich scherzhafte Petition, welche die beiden Prinzen und die Herren ihres Hofstaates noch einmal von Straßburg aus (11. Februar) gemeinsam an die Regentin gerichtet hatten, sprach von Paris als der „Vaterstadt des Witzes, alles Schönen und Artigen, was auf der Welt" sei; die Franzosen wurden darin „das erste Volk der Erde" genannt. Schwerlich empfand Anna Amalia anders. Sie mochte beim Lesen dieser Zeilen daran denken, welche Überlegenheit ihr Oheim Friedrich von Preußen dem französischen Geiste einräumte.

Nach anstrengender Fahrt trafen die Prinzen, die unter dem Namen zweier Grafen von Allstädt reisten, am letzten Tage des Februar 1775 in der Hauptstadt Frankreichs ein, wo sie im Hotel des Herzogs von

Chartres in der Rue Richelieu die von dem Gothaischen Legationsrat, Baron Grimm, gemietete Wohnung bezogen; die Zimmer gingen auf die Place Royale. Aus dem einen Monat, den sie hatten bleiben wollen, wurden zehn Wochen. Anna Amalia war so gnädig, auch dies zu gestatten, und Carl August war ihr dankbar dafür. In Melchior Grimm, dessen Bekanntschaft sie schon in Weimar gemacht hatten, stellte sich ihnen ein kundiger Führer zur Verfügung; er war rastlos bemüht, den Ankömmlingen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Er selbst, der Freund Diderots und der Madame de l' Epinay, stand mitten in dem flimmernden geistigen Leben der Weltstadt und war die richtige Persönlichkeit, die Prinzen damit bekannt zu machen. Schon viele Jahre gab der hochgebildete, kritische Kenner der zeitgenössischen Literatur, dessen Stimme im Kreise der klugen Herzogin Luise Dorothea von Gotha und ihrer Oberhofmeisterin Frau von Buchwald fast wie ein Orakel angehört wurde, regelmäßige Bulletins heraus; in bestem Französisch geschrieben, berichteten sie über die Neuerscheinungen in Philosophie, Kunst und Dichtung und wurden auch an anderen deutschen Höfen viel gelesen. So strahlte die französische Rokokokultur ihren prickelnden Zauber unmittelbar bis nach Thüringen hinein aus. Seitdem Grimm Geheimschreiber des Herzogs von Orléans geworden war, hatte er öfters Gelegenheit, auch die höchsten Würdenträger des Königreichs aus der Nähe zu beobachten. Selbst ein Mann von gewinnenden Formen, war er ganz in der vornehmen Gesellschaft, in den Salons schöngeistiger Frauen zu Haus, konnte die Prinzen in die tonangebenden Kreise einführen und sie an den geistigen Genüssen von Paris teilnehmen lassen. Grimm sang das Lob Görtzens und seiner Schutzbefohlenen fortan in seinen Briefen an den befreundeten Gothaer Hof, was die Gräfin dort, am Sitz ihrer Familie, mit Vergnügen einheimste und in Weimar weiter gab.

Selbstverständlich suchten die Ankömmlinge soviel wie möglich von dem Glanze des Ancien Régime zu erhaschen. Versailles lockte sie an mit seinem fürstlichen Gepränge; sie wohnten dem Kirchgang des Königspaares bei und einem großen Empfang, dessen Gedränge und langsame Abwicklung ihnen mehr anstrengend als genußreich erschien. Am siebenten März wurden die beiden Prinzen durch den kaiserlichen Botschafter, Grafen Mercy, dem König und Marie Antoinette in Versailles vorgestellt, sprachen aber beide bis zur Abschiedsaudienz nicht wieder. Doch hatten Carl August und Constantin die Ehre, dem Lever des Monarchen beizuwohnen. Mit den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, deren Liebenswürdigkeit gegen seine Zöglinge von Görtz besonders gerühmt wurde, kamen sie ziemlich häufig, aber kaum mehr als oberfläch-

lich zusammen. Dies gilt auch für andere Personen des hohen Adels, die sie kennen lernten. U. a. machten sie die Bekanntschaft der Herzogpaare Choiseul und Chartres, der Herzogin von Bourbon und des Herzogs Louis Philippe von Orléans, der Prinzessinnen Lamballe und von Lothringen, der Comtesse La Marche, der Prinzen Condé und Conti, auch jenes Rohan, Prinzen von Soubise, des Besiegten von Roßbach. Die meisten dieser Herrschaften hatten schwerlich eine deutlichere Vorstellung von Heimat und Familie der zwei kleinen thüringischen Prinzen; wahrscheinlich wußten sie davon nicht viel mehr, als daß sie durch ihre Mutter mit dem unheimlichen Preußenkönig verwandt seien.

Häufig folgten Carl August und sein Bruder den Einladungen der Gesandtschaften; sie verkehrten bei den Botschaftern des Kaisers, der Zarin, der Könige von Preußen, von England und Schweden sowie bei einigen Diplomaten kleinerer Staaten, auch beim Nuntius des Papstes. Es war Fürst Doria Pamphili, dessen Liebenswürdigkeit, Geist und Herzensgüte Carl August der Mutter aufs höchste rühmte. Nach dem Besuch in Versailles speisten sie zusammen mit dem ganzen diplomatischen Korps als Gäste bei dem bedeutenden Grafen Vergennes, der seit kurzem das Ministerium des Auswärtigen leitete. Bei den ganz großen Empfängen schwirrte natürlich eine Menge von Namen und Personen vorüber, ohne daß man mit ihnen in nähere Berührung kam. Der sonntägliche Gottesdienst wurde beim dänischen Gesandten Otto von Blome besucht, wo man eine deutsche Predigt hören konnte. Bei dem sehr zuvorkommenden, gastfreundlichen Grafen Stroganoff, dem Vertreter der Großen Katharina, lauschte Carl August dem Spiel des jungen Komponisten Grétry aus Lüttich, dessen Gestirn in hohem Aufstieg war. Dem Grafen Aranda aber, dem markanten Vertreter der spanischen Aufklärung, der die Jesuiten aus seinem Lande vertrieben, verdankte er den Genuß, ein spanisches Pferd edelsten Blutes reiten zu dürfen, was ihn mit Entzücken erfüllte.

Görtz freute sich, daß Carl August, der nun auch die französische Sprache gewandter zu gebrauchen lernte, Geschmack an der großen Welt fand. Der Prinz, so erzählte er seiner Frau, sehe nicht bloß viel, er urteile auch darüber mit Bedacht und oft geradezu überraschend. Die freundliche Aufnahme, die seinen Zöglingen zuteil ward, und der günstige Eindruck, den namentlich der ältere machte, riß seinen Mentor, der darin die eigene Erziehungskunst geehrt fand, sogar dazu hin nach Hause zu schreiben, man erinnere sich in Paris nicht, daß je ein deutscher Prinz hier soviel Beifall gefunden habe. Eine allzu ernst genommene Übertreibung, die jedem Kenner französischer Höflichkeit ein Lächeln abnötigen mußte! Da Gräfin Karoline ihren Mann vergötterte, genoß sie

daheim in ihrer Strohwitwerschaft solche Komplimente, wie sie die Prinzen draußen in der Welt ernteten, als rühmendes Zeugnis seiner von Anna Amalie so oft verkannten Verdienste. In der Tat lief auch sonst das eine oder andere günstige Urteil aus fürstlichen Kreisen des Auslandes auf allerlei Wegen in Weimar ein, so daß Dalberg der Herzoginmutter ebenfalls zu den gesellschaftlichen Erfolgen ihrer Söhne gratulierte.

Freilich, das standesgemäße Auftreten unter dem verschwenderischen französischen Hofadel kostete viel Geld. Im Kartenspiel, dem eifrig in diesen Kreisen gehuldigt wurde, verloren die Prinzen fast immer. Carl August sah sich meistens um vier bis fünf Louisdors erleichtert, wenn er vom Spieltisch aufstand. Die glänzende Hohlheit dieses Lebens barg natürlich die Gefahr, die jungen Herren könnten zu viel Gefallen daran finden, und ihnen die heimatlichen Verhältnisse darnach armselig vorkommen.

Ob das bescheidene Bild der Braut in Karlsruhe durch die verführerischen, erfahrenen Frauen verdunkelt würde, war eine andere Frage. Nie zuvor hatte Carl August einen so reichen Damenflor gesehen wie in diesen Pariser Monaten, die nur zu rasch vorüber flogen. Zwar kümmerte sich ein Teil von ihnen, wie er der Mutter schrieb, überhaupt nicht um Fremde. Einige der witzigen Pariserinnen begründeten solch gleichgültiges Verhalten damit, daß sie sagten, sie wollten sich auf diese Weise nur das Bedauern über die Abreise eines wirklich liebenswürdigen Mannes im vorhinein ersparen! Manche schienen dem Erbprinzen noch anziehender, weil sie wie er eifrig dem Reitsport huldigten. Während der Karwoche, mit deren Beginn die größeren Gesellschaften aufhörten, konnte er sich im Bois de Boulogne und in Longchamps die prächtigen Wagenfahrten der vornehmen Pariser ansehen, die an Eleganz miteinander wetteiferten; natürlich stach dabei die galante Halbwelt am meisten hervor. Nach Ostern kam man meist nur in kleinerem Geselligkeitsstil zusammen. Die Gemahlin des französischen Residenten in Marokko, Madame de Chénier, eine geborene Griechin, emfing ihre Weimarer Gäste mit einer ihrer Töchter in hellenischen Gewändern. Sie sangen Lieder in ihrer Heimatsprache und führten morgenländische Tänze auf, so daß man sich fast an die Gestalten antiker Gemmen erinnert fühlen durfte. So fehlte es der Bildungsreise nicht an Farbigkeit und kosmopolitischen Eindrücken. Eines Tages lud die Fürstin von Monaco zum Diner in kleinstem Kreise ein. Die schöne, geistvolle Frau war die Geliebte des Prinzen Condé und machte Carl August einen starken Eindruck. Dreieinhalb Stunden sei er wie gebannt an seinem Platz gesessen, zuhörend und bewundernd, erzählt Görtz seiner Frau. „Unser lieber Carl

August war einzigartig verliebt; hätte er mich nicht bei sich gehabt, so weiß ich nicht, ob er nicht im Stande gewesen wäre, sich Extravaganzen zu leisten." Caroline war über dies Intermezzo mit einer so gefährlichen, wenngleich nicht mehr ganz jungen Dame etwas erschreckt und begrüßte die inzwischen erfolgte Abreise, während Anna Amalie, als sie davon erfuhr, die Entzündbarkeit ihres Ältesten heiter aufnahm. Ob er wohl während der langen Reise mit Französinnen aus niederen Bevölkerungsschichten Beziehungen erotischer Art angeknüpft hat? Die Frage darf immerhin aufgeworfen werden, da Carl August ein Menschenalter hindurch, wie wir wissen, einer gewissen Jeanette Brossard in Epernay eine jährliche Rente von fünfhundert Franken zahlen ließ.

So gastfreundlich und gesellig sich die Franzosen erwiesen, bezeigten sie begreiflicherweise doch keine Lust, gleich auf einmal sich mehrere Personen aufzubürden. Görtz hatte durchaus Verständnis dafür, daß man davon absah, außer ihm noch zwei weitere Herren des Gefolges einzuladen. Denn den Vorzug, ein gesellschaftliches Monopol vor den anderen vorauszuhaben, genoß er ohnehin nicht ungern. Der Leibchirurgus Engelhardt, der brav auf die Gesundheit der Prinzen aufpaßte, kam als ausländischer kleiner Roturier für die Veranstaltungen der Noblesse überhaupt nicht in Betracht. Kostspieliger wäre für fünf Menschen zusammen die Sache dadurch auch geworden. Stallmeister von Stein litt als Edelmann etwas darunter, wenn er sich ausgeschlossen sah. Knebel dagegen war es gleichgültig und im Grunde lieb, sich nicht auf dem glatten Parkett bewegen zu müssen, wo ihm die spöttischen Blicke des Grafen folgten. Er zog es vor, allein herumzuschlendern und sich Paris auf seine Weise anzusehen. Wenn nun aber Carl August sich ihm anschloß und ihm überhaupt zu erkennen gab, daß er ihn gut leiden mochte, dann war das dem eifersüchtigen Görtz auch nicht recht. Wahrscheinlich ging der Prinz lieber mit dem behaglichen Knebel als mit seinem übereifrigen Hofmeister aus, und dieser mochte davon etwas spüren. In späteren Jahren erzählte der Herzog Knebel, nachdem sie längst Freunde geworden waren, wie oft Görtz abends vor dem Schlafengehen ihn vor seinem Umgang gewarnt habe. Knebel lernte es anscheinend schneller, als es dem Grafen angenehm war, sich über Görtzens Gefühle hinweg zu setzen, zumal ihm nach wie vor Anna Amalie ihr besonderes Wohlwollen brieflich zu erkennen gab. Zwar schrieb die Herzogin dem Gouverneur ihrer Söhne ebenfalls freundlich, sie schlug neuerdings sogar einen gnädigeren Ton an, als Görtz ihn von früher gewohnt war. Indessen, seinen Argwohn, es könne irgend etwas dahinter stecken, verscheuchte sie damit ebensowenig wie die einlenkenden Zeilen, die er gelegentlich vom Minister von Fritsch auf der Reise erhielt und als plump

vertraulich ablehnte. Aus dieser Ecke, sagte er sich, könne nun einmal nichts Gutes für ihn kommen! So lebten die alten kleinlichen Weimarer Spannungen halb verborgen oder offen auch in dem wunderbaren Paris weiter, das Carl August von Tag zu Tag schöner vorkam, so daß er sich zuletzt nur schwer davon trennen konnte. Den internationalen Zug des Pariser Lebens genoß er ganz besonders, das Zusammensein mit Angehörigen der verschiedensten Nationen.

Die Abende verbrachte man sehr oft im Theater. Im italienischen Komödienhaus, an dessen Darbietungen die Prinzen viel Gefallen fanden, wurden Singspiele und komische Opern gegeben. In der Großen Oper hatte Carl August das Glück, die Iphigenie in Taurus sowie Orpheus und Eurydike von Gluck zu hören. Von Voltaire lernte man in der Comédie Française die Semiramis und den Mahomed, den Goethe später in Weimar frei übersetzte, kennen, ferner Racine's Britannicus, den Lekain spielte, auch Beaumarchais's Barbier von Sevilla. Es war die dritte Aufführung, der die Prinzen beiwohnten; die erste hatte nicht gewirkt, die inzwischen verkürzte zweite Fassung aber viel Beifall errungen.

Die Fülle der Sehenswürdigkeiten zu bewältigen, waren die Prinzen Tag für Tag auf den Beinen. An den Vormittagen schaute man gewöhnlich Kirchen, Schlösser, Paläste, Denkmäler und Gärten an, unter denen die der in Frankreich so einflußreichen Steuerpächter und großen Geldmänner wegen ihrer prunkvollen, raffinierten Ausstattung besonders auffielen. Auf Schritt und Tritt traten Carl August die glorreichen Erinnerungen der französischen Geschichte in Gestalt von Monumenten, von Platz- und Straßenbezeichnungen entgegen; dem empfänglichen Gemüt des jungen Menschen, der an historischen Dingen von jeher Freude hatte, prägten sich die Namen Sully's, des großen Turenne, der Crillons und der Condé's tief ein. Er verband damit lebendige Vorstellungen, war doch sein Unterricht in Geschichte wissensmäßig nicht schlecht gewesen. Der Besichtigung von Versailles wurde ein ganzer Tag gewidmet. Müde kehrten die Reisenden davon nach Paris zurück. Der Eindruck war dadurch beeinträchtigt gewesen, daß man im Park gerade eine große Zahl von Bäumen niederlegte. Dieser Anblick tat Görtz weh, er kam sich wie in eine Wüste versetzt vor. Während er Klein-Trianon besonders reizend fand, erklärte Carl August Grand Trianon für seine Lieblingsstätte. Auch Saint Cloud, wo die Wasserkünste spielten, stattete man einen Besuch ab. In Paris wurde die Bastille nicht vergessen, deren Ruf schauerlicher war als die Wirklichkeit. Görtz und Carl August, die sich die eine oder andere Zelle aufschließen ließen, stellten im Gespräch mit ihrem Befehlshaber, dem Grafen Jumilhac, eine wohlwollende Denkart

fest; er sei bestrebt, das Los der Insassen nach Kräften zu lindern. Ferner suchten sie die berühmte Gobelinfabrik auf, von deren Arbeiten sie entzückt waren. Sie gingen auch in die Porzellanmanufaktur von Sèvres, deren Schöpfungen sie köstlich fanden, sie besichtigten endlich zahlreiche Gemäldegalerien und Kupferstichkabinette, die Medaillensammlungen und die königliche Bibliothek, wo die riesigen Bücherschätze sie in Staunen versetzten.

Noch lieber verweilte Carl August für seine Person in den naturwissenschaftlichen Sammlungen, die Buffon zusammengebracht hatte; er fand sich dort mehrmals ein. Sicherlich hatte Wieland ihn ebenso wie seine früheren Zöglinge in der Schweiz auf die überragende Gelehrtenerscheinung Buffon's hingewiesen. Der Prinz machte bei dieser Gelegenheit die persönliche Bekanntschaft des berühmten Verfassers der Histoire Naturelle und seines Hauptmitarbeiters an diesem Werk Daubenton, der umfassende anatomische Untersuchungen insbesondere über Säugetiere beigesteuert hatte. Selbstverständlich verabsäumte man nicht bei jenem Besuch in Versailles, auch in die dortige Menagerie einen Blick zu tun, wo es einen Elefanten, ein Rhinozeros und andere fremdländische Tiere zu sehen gab. Lehrreich war Carl August der Umgang mit der alten Marie Cathérine Bihéron, einer Apothekerstochter, die es in der Herstellung anatomischer Wachspräparate zur Meisterschaft gebracht hatte. Er hörte Vorträge von ihr über Anatomie und nahm sogar regelrecht Unterrichtskurs bei ihr mit, auch dies ein Zeichen seiner früh erwachten naturwissenschaftlichen Neigungen, die einen so erheblichen Raum in seiner Bildung einnehmen sollten. Schließlich hätte er nicht ein Sohn seines experimentierlustigen Jahrhunderts sein müssen, wäre er nicht auf die neuerdings aufkommenden, beliebten Automaten aufmerksam geworden, deren die zeitgenössischen Romane so oft gedenken; ein junger Schweizer hatte ein solches Kunstwerk hergestellt. Ein wahres Wunderding! Denn es schrieb, was man diktierte, zeichnete und spielte Klavier. Eine bemerkenswerte Erscheinung war der Mathematiker Cacault, der auf ein bewegtes Wanderleben zurückschaute, Wieland von Weimar her kannte und in der deutschen Literatur sich gut umgesehen hatte.

Einer Sitzung der französischen Académie wohnte man anläßlich der Einführung eines neuen Unsterblichen bei, der seine Antrittsrede hielt. Manchen Gelehrten begegneten die Weimarer in Gesellschaft, andere suchten sie in ihren Behausungen auf, was durchaus für schicklich galt, auch wenn man keine Beziehungen zu ihnen hatte. Voltaire freilich lebte fern von Paris, Rousseau mied die Menschen. Zu Diderot und d'Alembert, die sie bei Mademoiselle de L'Espinasse trafen, war es leichter Zugang zu gewinnen. Der Freund aus Gotha war es, der ihnen seine Wei-

marer Schützlinge zuführte. Es handelte sich dabei wohl nur um ziemlich oberflächliche Berührungen mehr gesellschaftlicher Natur, wie man es sich bei der großen Jugend der Prinzen kaum anders vorstellen kann. Von Diderot wußte Knebel, der mit ihm im Atelier eines Bildhauers zusammentraf, zu erzählen, er spreche viel und fast so, wie wenn er eine Vorlesung hielte, wobei er seine Verwunderung darüber äußerte, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin Moses Mendelsohn nicht als Mitglied habe aufnehmen wollen; deshalb zürnte er dem König von Preußen. Eine weitere Geistesgröße, deren Bekanntschaft Carl August machte, war Baron Holbach, bei dem er zusammen mit Diderot und Grimm speiste. Außer diesem bedeutenden Haupt der Enzyclopedisten lernte er Marmontel, einen vielseitigen Schriftsteller im leichteren Rokokogeschmack kennen; auch dieser zählte zu den bekanntesten Erscheinungen der Pariser Salons. Am besten von allen gefiel den Gästen aus Weimar der kleine, bescheiden auftretende Abbé Raynal, ein ehemaliger Jesuit, der wegen seiner Freigeisterei die geistliche Laufbahn aufgegeben hatte und jetzt den Mercure de France, das Vorbild von Wielands Zeitschrift leitete. Sein berühmtestes Werk, die mehrbändige „Philosophische und politische Geschichte der europäischen Niederlassungen und des Handels in den beiden Indien", zu deren eifrigsten Lesern später Napoleon gehörte, war vor einigen Jahren erschienen und rasch auch in Deutschland bekannt geworden. Mehrere Jahre später erwiderte Raynal den Besuch in Weimar, desgleichen der junge Philologe Villoison, ein ebenso gelehrter und gutmütiger wie eitler und betriebsamer Kenner der Antike. Dieser belagerte förmlich den Herzog und rüstete sich zu einem Hochzeitscarmen für ihn, weil er glaubte, von ihm Orden und wohlklingende Titel zu ergattern. Knebel war es, der sich am meisten mit ihm anfreundete.

Selbstverständlich führte Grimm, der selber eine Art Nachrichtenzentrale für alles geworden war, was sich im Bereich des literarischen Lebens abspielte, die Prinzen in einige der sogenannten Bureaux d'Esprit ein, deren Mittelpunkt schöngeistige, vornehme Frauen von Paris bildeten. Auch das gehörte zum Bilde Frankreichs auf der Höhe der Aufklärung und am Vorabend der französischen Revolution. In den Salons dieser Damen, die eine Mischung von Gesellschaftslöwin und femme savante waren, einige darunter mit preziösem Einschlag, galt es sich weltmännisch zu bewegen, Unbeholfenheit abzustreifen, über alles und nichts zu plaudern. Carl August und sein Bruder machten Madame Geoffrin, die nun schon Patriarchin der weiblichen Schöngeister geworden war, der Marquise du Deffand, Madame de L'Epinay, Mademoiselle de L'Espinasse und Madame Necker, der Gemahlin des späteren Finanzministers,

ihre Aufwartung. Am häufigsten ließen sie sich bei der Marquise de La Ferté-Imbault, einer schon älteren Dame nahe den sechzig sehen. Sie war eine Tochter von Madame Geoffrin und brachte den Prinzen und ihrem Hofmeister, der nach der Abreise noch brieflich mit ihr in Verbindung blieb, viel Wohlwollen entgegen. Um ihnen die Einführung in die große Literatur der Franzosen zu erleichtern, ließ sie ihnen Abschnitte aus Voltaires Siècle de Louis XIV., aus Montesquieu's Esprit des Lois und andere teils historische teils politische Prosastücke des Jahrhunderts in einem schön gebundenen roten Lederband als Auslese zusammenstellen. Sehr fraglich allerdings, ob die Beschenkten je Zeit fanden, sich ernstlich damit zu befassen! In einem der Zirkel, bei Madame Necker, las der Dichter Jean François de la Harpe sein neues Trauerspiel „Menschikow" vor, das Sturz und Verbannung des ehemaligen Günstlings Peters des Großen behandelte. Madame de Vermanoux ließ in ihrem Salon die Alzire Voltaires durch den gefeierten Schauspieler Lekain vortragen, der die ganze Mannigfaltigkeit der Rollen auszuschöpfen wußte. Auf den starken Eindruck hin nahmen die Prinzen Deklamationsstunde bei Lekain, der reichlich dafür honoriert wurde. Knebel hielt sein ganzes Leben daran fest, daß die Vortragsweise dieses Schauspielers Maßstab jeder Sprechkunst sei. Die schon aus Weimar mitgebrachte Theaterfreudigkeit Carl Augusts, der er bis ins Alter treu blieb, ist durch die Pariser Erlebnisse ohne Zweifel gestärkt worden. Wie tief seine Liebhaberei für das französische Drama in ihm haftete, sollte trotz Sturm und Drang, trotz Goethe die Zukunft erweisen.

Man muß es den thüringischen Prinzen und ihren Begleitern lassen, sie nützten die Zeit aus und nahmen erstaunlich viel Dinge auf. In dieser Hinsicht nichts zu versäumen, hatte der gute Wieland einst schon seinen Schweizer Schülern eingeschärft, bevor sie zu einer Auslandsreise aufbrachen. Den gleichen Rat wird er auch seinen Weimarer Zöglingen ans Herz gelegt haben, wenn er mit ihnen und mit Görtz über den Sinn einer Kavalierstour plauderte. Wielands Aufgeschlossenheit für die französische Kultur, der rastlose, mit gesellschaftlichem Ehrgeiz durchsetzte pädagogische Eifer von Görtz, die Neugier, der Erlebnishunger und Wissensdrang junger Menschen, denen sich ein verlockendes Milieu voll glänzender Überraschungen auftat, das alles spornte Carl August an, aus dem Pariser Aufenthalt so viel Nutzen zu ziehen wie möglich.

Die Bildungsfreudigkeit aber, wie sie am Hof seiner Mutter herrschte, hatte den ersten Grund gelegt für die Aufnahme all des Neuen aus den verschiedensten Bereichen des gesellschaftlichen, des geistigen und künstlerischen Lebens. Eine anregende, freilich auch anstrengende Unruhe war das Kennzeichen dieser zehn Pariser Wochen. Daß nirgends eine

Vertiefung möglich war, daß alles kunterbunt vorüberwirbelte, war nicht anders zu erwarten, und gewiß konnte der Zweck eines verhältnismäßig so kurzen Aufenthaltes ja nur sein, sich einen möglichst breiten Ausschnitt der fremden Welt anzueignen. Zu einem einheitlichen Bilde konnte sich das Vielerlei der Eindrücke nicht zusammenschließen.

Auch mit Künstlern von Rang zusammen zu sein, war Carl August beschieden. Der Bildhauer Houdon befand sich damals noch im ersten glänzenden Aufstieg: Er hatte mehrere Büsten in Arbeit, darunter eine des Ritters von Gluck, den der Herzog kurz vor dessen Rückreise nach Wien noch hat aufsuchen können. Zur Erinnerung an ihn ließ er das Werk Houdons, ein Meisterstück, zum geringen Preis von vier Louis d'or ankaufen. Mehrfach und dann gleich stundenlang verweilten die Prinzen im Atelier des deutschen Kupferstechers Johann Georg Wille. Dieser war damals schon ein weltberühmter Mann und genoß viel Ansehen bei regierenden Herren und Kunstfreunden; auch Goethe tut seiner in Dichtung und Wahrheit auszeichnend Erwähnung. Der alte Meister gewann sichtlich Freude an seinen jungen Besuchern und ihrem Begleiter Knebel, der seinerseits rein gesellschaftliche Verpflichtungen wie Staatsvisiten und dergleichen gerne dem Grafen Görtz und dem Stallmeister von Stein überließ, um nach seinem Belieben Kunst zu kneipen. „Je mehr ich diesen Prinzen sehe", schrieb Wille über Carl August in sein Tagebuch, „desto liebenswürdiger und ehrenwerter erscheint er mir". Einmal brachte Carl August die deutsche Übersetzung von Macpherson's angeblichem gälischen Heldengedicht Fingal mit, wovon er Wille erzählt hatte; während der Künstler seine Arbeit fortsetzte, las Knebel einige Gesänge daraus vor. Da Wille gerade Werthers Leiden mit Ergriffenheit gelesen hatte, war er umso begieriger auf den neu entdeckten nordischen Dichter Ossian, von dem Goethes Romanheld schwärmte. Die ganze Atelierszene: Ein warm getöntes Bild, ein Hauch von Heimatbehaglichkeit darüber. Wie anders war doch die Empfindungswelt der Franzosen!

Man fragt sich, ob Carl August eine Ahnung überkam, daß dieses unterhaltsame Frankreich des Ancien Régime auf einem Vulkan tanzte. Denn die Unzufriedenheit äußerte sich schon damals in Menschenansammlungen, Ruhestörungen und Brotkrawallen, sogar in Paris und Versailles, wie sie auch Görtz gelegentlich erwähnt. Wir wissen nicht, was der Erbprinz darüber dachte. Sein Lehrer Wieland war schon seit längerer Zeit, bei aller Vorliebe für Frankreich, nicht ohne Kritik gegenüber den politischen Verhältnissen des Landes. Aber einem blutjungen Fürsten, der für ein paar flüchtige Wochen aus Deutschland kam, blieben ja wohl die Schattenseiten der französischen Zustände eher vorenthalten, möchte man meinen. Dem ist freilich nicht so. Offene Mißstände ganz

zuzudecken, lag nicht in der Linie seines Hofmeisters, gedachte er ihn doch zum menschenfreundlichen, beglückenden Landesvater zu erziehen. In seinem Schlußbericht an Anna Amalie äußerte sich Görtz sogar merkwürdig hellsichtig: eine allgemeine Unzufriedenheit habe sich in Frankreich der Gemüter bemächtigt, man habe sich zu viel von der neuen Regierung, vom König und seinen Ministern versprochen. Unter diesen herrsche wenig Einsicht. Das Unglück des Volkes habe einen Tiefpunkt erreicht, und wenn nicht ein besonders fähiger Mann, den freilich die Franzosen eingestandenermaßen nicht besäßen, alle Teile der ganzen Maschinerie aufarbeitet, sei zu fürchten, daß irgendeine Umwälzung eintreten müsse! Knebel seinerseits erzählt in den Entwürfen zur eigenen Lebensgeschichte, er sei durch Cacault in die Gesellschaft von jungen Geistern gekommen, die nachher in der Revolution eine Rolle spielten. Sie hätten davon geschwatzt, daß in Zukunft alles gleich sein müsse, Bürger, Bauer und Edelmann; er hätte es aber nicht verstanden. Es steht dahin, ob Knebel dem Prinzen etwas von seinen Wahrnehmungen mitteilte.

Daß aber Carl August auf die Problematik der französischen Verhältnisse aufmerksam geworden war, dafür spricht außer den Bemerkungen von Görtz noch ein anderer Umstand. Der badische Minister Wilhelm von Edelsheim nämlich erzählte ihm, als er ein Jahr darauf eine Reise nach Paris unternahm, brieflich von den verschiedenen Mißständen und der Kritik an der neuen Regierung und zwar tat er es in einem Ton, der schon etwas wie eine erste Kenntnis davon voraussetzt. Die Frage ist nur, ob einzelne Symptome der Gärung wie jene Ausbrüche der Ernährungskrise, wenn sie dem jungen Fürsten auffielen, nicht bald wieder durch die Bezauberungen der Ville Lumière verdrängt wurden. Immerhin freute sich der ältere Mirabeau, bei dem die Prinzen einen Empfehlungsbrief seines Gesinnungsverwandten Karl Friedrich von Baden abgaben, darüber, daß sie nicht bloß in den Amüsements der Weltstadt untergingen, sondern auch den gelehrten Vorträgen der von ihm geleiteten Gesellschaft der Ökonomisten beiwohnten, und schrieb darüber rühmend an seinen markgräflichen Gönner zurück. Die wissenschaftliche Tragweite freilich der Erörterungen, die dort unterm Vorsitz des Marquis gepflogen wurden, konnte Carl August schwerlich fassen, die politische Auswirkung schon gar nicht, und revolutionär klangen ja diese physiokratischen Lehren mit ihrer Verherrlichung des Ackerbaus nicht. Drei Stunden lang hätten sie sich gelangweilt, gestand Görtz seiner Frau nach jener Sitzung. Ob Carl August in die Schriften, die Mirabeau als lesenswert für ihn zusammenstellte, je einen Blick tat? — Man darf es danach bezweifeln.

An den tiefbohrendsten, gefährlichsten unter den geistigen Schrittmachern der kommenden Revolution, an Rousseau, kamen die Prinzen, da Görtz sie keiner Kränkung durch den alten Menschenfeind aussetzen durfte, nicht heran, und als er allein ihn aufsuchte und ein höfliches Gespräch über Rousseaus pädagogische Grundsätze, denen er so viel verdanke, beginnen wollte, fand er einen ungemein groben Empfang, der gleichbedeutend war mit einem Hinauswurf. Einen schwachen letzten Versuch von Görtz, ihm klar zu machen, er habe sich sein ganzes bisheriges Leben mit Fragen der Erziehung auseinandergesetzt, schnitt Rousseau kurzer Hand mit den Worten ab, er aber werde sich durchaus nicht mit der seinen beschäftigen. „Genügt Ihnen das?" In Weimar, wo sich die Hofgesellschaft in Abwesenheit der Prinzen ziemlich langweilte, gab dieses Intermezzo heiteren Gesprächsstoff ab, und selbst Caroline Görtz nahm das Benehmen des brummigen Sonderlings ebensowenig tragisch wie ihr sonst so empfindlicher Mann. Für den tieferen Blick freilich tut sich in der seltsamen Begegnung eine weite geschichtliche Perspektive auf. Dem höfischen Rokoko, möchte man sagen, war damit in aller Form grollend die Tür gewiesen.

Quellen:

Berichte von der Reise und Briefwechsel des Grafen Görtz mit Herzogin Anna Amalia im Haus- und Staatsarchiv in Weimar, dessen Direktion und Beamte, an der Spitze Professor Dr. *Willy Flach*, mich bei den Vorstudien zur Biographie Carl Augusts von Weimar in dankenswertester Weise unterstützt haben.

Dazu der Briefwechsel des Grafen mit seiner Gemahlin Caroline geb. von Uechtritz, verwahrt im Gräflich Rechberg'schen Archiv in Donzdorf. — Seiner Erlaucht dem Herrn *Grafen Joseph von Rechberg und Rothenlöwen* bin ich für die weitherzige Erlaubnis zur Archivbenutzung zu lebhaftem Dank verpflichtet, ebenso seinem Bruder, Herrn *Otto Ernst Grafen zu Rechberg und Rothenlöwen*, der mich auf den von der Marquise de la Ferté-Imbauld zusammengestellten Geschenkband französischer Prosastücke aufmerksam machte.

Herangezogen wurden ferner die Straßburger und Pariser „Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar an seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia", herausgegeben von *Alfred Bergmann* (1938 Jena) sowie *Othmar Freiherr von Stotzingen* „Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar" im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1909); daselbst Auszüge aus Görtz'schen Briefen von der Kavalierreise.

Details über einzelne Umstände und Personen der Reise lieferten „Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Eisenach an Knebel und Herder", herausgegeben von *Heinrich Düntzer* (Leipzig, 1883). — Ebenso die weitere Veröffentlichung Düntzers „Aus Carl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette" (Jena 1858). — „K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel", herausgegeben von *K. A. Varnhagen von Ense* und *Th. Mundt* (Leipzig 1835/36) Bd. 1—3. — Dazu *Hellmuth Freiherr von Maltzahn* „Karl Ludwig von Knebel, Goethes Freund" (Jena, 1929).

Nützlich und auch heute noch nicht ganz entbehrlich trotz seines Hangs zur Redseligkeit und zu flachen Urteilen ist *Wilhelm Bode* „Carl August von Weimar. Jugendjahre" (Berlin 1913).

Über Görtzens Erziehungstätigkeit und die höfischen Spannungen *Willy Andreas*, „Erziehungspläne für Carl August von Weimar" Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 28 (1938) und derselbe „Aus der Kindheit Carl Augusts von Weimar. Tagebuchaufzeichnungen und Berichte seines Erziehers" Archiv für Kulturgeschichte Bd. 30 (1941). — Über den Gegensatz zwischen Görtz und Anna Amalia vergleiche neuerdings auf Grund bisher unerschlossener brieflicher Zeugnisse im Gräflich Rechberg'schen Archiv *Willy Andreas* „Kämpfe und Intrigen um den Regierungsantritt Carl Augusts von Weimar. Eine archivalische Studie zur Thüringischen Landesgeschichte", Historische Zeitschrift Bd. 169 (1949).

Der S. 191 erwähnte Brief des badischen Ministers Freiherrn Wilhelm von Edelsheim an Carl August vom 18. Februar 1776 befindet sich im Weimarer Haus- und Staatsarchiv. Diesem entstammen auch die von *Dorothea Sautter* in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern (1937) veröffentlichten „Freundschaftsbriefe Wilhelms von Edelsheim an Carl August von Weimar".

Heinrich der Finkler

Geschichte eines Beinamens

von Arno Duch

Bei der Beschäftigung mit spätmittelalterlichen Chroniken aus Süddeutschland fiel es mir eines Tages wie von ungefähr auf, daß Heinrich I. dort, wo er einen Beinamen trägt, niemals Finkler, sondern immer nur Vogler genannt wird. Obwohl ich dieser Beobachtung keine Bedeutung beimaß und an einen Zufall glaubte, stand sie immer wieder aufdringlich vor mir, und so schlug ich denn die beiden großen mittelhochdeutschen Wörterbücher auf und fand zu meiner Überraschung weder den Finkler Heinrich noch das als selbstverständlich vorhanden angenommene Nomen vinkelaere überhaupt. Sonderbar! Schulgerecht griff ich nun auf den Graff und die Althochdeutschen Glossen zurück, die ja oft genug auceps und aucupari verdeutschen, aber auch hier ließ sich nirgends etwas von einem vermeintlich so nahe liegenden vinkelâri entdecken. Also dann Grimm's Wörterbuch als entscheidende Autorität! Richtig, da stand nun endlich das Wort Finkler (Bd. 5, 1852, s. v.), aber das Grundbuch unserer Muttersprache ist hier seinem leitenden Prinzip untreu: kein einziger Beleg ist dafür beigebracht. Summa: Keines unserer maßgebenden Wörterbücher weist das Wort Finkler nach, und keines kennt, wie sich gleichzeitig feststellen ließ, ein Verbum finken oder finkeln im Sinne von aucupari. Auch Luther's Bibelübersetzung kennt nur einen Vogler (Prov. 6, 5; Jer. 5, 26; Amos 3, 5), ebenso die in volkstümlicher Schwabensprache geschriebene Zimmerische Chronik (II, 299).

Jetzt begann mir die bislang ganz unerheblich scheinende Gleichsetzung von Vogler und Finkler etwas problematisch zu werden, die Klärung der Sache reizte mich, und ich fühlte mich von geradezu heftiger Neugier getrieben, herauszubringen, wann und wo der Finkler zuerst erscheint und warum er von jenen alten Chronisten gemieden wird. So habe ich mir ein Vergnügen daraus gemacht, wo immer sich unter meinen Arbeiten Gelegenheit bot, auf diesen Punkt zu achten; nach und nach kam das einschlägige Material zusammen, bis ich eines Tages die überraschende Lösung gefunden zu haben glaubte. Dabei hatte sich mir das Interesse mehr und mehr von der historischen auf die sprachliche Seite verschoben. So ist das Ergebnis, das ich hier vorlege, zugleich ein kleiner Beitrag zum Deutschen Wörterbuch geworden.

I.

Seit dem 18. Jahrhundert gehen die Geschichtsdarstellungen mehr und mehr dazu über, Heinrich I. nicht mehr ‚Vogler' sondern ‚Finkler' zu

benennen, offenbar, weil das Wort den empfindsamen Ohren einer sich zunehmend moralistisch stilisierenden und pietistisch beeinflußten Gesellschaft weniger peinlich klang als das alte ‚Vogler', das man schon im Mittelalter auch in dem bekannten metaphorischen Sinne verwendet hatte[1]. Man kannte keinen Bedeutungsunterschied zwischen beiden Worten und so ist denn auch der Finkler seit jener Zeit in die Wörterbücher übergegangen. „Finkler, auceps", sagt Johann Leonhard Frisch in seinem noch heute nützlichen Lexikon (1741), „ist der Zuname des Kaysers Heinrici, welcher Teutsch der Finkler hieß". Ähnlich vermerkt das einst vielbenutzte Glossar von Johann Georg Scherz († 1752): „Vinkeler. auceps. K. Heinrich der Vinkeler a finke fringilla." Hier erscheint das für ein Denominativum gehaltene Wort sogar in unsynkopierter Form und verstärkt dadurch die Meinung, die auch die meine war, daß es eine aus dem Mittelalter überkommene altdeutsche Bildung sei. Weiter geht dann noch Adelungs Wörterbuch in der letzten, von dem etwas bigotten Schönberger erweiterten Auflage. Er leitet das Nomen deverbativ von einem Zeitwort „finkeln" ab, leider ohne uns zu verraten, wo er dieses gefunden hat. Die Stelle lautet: „Finkelen, verb. reg. neutr. mit dem Hilfswort haben, welches im Hochdeutschen veraltet ist. Finken fangen; von welchem Zeitwort Kaiser Heinrich I., der sonst auch der Vogler heißt, wegen seiner großen Neigung zum Vogelfange, von geschmacklosen Geschichtsschreibern noch zuweilen Finkeler oder Finkler genannt wird[2]."

Durch populäre Geschichtswerke und -lehrbücher hat sich dann im 19. Jahrhundert der Beiname ganz eingebürgert, selbst ein Ranke gebraucht ihn einmal, nicht in einem wissenschaftlichen Zusammenhange, sondern in jenem ergreifenden, vom Alter und Heimatgefühl verklärten Gespräch, das er den Birnbaum von Wiehe mit der Kastanie von Lodersleben führen läßt[3]. Gesichert durch die sich einander ablösenden Autoritäten Adelungs und Grimms[4] hat der Finkler als vermeintlich altes

[1] Simon Fr. *Hahn* — der schon 1713 in seiner tüchtigen Dissertation als erster die historische Unhaltbarkeit der Sage erkannt hat —, Teutsche Staats- ... Historie II, 1721, S. 17: „Bey den neueren Scribenten ist er unter dem Zunamen des Fincklers bekannt." *Westenrieder* machte 1790 den Vorschlag, den Beinamen besser durch Städtebauer zu ersetzen. *Waitz* spricht in der 1. Aufl. seiner Jahrbücher (1837, S. 37) von dem „völlig leeren Beinamen des Vogler", in der 3. Aufl. (1885, S. 37) statt dessen von „Finkler oder Vogelsteller".

[2] Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 3. Aufl., II, 1808, Sp. 160. — Zur Illustrierung des eingangs Gesagten darf ich hier wohl auch seinen kuriosen Artikel über den Vogler anfügen (Bd. IV, 1809, Sp. 1219): „ein veraltetes Wort einen Vogelsteller oder Vogelfänger zu bezeichnen, welcher noch zuweilen als Beynahmen des Kaisers Heinrich vorkommt, das Lat. auceps auszudrücken, wofür doch heutiger Geschmack und Sitten ein anständigeres Wort erfordert. Es lautet von einem Vogelsteller schon bei dem Notker Fogeler, im Angels. Fugelere. Das Zeitwort vogeln ist noch mehr veraltet."

[3] Vgl. Siegfr. Berger, Leop. v. Ranke u. seine Heimat, 1936, S. 15 f. Berger hätte darauf hinweisen sollen, daß die Idee der „Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause" aus Ranke's heimatlichem Jugendinteresse an den Ottonen erwachsen ist.

[4] Vgl. auch Brüder Grimm, Deutsche Sagen, 3. Aufl., Nr. 470.

nomen actoris die große Zeit der grammatischen Forschung und Kritik des 19. Jh.s unbehelligt überstanden und ist so zu uns herübergekommen. Im Brockhaus von 1930 wird er erklärt als „Vogelfänger, der Finkenvögel usw. zum Halten im Käfig fängt". Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob und wo das Wort tatsächlich so verwendet wird, mir ist dieser Gebrauch bis heute nirgends begegnet; der einzige Finkler, den ich kenne, ist immer nur der Sachsenkönig, der aber kann hier nicht als Zeuge gelten, solange er selbst zur Untersuchung steht.

Es ist nun beachtenswert, daß auch die neueren wissenschaftlichen Wörterbücher unserer Sprache, die von Moritz Heyne, Hermann Paul, Friedr. Kluge und Alfred Götze keinen Finkler erwähnen. Wir haben also davon auszugehen, daß unser lexikalisch verarbeiteter allgemeiner schriftsprachlicher Wortschatz seit der althochdeutschen Zeit keinen Finkler aufweist. Ob er etwa in Spezialwerken über Jagd und Vogelfang, die seit dem 16. Jahrhundert gedruckt sind, zu finden ist, kann ich leider zur Zeit noch immer nicht feststellen. Das Lateinische und Romanische, in denen die älteren Jagdbücher ihre Grundlagen haben, bieten hier kein Vorbild. Man hätte im Mittelalter ja ganz gut ein fringillarius oder carduelarius bilden können, aber sie sind mir noch nie begegnet[5]. Wenn Albertus Magnus, der sich aus seiner weltlichen Jugendzeit ein lebhaftes Interesse für Vogelfang und Jagdvögel bewahrt hat, das Einfangen der Distelfinken in aller Anschaulichkeit schildert, so heißt auch bei ihm der Vogelsteller einfach auceps[6]. Und die Romanen sind immer bei aucellarius (oiselier) und aucellator (oiseleur) geblieben[7].

Dabei gibt es doch bei uns seit dem Mittelalter eine ganze Reihe von Worten, die in Beziehung zum Finkenfang stehen, wie etwa Finkenwand, Finkentenne, vor allem Finkenherd, der sich als Flurname, vereinzelt sogar als Ortsname, allenthalben erhalten hat neben dem Vogelherd.

Man wird nun geltend machen können, daß keines unserer Wörterbücher wirklich erschöpfend ist oder daß es reiner Zufall sein könne, daß eine so verständliche und selbstverständliche Bildung wie Finkler nicht zur Aufzeichnung gelangt sei; man brauche bloß in den Mundarten danach zu forschen, da sie die Alltagssprache der Vergangenheit oft genug treuer und vollständiger bewahrt hätten. Also versuchen wir dort unser Heil. Richtig, da gibt es gleich im Schwäbischen einen Finkler, aber er ist kein Vogelsteller, sondern ein Zauberer. Hermann Fischer nimmt dafür ein rotwelsches Grundwort Finkel an, das etwa Betrug, Hexerei bedeute[8]. Ein Finkelschütz ist also kein Finkenjäger, sondern ein Hexenmeister. Im Sächsischen bedeutet finkeln soviel wie kribbeln,

---

[5] fringillarius als Bezeichnung des Sperbers scheint erst neuzeitlich zu sein.

[6] De animalibus, ed. Stadler, XXIII, 41 (S. 1452).

[7] Spätantik ist die Scheidung der aucupes in viscillarii (Leimrutenfänger) und fistolarii (Lockflötenspieler). Vgl. Löwe, Prodomus corp. glossar. S. 410.

[8] Schwäb. Wörterbuch VI, 1913 und II, 1509. — In Dreytweins Esslinger Chronik 1548—1564 heißt es einmal „es was ein finkennest" in der Bedeutung Täuschung oder fauler Zauber (Stuttg. Lit. Ver. 221, S. 148).

vor Kälte oder Hitze brennen[9]. Im Rheinischen dagegen heißt es zwinkern, oder auch mit dem Feuer spielen, dürfte also wohl ein iotaziertes fünkeln sein[10]. In Siebenbürgen wieder wird finkeln scherzhaft für stehlen gebraucht, ist also wohl rotwelscher Herkunft, falls es nicht aus fingern lambdaziert ist[11]. Im Holsteinischen kommt ein ‚finken' vor, heißt aber dort soviel wie schröpfen oder stehlen. Dazu ist ein Nomen Finker zu stellen, das nach Mensings Vermutung ursprünglich Zuhälter bedeutet[12]. Damit läßt sich in Verbindung bringen, was der alte J. Fr. Schütze 1800 in seinem Holsteinischen Idiotikon notiert hat: Finker seien schlechte Kerle, die sich als Zutreiber der verhaßten Werber oder als Seelenverkäufer mißbrauchen lassen. Es ist nicht unmöglich, daß diese Bedeutung durch Übertragung aus dem wirklichen Finkenfang gewonnen ist. Man kann dabei auch daran denken, daß in Norddeutschland besitz- und gewerbelose Leute, Vagabunden und Taugenichtse schon seit alter Zeit Finken hießen, die nun von „Finkern" eingefangen wurden. 1532 wird das Rostocker Gefängnis Finkenbauer genannt[13]. Richtige Finkenfänger gab es im alten Hamburg — sie hatten täglich frische Finken auf den Markt zu bringen — hier wäre Gelegenheit für eine Bezeichnung Finker oder Finkler gewesen, aber sie scheint nicht vorzukommen[14]. Auch im Holländischen, das Heinrich I. immer nur „de Vogelaer" nennt, gibt es keinen vinkelaer, das Verbum „vinken" wird hier nur in dem inter sodales bekannten allegorischen Sinne gebraucht, der ja wohl in ganz Deutschland seine Entsprechung hat; in Bayern sagt man dafür „feankeln", wie aus Schmellers Wörterbuch zu ersehen ist[15]. Aber von einem Finkler, finkeln in dem gesuchten Sinne weiß Schmeller ebensowenig etwas wie Vilmar's Idiotikon von Kurhessen (1868). In den mir zur Verfügung stehenden Wörterbüchern habe ich nur ein einziges Mal wenigstens das Verbum „finken" in der Bedeutung „Kleinvögel fangen" angetroffen, am Niederrhein. Es erscheint da in 2 Sprichwörtern aus Emmerich, deren Form und Ausdruck auf ein höheres Alter schließen lassen[16]. Verhochdeutscht lautet das eine:

„Wer sommers geht fischen und winters geht finken,
Dem soll das Fleisch in dem Pott nicht stinken."

Aber das Wort steht hier unter dem doppelten Zwang der Alliteration und des Reimes, so daß es fraglich bleibt, ob es ein wirkliches Gebrauchswort ist. Zumal das niedersächsische Gegenstück, das die Pointe etwas verschiebt, das Wort nicht kennt:

---

9 Müller-Fraureuth, Obersächs. WB. II, 1901, s. v. — Hierher gehört wohl auch der „Finkeljochen", nach Kluge eine rotwelsche Übersetzung von Branntwein.

10 Jos. Müller, Rhein. WB. II, 1931, s. v. — Lexer, s. v., glaubt ein mhd. vinken = scintillare erschließen zu können.

11 Siebenbürg.-Sächs. WB. II, s. v.

12 Schlesw.-Host. WB. II, 1928, Sp. 102.

13 Vgl. den Artikel „Fink" im Dt. Rechtswörterbuch III, 547.

14 Auch Schiller-Lübbens Mnddt. WB. (V, 256 f. sub „vinke") erwähnt nichts dergleichen. — Übrigens werden in Hamburg auch die Kutteln (viscera) „Finken" genannt (Mensing III, 1056).

15 I, 732.

16 Jos. Müller, Rhein. WB. II, 1931, s. v.

„Wer sommers fischen geit,
Un winters Finken sleit,
Dor't nich good um de Kök tosteit[17]."

Jedenfalls stehen wir nach diesem Gang durch die Dialekte vor der Tatsache, daß auch hier kein Finkler-Vogelsteller zum Vorschein gekommen ist. Trotzdem könnte die Analogie berechtigen, wenigstens ein Verbum finken oder finkeln anzusetzen. Denn im Schwäbischen heißt im 16. Jahrhundert lerchen soviel wie Lerchen fangen, wächteln soviel wie Wachteln fangen[18] und eine Frankfurter Ordnung von 1465 bestimmt sogar: „Man sol den wachtelern verbieden, wachteln zu fangen"[19] — warum sollte es da nicht zu Fink die entsprechenden Bildungen gegeben haben? Vielleicht vermag sie ein besserer Litteraturkenner nachzuweisen. Verständlich wären sie sicher jedermann gewesen, aber eine stehende Berufsbezeichnung, wie sie Vogler und Falkner darstellen, kann nach alledem Finkler nicht gewesen sein.

Es bleibt noch ein Gebiet, das durch seinen Konservatismus uns vielfältigen Einblick in das Sprachleben der Vergangenheit gibt, die Familiennamen. Und hier ist nun in der Tat auch der Finkler zu finden. Freilich scheint er nicht gerade häufig vorzukommen. Das Münchner Adreßbuch von 1951 verzeichnet neben ca. 160 Fink, 30 Finkl und Finkel nur einen einzigen Finkler, keinen Finkner und keinen Finker.

Die Freiburger Matrikel von 1460—1650 nennt 20 Finck, 6 Finkel und 2 Finckler, beide nobiles aus Tirol 1540 und 1557. Die Dillinger Matrikel kennt einen einzigen Findkler 1597 aus Tirol, 2 Finker 1590 und 1646 aus Radolfszell und Konstanz, daneben 2 Finkl und viele Fink. In Nürnberg gab es im 17. und 18. Jahrhundert eine vornehme Familie Finckler, die zeitweise die alte Endter'sche Buchhandlung besaß und 1743 geadelt wurde[20]. Die große Heidelberger Matrikel verbucht erst zu 1832 einen einzigen Finkler aus Mettnich. Die frühesten Inhaber des Namens habe ich in Württemberg gefunden. 1294 unterschreibt ein „bruoder Heinrich der Vingler" neben einem Rudolf Vinke eine Urkunde Werners V. v. Zimmern, der vielleicht identisch mit einem „Hainrich Vinchler" in einer etwas älteren, aber nur in später Abschrift erhaltenen Urkunde des Klosters Kirchberg ist[21].

Diese nur auf Stichproben beruhenden Feststellungen verbürgen aber nun keineswegs, daß der Name auch Finkenfänger bedeutet. Denn Finkler kann, so wie Hanseler der Sohn eines Hansl oder Hans, einfach der Sohn eines Finkl oder Fink sein. In Tirol und Schwaben werden sogar vereinzelt die Suffixe -ler und -lin synonym für dieselbe Person gebraucht. Finkler kann der Bewohner eines Hofes sein, der nach einem Vorbesitzer Finkl genannt wurde — dergleichen kommt in Tirol vor. Auch in Städten erscheinen Hausnamen ‚zum Finken', die aber schwerlich auf die Personennamengebung einwirken[22]. Wer seine Behausung

[17] Mensing, a. a. O., Sp. 101.
[18] Schwäb. WB. VI, 1, 328.
[19] Grimms WB. XIII, 178.
[20] Vgl. Matrikel der Univ. Altdorf, ed. Steinmeyer, 1912, im Register.
[21] Württ. UB. 10, 229 und 93.
[22] Vgl. Ernst Grohne, Hausnamen u. Hauszeichen, 1912, S. 68, 140. — In Rottweil 1352 ein „Finkenhaus". Vgl. Rottweiler UB., ed. Günter, I, 110.

an einer Waldstelle „bi den vinken" hat, kann leicht zum Finker oder Finkler werden. Die Ortsbezeichnung „Finken" findet sich heute noch mehrfach, so bei Bregenz, bei Kempten, bei Wangen (im 13. Jahrhundert „zen vinken") und bei Altstätten in der Schweiz (im 14. Jahrhundert „bonum Vinkin"[23]). Damit nicht genug: Finkler kann auch ein erotischer Spottname sein, zumal Fink in Schwaben für membrum virile gebraucht wird. Finken heißen im ganzen alemannischen Gebiete wollene Hausschuhe, früher die groben Tuchschuhe der Bauern, nach Kluge aus mlat. fico fortgebildet. Danach mag sich ein Berufs- oder Spottname Finkler gebildet haben. Die Frau eines Fink oder Finkl wurde in Süddeutschland allgemein die Finklerin genannt — auch davon kann ein Familienname Finkler abgeleitet sein[24]. Jedenfalls: Der Name Finkler ist an sich noch nicht beweiskräftig, um als Finkler in dem gesuchten Sinne gedeutet zu werden, wie das in unseren Namenbüchern geschieht[25].

Nun läßt sich geltend machen, daß es ja Analogien gibt, daß auch sonst in Süddeutschland Personennamen aus Vogelnamen und dem Suffix -ler oder einfachem -er zusammengesetzt sind. So haben wir 1378 einen Habichler, 1380 eine Chraechler (zu Krähe?), 1378 einen Taechler (vielleicht zu tâhe Dohle; doch sind gut ein halbes Dutzend andere Ableitungen möglich), 1388 einen Hawbler (zu hûwe Uhu?), Anfang des 14. Jahrhunderts in Wien einen Chaeuzler, 1380 in Klosterneuburg einen Grasmuggler[26]. Aber sind das nun alle Vogelfänger? Wenn wir daneben Namen wie Habich, Grasmugg usw. antreffen, so deutet das auf eine ganz andere Herkunft hin. Der weitverbreitete Name Meisler dürfte in den wenigsten Fällen Meisenfänger, sondern in erster Linie Holz- oder Steinhauer bedeuten, zum wenigsten in Süddeutschland.

Worauf es hier ankommt: der Personenname Finkler, der anscheinend nur in Süddeutschland ursprünglich ist, kann gewiß auch Finkenfänger bedeuten, aber er muß es nicht, und andere Erklärungsmöglichkeiten sind als mindestens gleichberechtigt anzuerkennen. Damit kommen wir zu dem Ergebnis, daß auch die Personennamen kein sicheres Beweismaterial für den Gebrauch des Nomens Finkler in der Bedeutung Finkenfänger zu liefern vermögen.

So unvollständig dieser Überblick sein mag, das eine glaube ich doch daraus schließen zu dürfen: wäre die Bezeichnung Finkler im Mittelalter üblich gewesen, müßte sie mir doch irgendwo begegnet sein. Angesichts

---

[23] St. Gall. UB. III, 773 u. 777.

[24] Wenn Herzberg-Fränkel den Namen Hainricus Vinch aus dem 15. Jahrhundert im St. Lambrechter Nekrolog zu Vinchler erweitern will, so fehlt dafür jeder Grund (MG. Necr. II, 317). Fink ist einer unserer ältesten, oft vorkommenden Spottbeinamen, der dann zum Familiennamen einer ganzen Reihe adeliger und bürgerlicher Familien geworden ist. In den Regensburger Traditionen erscheint er um 1120 (ed. Wiedemann, 1943, nr. 199), in Admont haben wir 1155 einen Hermannus agnomento Vinche (Salzb. UB. II, 442).

[25] So Gottschald, Dt. Namenkunde, 2. A., 1942, 224 und Heintze-Cascorbi, Dt. Familiennamen 7. A., 1933, 194. Hier wird, wie schon 1860 von Dan. Sanders, ein Verbum finkeln zugrunde gelegt, aber nicht nachgewiesen.

[26] UB. ob der Enns 9, 412, 898, 436; Fontes rer. Austr. 28, 53; Arch. f. österreich. G.-Qu. III, 1855, 13; Fontes rer. Austr. 28, 5. — „habchler" auch in Mich. Beheim's Wienern 178, 24.

dieses Ergebnisses fragt man sich mit doppelter Neugier, wie denn nun Heinrich I. zu diesem Beinamen gekommen ist.

II.

Durch das ganze Mittelalter hindurch zieht sich neben der ernsthaften geschichtlichen Aufzeichnung eine Fabelhistorie, die der Unterhaltung oder eigennützigen Interessen hochgestellter Herren dient und unbedenklich einen historischen Rahmen mit anekdotischen oder phantastischen Erzählungen und willkürlichen oder tendenziösen Erfindungen verschiedenster Art ausfüllt. Oft genug nistet sie sich auch mitten unter echten nachrichten ein. Nicht nur an Fürstenhöfen und in Stadthäusern, sondern auch in Klostersälen und auf der Kanzel liebte man Geschichte als Sammlung unterhaltsamer Märlein oder lehrhafter Beispiele, und Erzähler, die für entsprechende Werke zu sorgen verstanden, hat es alle Zeit gegeben von Notker Balbulus bis zu Thomas Lirer und Konrad Bothe hinab.

Als 1125 mit Lothar von Supplinburg wieder ein Sachse auf den Königsthron gelangte, hat ein patriotischer Landsmann von ihm aus der Harzgegend eine derartig zusammengesetzte Kaisergeschichte niedergeschrieben, vielleicht für den König selbst bestimmt und in einheimischer Sprache als Reimerzählung abgefaßt. In ihr wurden die einzelnen deutschen Herrscher und ihre Zeit durch allerlei Geschichtchen charakterisiert, wie sie die fabulierende mündliche Tradition nach und nach herausgebildet haben mag[27].

Das Werk ist verloren, der Sächsische Annalist hat es um 1140 gekannt, und in den 80er Jahren haben die Pöhlder Annalen größere Partien aus ihm aufgenommen und uns so erhalten. Hier erscheint auch die Voglersage in ihrer ältesten uns bekannten Gestalt. Nicht beim Regierungsantritte des Königs, wo sie hingehört hätte, wird sie angeführt, sondern erst beim Jahre 924 mitten zwischen anderen Einschüben, die offensichtlich die Kirchenfrömmigkeit des Königs herausstellen sollen. Leider wird die Sage nicht in ihrer ganzen Breite erzählt, sondern nur in einigen Zügen angedeutet, um zu begründen, warum Heinrich den Beinamen auceps, den der Sächsische Annalist schon um 1140 nennt, bekommen habe[28].

Iste est primus Heinricus post Karolum, cognominatur auceps pro eo quod venatu semel in curia sua Dinkelere brumalem declinans intemperiem cum pueris lascivis aviculas inlaqueavit. In quo etiam studio a principibus deprehensus, inopinate Aquisgrani intronizatus est.

Die Stelle ist ohne grammatische und logische Prägnanz, was vielleicht auf das Konto der angenommenen deutschen Vorlage zu setzen ist, und läßt sich daher nicht exakt übersetzen[29]. Sie besagt: Heinrich befindet sich

[27] Vgl. E. Bernheim, N. A. 20, 1895, 53 ff.

[28] SS. XVI. 61. — Die Quellenstellen zur Voglersage behandelt *Waitz*, Jahrbücher Heinrich I., 3. Aufl. 1885, S. 209 ff. Darauf sei hier ein für allemal verwiesen.

[29] Eine Assonanz vogelere: dinkelere würde dem Reimgebrauch jener Zeit durchaus entsprechen. — Die um 1148 vollendete Kaiserchronik von Regensburg würde sich die Sage schwerlich haben entgehen lassen, wenn sie dem Verfasser bekannt gewesen wäre; sie betont aber nur den Widerstand des Grafen Heinrich gegen die Wahl (V. 15768 ff.).

einstmals auf der Jagd, wird aber durch die grimmige Winterkälte auf seinem Hofgut Dinkelere festgehalten, da vertreibt er sich die Zeit damit, zusammen mit losen Buben Kleinvögel in Schlingen zu fangen. Bei solcher Beschäftigung wurde er auch von den Fürsten überrascht und wider Willen zu Aachen auf den Thron gesetzt[30]. Der Vogelherd wird nicht ausdrücklich genannt. Merkwürdig mutet dieses *cum pueris lascivis* an; Eike von Repgow hat später daraus ein „mit seinen Kindern" gemacht, aber so steht es nicht da. Die Spannweite der Bedeutung von *lascivus* ist im Mittelalter eine recht ausgedehnte und reicht von harmloser Fröhlichkeit bis zu lasterhafter Ausschweifung; seit Horaz (Sat. 1, 3, 134) ist es ein stehendes Beiwort der Jugend und hat daher hier wohl nichts besonderes zu besagen[31].

Nur zwei Einzelheiten gehen uns hier an: 1. Heinrich wird *auceps* genannt und darüber ist von gleichzeitiger Hand die Glosse ‚the vugelere' gesetzt, die beim J. 934 noch einmal als ‚the vogelere' wiederholt wird. 2. Als Ort des Vogelfanges wird Dinklar bei Hildesheim (Amt Marienburg) angegeben.

Dieser Ort wird schon Mitte des 12. Jahrhunderts Heinrich zugeordnet: Ein Kaiserkatalog der Wiener Bibliothek bezeichnet den König als „Henricus de villa Dinkeslare".[32]

Heinrich war also um die Mitte des 12. Jahrhundert unter 2 Beinamen bekannt, 1. als Vogler, 2. als von Dinklar. Beiden liegt die Voglersage zugrunde.

Eine Bestätigung dieses Nebeneinander findet sich noch im 14. Jahrhundert bei dem vielbelesenen Dominikaner Heinrich von Herford, der 1355 seine Chronik abschloß. Er vermerkt: *‚Iste Henricus est dictus de dinkelere et Henricus auceps.'*

Denn die Wiederholung des Taufnamens beweist, daß das *et* nicht, wie man bisher angenommen hat, einem *id est* entspricht, sondern daß der Chronist eine doppelte Benennung meint[33].

Waitz hatte in der 1. Auflage seiner Jahrbücher (S. 181) das ‚de dinklere' Herfords für Verderbnis aus ‚de vinkelere' erklärt, nahm also die Präposition *de* für den deutschen Artikel. Nachdem dann die Pöhl-

---

[30] Winkelmann (G. d. dt. V., S. 10) übersetzt: „Das ist der erste Heinrich nach Karl und er hat den Beinamen ‚der Vogler' davon, daß er auf einer Jagd einmal auf seinem Hofe Dinkelere des Winters Rauhigkeit meidend mit lustigen Knaben den Vögeln Schlingen legte. Bei dieser Arbeit wurde er von den Fürsten gefunden und unerwarteter Weise zu Aachen auf den Thron erhoben."

[31] Aldhelm, de virg. 2823: lasciva iuventus. — Walahfrid, Visio Wettini 179: nitida et lasciva iuventus. — Arnold von St. Emmeram SS. IV, 546: in puerili lascivia. — Ahd. Gll. I, 673: lascivientium spilontero. — Aber Hrotsvitha, Agnes 211 lascivi iuvenes.

[32] Vindob. 373. Vgl. Anhang. — Das -s- erscheint auch in der lat. Fassung von Eike's Weltchr. s. u. und wird wohl bloße Verderbnis sein. — Zur Etymologie des Namens vgl. Edw. Schröder, ZfdA. 65, 135 u. Zs. f. Ortsnamenkde. IV, 111; Schnetz, ebenda VII, 131.

[33] ed. Potthast, 1859. S. 74. — Die Hauptquelle des Herforders ist hier eine verlorene Sachsenchronik, die nach Holder-Egger (N. A. 17, 177 ff.) um die Mitte des 13. Jahrhunderts kompiliert ist.

der Annalen bekannt geworden waren, gab er diese Ansicht auf und stellte nunmehr zur Erwägung, ob hier nicht ein verlorenes altdeutsches Gedicht mit dem Reimpaar Dinkeler: Finkeler durchschimmere[34]. Allein wir werden gleich sehen, daß die Überlieferung die Substition eines solchen Reimes ausschließt.

In neuer Form erscheint die Sage im 13. Jahrhundert bei Arnold von Lübeck um 1210 und in dem Bericht *de Heinrico rege* einer Bredelarer Handschrift, den Maßmann veröffentlicht hat[35]. Trotz der chronologischen und personellen Verwirrung beider Quellen, die Waitz charakterisiert *(S. 210 ff.)* und die zum mindesten beweist, daß diese Fassung der Sage schon etwas älter sein muß, ist ihre gemeinsame Grundstruktur deutlich erkennbar. Die sächsischen Fürsten wählen Heinrich zum König und schicken eine Deputation zu ihm, um ihn an den Königshof zu holen, als der bei Arnold Goslar genannt wird. Die Gesandten begeben sich *ad villam Thinchelere dictam a civitate Hildeneshemensi non valde remotam*, treffen aber nur seine Gemahlin zu Hause an, da Heinrich, ein einfacher, rechtschaffener Mann, gerade in seiner Scheune ganz allein beim Vogelfang sitzt[36]. Die Fürstin ist in größter Verlegenheit über den unverhofften Besuch und fürchtet, ihr Mann könne sich wegen der unstandesgemäßen Beschäftigung blamieren[37]. Sie gibt deshalb vor, ihr Mann sei gerade auf die Jagd geritten, werde aber bald heimkommen. Heimlich läßt sie ein Pferd satteln und zusammen mit Jagdhunden zur Scheune schicken, so daß Heinrich nun hoch zu Roß

[34] 3. Aufl., 1885, S. 209.

[35] Kaiserchronik III, 1854, S. 1063 ff., z. T. danach bei Waitz, S. 212. — Wo sich die Hs. befindet, erwähnt Maßmann nicht.

[36] *volucres captans proprio suo solus sedit in horreo.* Auch Arnold, der den Ortsnamen nicht erwähnt, sagt *in horreo*, also nicht am Vogelherd, man wolle denn *horreum* mit Vogelhütte übersetzen, wofür ich nirgends einen Beleg gefunden habe.

[37] Der Kleinvogelfang am Vogelherd mit Netz oder Kloben galt im MA. im Gegensatz zur herrschaftlichen Beizjagd als niedere Beschäftigung, mit der sich ein Herzog oder König unmöglich abgeben konnte. Dieser Sachverhalt ist uns gerade durch die Heinrichsage und ihre Idyllisierung in J. N. Vogl's Gedicht ganz verdeckt worden. Wenn *Waltharius* auf der Flucht selber Fische und Vögel fangen muß, so betont er ausdrücklich (Vs. 273), daß das nur unter dem Zwange der Not geschehe. *Ratherius* von Verona wirft um 965 oberitalienischen Bischöfen vor, daß sie sich dem verlockenden Vogelfang widmen: der Brief an Hubert von Verona beweist aber, daß er unter *aucupium* die Beizjagd mit Raubvögeln *(accipitres)* versteht (Briefe, ed. Weigle, S. 84). Andrerseits übersetzen die ahd. Glossen *aucupium* mehrfach mit Vogelweide, d. h. Vogelfangplatz, Vogelherd. Während die Erlegung von Habichten und Falken wegen ihres Wertes als Beizvögel schon in den Volksrechten von den Herrschaftsinhabern schwer bestraft wurde, war der Kleinvogelfang nicht herrschaftlich reserviert. Er war ein Grundrecht, dessen Ausübung verachtet war und daher meist an Bauern als Lehen vergabt wurde (vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, 4. A., I, 346). Er war auf bestimmte Bezirke beschränkt, daher der häufige Flurname Vogelherd. — Übrigens: Wenn moderne Historiker das Finklermotiv als Ausdruck des Gemütes oder gar als heitere Verklärung ansprechen, so ist dazu zu sagen, daß man sich kaum eine raffiniertere Grausamkeit vorstellen kann als diesen Vogelfang. Der Vogelsteller ist denn auch in Spruch und Dichtung der Weltliteratur das Sinnbild des heimtückischen Überlisters geworden.

unter Hundegebell in den Hof einreitet, als käme er gerade von der hohen Jagd. — Hier ist wieder Dinklar Ort des Vogelfanges, zugleich auch der des Empfanges der Gesandtschaft, und beide Motive sind dergestalt verbunden, daß Heinrich beim Vogelfang sitzt, während die Gesandtschaft eintrifft.

Der nächste, der auf die Voglersage anspielt, ist Eike von Repgow in seiner Sächsischen Weltchronik, die er um 1225 vollendet. Auch er erwähnt sie nicht beim Regierungsantritt, sondern sogar erst beim Tode Heinrichs in einem Zusatze: *Do vorsched de koning Heinric unde ward begraven to Quedlingeborch mit groten eren. Dit is Heinric de Vogelere geheten, wande he to Vinkelere ward vunden, do he van den vorsten gekoren ward; do vogelede he mit seinen kinden*[38]. Von der Bredelarer Version weiß Eike anscheinend nichts, sondern sein Bericht hängt wieder mit dem der Pöhlder Annalen zusammen, die er wahrscheinlich unmittelbar gekannt hat. Aber er bringt eine entscheidende Abweichung: aus dem dortigen ‚Dinkelere' ist ein ‚Vinkelere' geworden, und damit erscheint zum ersten Male in der Überlieferung das Wort Vinkler, aber nicht als nomen agentis sondern als Ortsbezeichnung; alle Handschriften haben sie oder setzen sie voraus, sie muß also auf ein gemeinsames Grundexemplar zurückgehen[39].

Eike's Werk, die erste Weltgeschichte in deutscher Prosa, fand nach seinem Erscheinen überall große Beachtung und hat sich ungeachtet seines mitteldeutschen Idioms auch über Süddeutschland verbreitet. Damit setzte sich nun auch die neue Ortsbezeichnung Vinkelere durch und drängte das bisherige Dinklar zurück[40]. Die sog. Braunschweigische Herzogschronik, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts kompiliert ist und die vielfach auf jene verlorene Sachsenchronik zurückgeht, die auch Heinrich von Herford vorlag, ist ohne Zweifel von Eike beeinflußt, wenn auch sie von *Henricus de Vinkelere dictus* spricht, obwohl in ihrer Quelle sicher Dinkelere stand; aber der ganze Charakter der Notiz beweist, daß auch sie noch eine Ortsherkunft gibt, daß also das *de* hier lateinische Präposition ist, was bis heute durchweg verkannt wird. Aber mußte das anwachsende Vordringen der deutschen Sprache in Literatur und Geschichtsschreibung nicht eines Tages verlocken, sie als den deutschen Artikel aufzufassen?

In der Tat hat diesen Schritt dann das 15. Jahrhundert getan. Der aus dem Braunschweiger Papendyk stammende Johann Statwech, der in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts in Lüneburg schrieb, ist, soviel ich sehe, der erste, der Heinrich zum Finkler gemacht hat: *Dit is Hinrik auceps, dat is de Vinkeler*, schreibt er in seiner Chronik,

---

[38] MG. Dt. Chrr. II, 160. — Die lat. Übersetzung (Hs. des 15. Jh.) lautet: *Hic est Hinricus, qui cognominatus est vogelere, quod latine dicitur auceps, quod a principibus electus et quesitus in opido vmbeslere cum filiis suis in occupatione aucupationis est inventus*. Maßmann, Das Zeitbuch des Eike von Repgow, 1857, S. 300.

[39] Denkbar wäre, daß im Or. die Initiale ausgelassen war oder daß dort der vordere schräge Balken des großen D so hochgezogen war, daß der maßgebende Abschreiber ein V zu sehen glaubte.

[40] Auch der „Lohengrin" hat sie aus Eike übernommen.

die uns autograph erhalten ist[41]. Seine Quelle dürfte noch etwa gelautet haben: *Iste Henricus auceps sive de Vinkelere dictus.*

Hier muß ich noch einmal auf die deutsche Wortbildung zurückkommen. Es ist ausgeschlossen, daß man in Niedersachsen um die Mitte des 15. Jahrhunderts schon das Suffix -ler (mit parasitärem l-) gebraucht hat, statt des alten -er; vielmehr setzt eine Personalbildung ‚Vinkelere' für jene Zeit dort voraus, daß ein Frequentativum „vinkelen" in der Bedeutung „Finken fangen" entweder in Gebrauch war oder doch als selbstverständliche Grundlage empfunden wurde[42]. Normal wäre dort die Form Vinkere gewesen.

Nur einzelne Werke des 15. und 16. Jahrhunderts nehmen nun den Finkler auf, die Majorität bleibt bei dem alten Vogler. 1492 erscheint er zum ersten Male im Druck in Konrad Bothe's „Cronecken der sassen" (Hain 4990). Ottos des Erlauchten Sohn, heißt es da zu 916 (f. 51 r) wurde *geheten de vinckeler, vmme den willen he plach gerne vogel to vanghen vnde na honren to weyden, darumme krech he de by namen vnde het de vinckeler.* Noch zweimal bringt er den Beinamen (fol. 52 r und 53 r), nur einmal *(f. 32 v)* nennt er den „vogeler"; er weiß nichts von einer Verbindung der Benennung mit der Königsdeputation. Dagegen erzählt 1556 der Merseburger Ernst Brottuff in der ersten Heinrich I. gewidmeten Monographie „Historia ... von Herrn Heinrichen", Graf Eberhard habe Heinrich „auff dem Finckenherde gefunden". *Ist darumb der Finckeler oder Vogeler genant;* auch den Beinamen „Vogelsteller" bringt er einmal.

Von Brottuff hat dann der Nordhäuser Cyriakus Spangenberg den Finkler übernommen in seiner vielgelesenen „Sächsischen Chronica" von 1585 (S. 160), und er dürfte wohl am stärksten für die Einbürgerung des Beinamens gesorgt haben.

Als im 17. Jahrhundert sich der landesfürstliche Historismus der Erschließung mittelalterlicher Quellen widmete, da ist der Finkler den braunschweigischen Editoren schon eine Selbstverständlichkeit. Joachim Joseph Mader, der 1661 die Braunschweiger Herzogschronik erstmals herausgab, faßt in der oben genannten Stelle das lokale „de Vinkelere" nun als nomen agentis und druckt es mitten im Antiquatext mit Frakturbuchstaben: *Iste Hinricus* de Vinckeler *dictus*[43]; er verlegt damit den Finkler ins 13. Jahrhundert zurück. Seine Auffassung hat dann nicht nur Leibniz[44], sondern noch der Herausgeber in den Mon. Germ. Weiland übernommen.

Nachdem nunmehr der Grundzug der Entwicklung erkannt ist, erübrigt es sich, weitere Einzelzeugnisse anzuführen über den Fortgang des Gebrauches, wie in den Geschichtswerken des 18. Jahrhunderts der Fink-

[41] ed. Deiter, Niederdt. Jahrb. 39, 1913, S. 66. — Vorher bei Leibniz, SS rer. Brunsw. III, 1711, 266.

[42] Ein Analogon: wenn um 1400 in Braunschweig die vereidigten Unterkäufer „mekelere" genannt wurden, so ist das Wort nicht direkt zu ‚machen', sondern zu einem Frequentativum ‚mäkeln'=Kaufgeschäfte betreiben, zu stellen.

[43] J. J. Mader, Antiquitates Brunsvicenses, 1661, S. 3. — Vgl. auch Leibniz, SS. rer. Brunsv. II, S. 14.

[44] Das beweist das Register zum 3. Bande der SS. rer. Brunsv.

ler immer beliebter wird und seit Mitte des 19. Jahrhunderts das Übergewicht erlangt. Hervorhebung verdient indessen, daß, nachdem Simon Friedr. Hahn 1713 den unhistorischen Charakter der Sage erkannt hatte, Joh. Jacob Mascov in seinen „Commentarii" (1741) die ganze Vogelstellergeschichte als erster mit Stillschweigen übergeht, *scriptorum aequalium et probatorum diplomatum testimoniis unice insistens.*

Was ist nun bei der Untersuchung herausgekommen?

1. Eine Berufsbezeichnung Finkler in der Bedeutung Vogelsteller hat sich bis jetzt weder in der Schriftsprache noch in den Dialekten nachweisen lassen. Nur unter den süddeutschen Personennamen kommt das Wort Finkler vereinzelt vor; ob es hier als Vogelsteller zu deuten ist, läßt sich nicht erkennen. Mir ist es wenig wahrscheinlich.

2. Heinrich I. hieß im 12. Jahrhundert nicht nur der Vogler, sondern auch ‚von Dinklar'. Diesen Wohnsitzbeinamen hat Eike von Repgow fehlerhaft um 1225 in ein ‚von Vinkelere' geändert, das dann von anderen zu ‚de Vinkelere', immer noch im lokalen Sinn, latinisiert wurde. Diese lateinische Bezeichnung hat um 1440 Johann Statwech irrtümlich als deutsche Personalbenennung „der Finkler" aufgefaßt und damit „den Finkler" geschaffen, der seit dem 18. Jahrhundert den alten „Vogler" mehr und mehr zurückgedrängt hat und als dessen vermeintlich altes Synonymon so stark geworden ist, daß er selbst führende Forscher des 19. Jahrhunderts blind machte gegen den in den Quellen klar zu Tage liegenden Sachverhalt.

Anhang
Ein Wiener Kaiserkatalog

Der oben erwähnte Vindobonensis 373, eine Miscellannhs. unbekannter Provenienz (11.—14. Jh.), enthält f. 11 r einen dürftigen Kaiserkatalog, den ich hier wegen seiner Verwandtschaft und wegen seiner Zusätze anfüge. Er ist um die Mitte des 12. Jhs. in Österreich oder Bayern geschrieben. Durch Ausfall eines Doppelblattes ist der Anfang verloren gegangen, ebenso der Schluß des vorausgehenden, aber nicht parallel gearbeiteten Papstkataloges[45].

Seine Zusammensetzung ist leicht erkennbar. Die mit Mauritius (582) einsetzende erste Partie ist eine kahle Succession der römischen Kaiser bis Justinian II. (685—695) ohne Angabe der Regierungsdauer. Als zweites Stück folgt ein Karolingerkatalog in der ostfränkischen Abfolge mit Angabe der Verwandtschaft und der Regierungsdauer, jedoch ohne Herrschertitel; er scheint mit Konrad I. geschlossen zu haben, wenn man einen verwandten Salzburger Katalog *(SS. XIII, 266)* als Maßstab nehmen darf. Er beginnt mit Pippin dem Mittleren, dem eigenartiger Weise ein Merowinger Dagobert vorangesetzt ist, also wohl Dagobert II., vielleicht um auf diese Weise die frühen Karolinger in eine Königstradition zu stellen. Die Metzer Arnulfgenealogie des 12. Jhs. (*SS.* XXV, *381)* weist den gleichen Einschub auf, während die rhythmische Frankengenealogie *(SS. IX, 308)* den Anschluß an die Merowinger erst nach Dagobert III. herstellt.

Der letzte Teil umfaßt die Ottonen, in der gleichen Art und Weise wie die Karolinger beschriftet, und endet mit Heinrich II., für den keine Regierungsjahre mehr eingetragen sind und der nur als rex bezeichnet ist. Da der Schreiber dann ¾ Kolumne frei läßt, wird man vermuten dürfen, daß seine Vorlage nicht weiter reichte. Dafür spricht auch die Anlage eines eng verwandten Kataloges aus Schäftlarn, der die Reihe von erster Hand bis Fridericus imperator fortsetzt, also nach 1155 geschrieben ist. Während beide Kataloge die Regierungsjahre der Ottonen nur summarisch und oft fehlerhaft angeben, setzt der Schäftlarer Katalog die genaue Regierungszeit Heinrichs II. von 22 Jahren und 5 Wochen ein. Das sieht doch so aus, als sei diese Angabe gleich nach seinem Tode im Grundexemplar hinzugefügt worden.

Was unser Katalog vor dem Schäftlarer voraus hat, sind seine jüngeren Zusätze. Die Betonung der bayerischen Nationalität bei Arnulf und Heinrich II. ist vielleicht noch ursprünglich, aber die Notate zu Karl III. und Heinrich I. (s. o.) können erst im 12. Jahrhundert angebracht worden sein. Karl heißt (nach *Horaz sat. I, 3, 47)* „cum distortis cruribus",

[45] f. 10. — Inc.: „Nomina Apostolicorum sanctae Romanae aecclesiae.
Beatus Petrus apostolus princeps apostolorum ex patre Johanne in Antiochia sedit annos VII, Rome sedit annos XXV menses II dies VIII.
Linus natione Italus ex regione tuscia sedit annos XV menses III dies VIII." — Es folgen Cletus, Clemens, Anacletus, Euaristus, also die Reihe des liber pontificalis, in dessen Descendenz der Kat. gehört, ohne sich einer bestimmten Gruppe zuweisen zu lassen. Er bricht mit Zosimus (417—418) ab: Zosimus natione grecus ex patre abramio presbytero sedit annum I menses VIII dies XXV." — Infolge der ungleichen Länge der Texte läßt sich nicht errechnen, wieweit ungefähr der Kat. gereicht hat.

also „der mit den Säbelbeinen“ — eine Verhöhnung, die das crassus des Sächsischen Annalisten anschaulich ergänzt und wohl auf die gleiche Quelle, die erwähnte Sachsenchronik (aus der auch der Heinrich von Dinklar stammt) zurückgeht. Der Bericht über Karls Erwürgung stimmt bis auf 2 Ausdrucks-Varianten wörtlich zu der Chronik Hermanns des Lahmen (888) und wird wohl direkt oder indirekt von da geholt sein.

Von diesen Zusätzen abgesehen, halte ich den mit Dagobert beginnenden Katalog für eine unter Heinrich II. angefertigte Einheit.

Text

W = Vindob. 373.

S = Clm 17072, gedruckt SS. XIII, 268, hier neu verglichen. Der Kat. ist auf die ursprünglich leere erste Seite einer Lage (f. 49 r) von einer Hand geschrieben und steht an der Spitze einer Folge von Bischofslisten. Ein größeres Stück dieser Listen findet sich auch auf einem fragmentarischen Einzelblatte (Clm 29093) des 11. Jahrhunderts, das wohl ein Rest seiner Grundlage ist.

Tyberio successit Mauricius.
Defuncto Mauricio imperavit Focas.
Post Focam regnavit Heraclius.
Heraclio successit Constantinus.
Constantino successit Constantinus filius eius.
Defuncto Constantino successit item Constantinus.
Mortuo Constantino imperavit Justinianus.[a]
Dagobertus rex.[b]
Pippinus filius Ansgisi ann. XXVI.
Karolus filius eius ann. XXV.
Pippinus ann. XXVIII.
Karolus magnus filius eius ann. XLVII.[c]
Hludouuicus filius eius ann. XXVI.[d]
Hlodouuicus filius eius ann. XXXV.[e]
Hludouuicus filius eius ann. V.[46]
Karolus filius eius cum distortis cruribus regnavit ann. VI.
& expulsus a regno in Alamannia in uilla Nidinguon suffocatus
& in Augea sepultus.[f]
Arnolfus Baioarius post hunc regnavit annis XIII.[g]

---

[46] Auch die Fuldaer Annalen bringen Ludwig III. als Nachfolger Ludwigs des Deutschen.

[a] soweit nur in W. —
[b] ‚tagobertus‘ S.
[c] ‚magnus‘ in W über der Zeile. — ‚filius eius‘ fehlt S.
[d] ‚Lvdowicus‘ stets in S. ‚filius eius‘ fehlt hier und bei den weiteren Karolingern in S.
[e] die Zeile fehlt in S., ebenso im Salzburger und im Mainzer Katalog (SS. XIII 267, Nr. V) durch Verschulden der Abschreiber bzw. ihres gemeinsamen Vorexemplars. — Es ist irrig, wenn hier MG. SS. XIII, 266 a. 1 Lothar ergänzt wird.
[f] in S nur: ‚VIII. Karolus imperator ann. VII.‘
[g] S: ‚VIIII. arnolfus imperator ann. XIII.‘

Hludowicus filius eius ann. X.
Chuonradus annos VII.[h]
Heinricus de villa Dinkeslare annos X & VIII.[i]
Otto magnus imperator filius eius annos XXXVII.[k]
Otto filius eius imperator ann. XI.[l]
Otto tertius filius eius ann. X & VIII.[m]
Heinricus nepos eius & dux Baioariorum rex annos.[n]

h ‚Kuonradus' S.
i S: ‚XII. Heinricus ann. XVIII, qui s. Volricum sublevavit.' — Dieser eigentlich Heinrich II. (irrig) zugedachte Zusatz bezieht sich wohl auf die Sublevation von 993 und wird nach dem Brande der Afrakirche von 1183 zugefügt sein.
k S: ‚XIII. Otto imperator augustus ann. XXXVII.'
l ‚imperator' fehlt S.
m ‚filius' eius fehlt W.
n S: ‚XVI. Heinricus rex ann. XXII. Ebdomad. V.' — In S folgen: „XVII. Kuonradus imperator augustus. ann. XVIII. — XVIII. Heinricus rex ann. XVII. — XVIIII. Heinricus imperator II. annos. — XX. Heinricus imperator III. annos. — XXI. Lotharius rex. — XXII. Kuonradus rex. — XXIII. Fridericus imperator."

Deutsche Siedlungsforschung

3. Bericht

von Herbert Helbig

Baden

Der Überblick von *H. Stoll und H. Büttner*[1] über die frühmittelalterliche Besiedlung des Breisgaus[2] hebt die alamannische Landnahme der Freiburger Bucht hervor und zeigt, daß das Gebiet rings um den Schwarzwald in karolingischer Zeit wirtschaftlich erfaßt und bis zum Ende des 9. Jahrhunderts politisch organisiert war. Das Waldgebirge blieb unerschlossen, erst vom 10. Jahrhundert an wird es besiedelt. *Th. Mayer*[3] weist im einzelnen nach, daß die Reformklöster des Schwarzwaldes nicht bloß aus religiösen Gründen, sondern auch aus macht- und wirtschaftspolitischen Absichten gegründet wurden. Rodung und Besiedlung leiteten in vielen voneinander getrennten Bezirken geistliche und weltliche Persönlichkeiten, denn auch der Adel war darauf bedacht, sich Herrschaftsbezirke zu schaffen. Vor allem betrieben die Zähringer eine geschickte Politik des Landerwerbs und der Gebietsabrundung. — Die Urbarmachung des Albgebietes im Südschwarzwald setzte im 10. Jahrhundert mit der Gründung von St. Blasien ein. *Th. Greiner*[4] hat untersucht, wie die breiten, glazial umgeformten Hochtäler der beiden Albquellflüsse und die geräumigen Hochflächen beiderseits des eng eingeschnittenen Albtales der ländlichen Siedlung erschlossen wurden. — *H. Nagel*[5] macht wahrscheinlich, daß die Alamannen rodend an die Randgebiete des Hotzenwaldes herangingen. Einer ältesten Ortsnamengruppe (Hochsal, Rotzel und Hänner) folgt später eine auf die Endungen -ingen und -wihl. Diese Orte haben die Gewannflur der Ebene in einer dem Gebirge angepaßten Form übernommen; es sind fast ausschließlich Haufendörfer. Die jüngste Ortsnamengruppe (-schwand) ist den typischen Rodungsformen der Weiler und Zinken eigentümlich, die

---

[1] Schauinsland, Jg. 65/66, 1939, S. 122—132.

[2] E. Schillinger, Die Siedlungsgesch. d. Breisgaus b. z. Ende d. Karolingerzeit unter bes. Berücksichtigung der Ortsnamen, Diss. Freiburg 1945, war noch nicht zugänglich. Verwiesen sei auch auf die einen guten Überblick bietenden Aufsätze über Landschaft und Siedlung, Burgen und ma. Städte des Breisgaus von F. Metz, J. Schlippe und W. Noack in der Oberrhein. Heimat, 28, 1941.

[3] Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter. Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. 52, 1939, S. 500—522. S. auch Die historisch-politischen Kräfte im Oberrheingebiet im Mittelalter, ebd. 1—24.

[4] Beiträge zur Siedlungsgeogr. des Albgebietes im südl. Schwarzwald. Mitt. d. geogr.-ethnol. Gesellsch. Basel 3, 1928/30 (ersch. 1931), S. 55—213. S. auch H. Büttner, Die Anfänge der Herrschaft Lenzkirch, Schr. d. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar, 21, 1940, 99—125.

[5] Die Siedlungen des Hotzenwaldes. Ein Beitrag z. Siedlungsgeogr. d. südl. Schwarzwaldes. Badische geogr. Abh. 5, 1930, 108 S. m. Abb.

schließlich über die Hofgruppe zum Einzelhof überleiten. Dabei ist zu beachten, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts die meisten Einzelhöfe noch nicht vorhanden waren, sondern erst späterem grundherrlichen Einfluß ihre Entstehung verdanken. — In einem vielseitigen Sammelwerk über den Hotzenwald äußert sich *G. Endriß*[6] über Siedlung und Wirtschaft dieser südlichen Schwarzwaldlandschaft. — Die ländlichen Siedelformen des hohen Waldes typisiert *R. Martini*[7] in der ihm eigenen Art; die aus Waldhufenorten, Weilern und Einzelhöfen gemischte Siedlungsweise hebt sich deutlich von den Dörfern der umgebenden Landschaften ab. — Die Kulturgeographie der Baar von *E. Fischer*[8] bringt über die Besiedlung nichts, die, wie *F. Metz*[9] an Flurformen und rechtlichen Erscheinungen zeigt, sehr alt ist. Knapp aber klar sind die einzelnen Perioden und die treibenden Kräfte der Besiedlung in vorfürstenbergischer Zeit von *K. S. Bader*[10] herausgestellt worden. — Ders. beschreibt die Erschließung des südöstlichen Schwarzwaldes durch das Kloster Friedenweiler und seine Vögte, die Grafen v. Urach-Fürstenberg[11], *M. Weber*[12] die Rodungsarbeit der Zisterzienserabtei Tennenbach im unteren Kirnachtal. — *H. Schreppfer*[13] ist in seinem Buch über den Kaiserstuhl für die Kontinuität des Besiedlungsverlaufes in dieser Kleinlandschaft eingetreten, die er als Geograph im besonderen siedlungsphysiognomisch untersucht hat. Aus dem wenige Jahre später erschienenen Sammelwerk über den Kaiserstuhl[14] sei auf die Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte (G. Kraft), mittelalterlichen und neueren Geschichte (J. Rest) und über das Siedlungsbild (F. Metz) verwiesen. Deutlich wird die Siedlungsfeindlichkeit des westlich Freiburg gelegenen Mooswaldes, der als Verkehrsschranke lange Zeit hemmender wirkte als der Rhein zwischen Elsaß und Kaiserstuhl. — Über zwei bei Karlsruhe zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegründete wallonische Gemeinden handelt *K. Blau*[15].

In der rechts- wie siedlungsgeschichtlich gleich ertragreichen Arbeit *M. Wellmers*[16] über Ursprung und Wesen der Markgenossenschaften

[6] Landschaft, Siedlung u. Wirtschaft d. Hotzenwaldes. Der Hotzenwald, vorgelegt vom Alemann. Institut in Freiburg, Bd. 1, 1941.

[7] Die ländliche Siedlungsgestaltung im Schwarzwald, Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 45, 1932, S. 266—303.

[8] Beiträge zur Kulturgeogr. der Baar. Badische geogr. Abhandl. 16, 1936, III, 123 S.

[9] Die Baar, Donaueschingen — Villingen, hrsg. v. H. E. Busse, Karlsruhe 1938, 464 S. = Sonderheft „Badische Heimat", Jg. 25, 1938.

[10] Zur politischen u. rechtlichen Entwicklung der Baar in vorfürstenbergischer Zeit, Freiburg i. Br. 1937, 39 S.

[11] Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 52, 1938, 24 ff., auch Veröff. a. d. Fürstl. Fürstenberg. Archiv, H. 2, 1938, 74 S.

[12] Die Rodungen und Besitzungen Tennenbachs auf der Baar, Villingen 1937, 72 S., auch Ztschr. d. Freiburger Gesch. Ver. Bd. 46, 1935 u. 48, 1937.

[13] Der Kaiserstuhl. Landschaft, Siedlungen u. Volkstum. Karlsruhe 1931, 96 S. = Vom Bodensee zum Main 40.

[14] Der Kaiserstuhl. Landschaft u. Volkstum, hrsg. vom Alemann. Inst. in Freiburg i. Br., Freiburg 1939, 278 S.

[15] Zur Entwicklung der ländlichen Siedlung am Oberrhein, Heidelberg 1934, 44 Seiten.

[16] Zur Entstehungsgeschichte der Markgenossenschaften. Der Vierdörferwald bei Emmendingen. Freiburg 1938, XII, 182 S. — Veröff. d. Oberrhein. Inst. f. Gesch. u. Landeskde. 4.

des Vierdörferwaldes bei Emmendingen wird nachgewiesen, daß die Marken während der fortschreitenden Kolonisation entstanden. Diese zwang die Marktberechtigten der freien Allmendgemeinden, in Wahrung eigener Ansprüche gegenüber herrschaftlichem Waldschlag und dem Einzug von Neusiedlern die Gesamtmark in Einzelmarken zu trennen und abzugrenzen. — *K. S. Bader*[17], *Th. Mayer*[18] und andere[19] erkennen die lange umstrittene Rechtsqualität der südwestdeutschen Freibauernschaften jetzt — wenn auch nicht ausschließlich — als landschaftlich verschieden beschränkte Freizügigkeit der bäuerlichen Rodungssiedler des 12. und 13. Jahrhunderts an.

A. Kohler[20] unterscheidet nach den Gründen, die zur Anlage der Breisgauburgen führten, drei Haupttypen: 1. Burgen als Herrschaftsstützpunkte, von verschiedenen Geschlechtern errichtet, unter denen nur den Zähringern eine erfolgreiche Burgenpolitik gelang; 2. Rheinburgen zum Schutz und zur Überwachung des Verkehrs auf Strom und Straßen; 3. Burgen zur Befestigung der Dorfherrschaft und Sicherung der daraus fließenden Einkünfte ohne militärische und politische Bedeutung. — Rechtliche Überlieferung und siedlungstechnische Anlagen der zähringischen Stadtgründungen vergleicht *E. Hamm*[21] und hält daran fest, daß diese Städte in der Nähe schon vorhandener Siedlungen angelegt worden sind, von denen sie baulich und rechtlich scharf getrennt waren. Während *H.* Freiburg auf der Basis ländlichen Nahverkehrs gegründet ansieht, tritt *P. Albert*[22] nach dem Text der Gründungsurkunde und verkehrsgeschichtlichen Erwägungen für die ältere Theorie einer planmäßigen landesherrlichen Stadtgründung im Zuge des Fernhandelsverkehrs ein. — Über die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung von Konstanz unterrichtet ein Aufsatz von *H. W. Faißt*[23].

---

[17] Das Freiamt im Breisgau u. d. freien Bauern am Oberrhein, Freiburg i. Br. 1936, IX, 124 S. = Beitr. z. oberrhein. Rechts- u. Verfassungsgesch. II. S. auch Ztschr. f. Schweizer Recht, N. F. 59, 1939, zu H. Rennefahrt; Bauernrecht u. Bauernfreiheit im späteren Ma., Histor. Jahrb. 61, 1941, 51 ff. u. den Beitrag in dem in der folgenden Anm. genannten Sammelwerk.

[18] Die Entstehung des „modernen" Staates u. d. freien Bauern, Ztschr. Savigny-Stift. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 57, 1937, 210 ff. u. das vom gleichen Verf. hrsg. u. eingeleitete Sammelwerk: Adel u. Bauern im deutschen Staat des Ma.'s, Leipzig 1943.

[19] K. H. Ganahl, Langenerchingen, Ztschr. Savigny-St. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 58, 1938, 389 ff.; Bäuerliche Freiheit als Herrschaftsanspruch des Grafen, Festschr. A. Zycha, 1941, 103 ff.; Adel und Bauern, 130 ff. H. Schwarz, Der Hotzenwald u. seine Freibauern, Quellen u. Forsch. z. Siedlungs- u. Volkstumsgesch. d. Oberrheinlande, II, 1, 1941, 67 ff.

[20] Die Burgen des mittelalterlichen Breisgaus, Diss. Freiburg 1940, 106 S.

[21] Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland, Freiburg 1932, XI, 144 S. — Veröff. d. Alemann. Inst. Freiburg, H. 1.

[22] Von den Grundlagen zur Gründung Freiburgs i. Br., Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. 44, 1931, S. 172—231.

[23] Die geographischen Grundlagen der Siedlung Konstanz u. ihre Auswirkungen in Vergangenheit u. Gegenwart. Schrift d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees 62, 1935, S. 83—176.

Württemberg

Dem Kernland des alamannischen Stammesgebietes galt das Interesse der Siedlungsforschung von jeher im besonderen Maße. *K. Weller* hat nach eigenen Vorarbeiten und gestützt auf V. Ernst, Gradmann und Veeck eine „Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3.—13. Jahrhundert" vorgelegt[1]. Vom Zusammenschluß suebischer Völkerschaften zum alamannischen Stamm im frühen 3. Jahrhundert, dem Durchbruch durch den römischen Grenzwall und der Landnahme im heutigen Württemberg wird die Besiedlung bis zu den Anfängen des Städtewesens in staufischer Zeit beschrieben und aus guter Kenntnis der Überlieferung zu Fragen der Entwicklung des geschichtlichen Lebens Stellung genommen. Anlage, Namengebung und Verfassung der Urdörfer in den verschiedenen Landesteilen, die Kultur der Reihengräber, der Landesausbau und die frühesten kirchlichen Organisationen, rechtliche Verhältnisse und ständische Gliederung von der karolingischen bis zur staufischen Zeit, die Errichtung von Burgen und die Gründung von Märkten und Städten sind nach den schriftlichen Zeugnissen vortrefflich analysiert worden. Indessen blieben andere Quellen, welche die Siedlungsforschung mit Gewinn nutzt, etwa die Flurformen, unberücksichtigt. So kommen mehrfach überholte Ansichten zum Vortrag, etwa über die verfassungsmäßigen Zustände der Urdörfer, als deren Kern nach V. Ernst der Hof des Dorfoberhauptes, der spätere Herrenhof gesehen wird. — *A. Helbok*[2] machte vorher darauf aufmerksam, daß die Annahme einer dorfweisen Landnahme einzelner Sippen der Berichtigung bedarf. Gelegentlich seiner Studien über die Verbreitung charakteristischer Ortsnamentypen im südwestdeutschen Raum trat er für die Herkunft der -heim-Orte aus Einzelhöfen an Plätzen römischer Niederlassung ein, im Gegensatz zu den Gruppensiedlungen der -ingen-Orte[3]. Gegen Wellers Auffassung, daß die Personennamen der -ingen-Orte Sippennamen und die alamannischen -ingen-Dörfer Sippensiedlungen gleicher und freier Bauern seien, wandte sich wie Helbok[4] auch *H. Dannenbauer*[5], aus wirtschaftsgeschichtlich begründeten Zweifeln und gestützt auf den schon von Veeck festgestellten Widerspruch zum archäologischen Befund. — Die Ergebnisse der in den beiden letzten Jahrzehnten lebhaft geförderten alamannischen Siedlungsarchäologie in Württemberg, Baden und der Schweiz sind von *H. Stoll*[6] zusammenfassend beschrieben und mit der Ortsnamenforschung kombiniert worden. Der seit der Mitte des 7. Jahrhunderts unter dem

[1] Stuttgart 1938, XI, 379 S. = Besiedlungsgeschichte Württembergs, Bd. 3.

[2] Sippensiedlung und Grundherrschaft, Deutsche Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforsch. 2, 1932, S. 105—130.

[3] Fragen der modernen Siedlungsgeschichte Württembergs, Ztschr. Württemberg 1931, S. 11—21; Zur früheren Wirtschafts- u. Kulturgesch. d. alemann. Raumes, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. 45, 1932, S. 1—27.

[4] Histor. Ztschr. 161, 1940, S. 393—396. Dagegen *K. Weller*, Zur Wissenschaft der Besiedlungsgeschichte, Ztschr. f. württ. Landesgesch. 4, 1940, S. 171 bis 178.

[5] Fränkische u. schwäbische Dörfer am Ende des 8. Jahrhunderts, Festgabe f. K. Bohnenberger 1938, S. 53—67.

[6] Alamannische Siedlungsgesch. archäologisch betrachtet, Ztschr. f. württemb. Landesgesch. 6, 1942, 1—25.

Einfluß der besser entwickelten fränkischen Bodenbewirtschaftung intensiver betriebene Ackerbau und der damit verbundene Siedlungsausbau bewirkten gegenüber dem 6. Jahrhundert einen entscheidenden kulturellen Fortschritt. — Es sei auch des gedankenreichen, das gesamtalamannische Siedlungsgebiet berücksichtigenden Forschungsberichtes von *P. Goeßler*[7] gedacht. — „Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der (gallisch-) römischen Welt" sind Gegenstand eines Buches von *G. J. Wais*[8], das nicht auf neuen Untersuchungen beruht, sich aber durch sorgfältige Benutzung des Schrifttums und wohlabgewogene Urteile empfiehlt. — Schließlich hat noch einmal *K. Weller* den Ertrag lebenslanger Arbeit im Dienste der schwäbischen Landesforschung in einer Stammesgeschichte bis zum Ausgang der Staufer niedergelegt[9], außerdem seine Stellungnahme zu wissenschaftlichen Streitfragen begründet[10]. Seiner Meinung, daß die freien Bauern des Landes auf Anregung der Staufer im Rodungsgebiet genossenschaftlich angesiedelt worden seien[11], ist nachdrücklich widersprochen worden[12].

Zusammenhänge zwischen ländlichen Siedlungs- und Wirtschaftsformen Südwestdeutschlands stellt *F. Huttenlocher*[13] heraus, erklärt auch die Entwicklung der Flurformen. Die großen, vielteiligen Gewanne sieht er als nicht durchweg ursprünglich an; die Weiler mit kleinen, blockartigen Feldern finden sich nach seinen Feststellungen nur in den Rodungslandschaften. — Dagegen zeigt eine Bearbeitung der Siedlungsformen des württembergischen Unterlandes (*R. Daehn*[14]), daß der von Gradmann betonte Gegensatz zwischen den frühbesiedelten Gäulandschaften und den spät erschlossenen Waldgebieten grundsätzlich erhalten bleibt, sich aber Veränderungen durch spätere Ausbauten ergaben, indem die altbesiedelten Gebiete fast überall durch Einzelhöfe und Weiler aufgelockert wurden und die Haufendorfgebiete durch Anbauten eine abwechslungsreichere Gestaltung erfuhren. — In Hohenzollern spricht *K. H. Schröder*[15] die Großblockfluren als spätmittelalterliche Schöpfungen geistlicher und weltlicher Herrschaften an. Die bäuerlichen Feldstücke in blockförmiger Lagerung sind gegenüber den Einödfluren zeitlich schwer abzugrenzen; die Gelänge scheinen den im Vogtland gefundenen wesens-

---

[7] Deutsches Archiv f. Landes- u. Volksforsch. 7, 1943, 113—152 mit zahlreichen Lit.-Hinweisen.

[8] Untersuchungen z. german. Landnahme, I, 3. A. Bln. 1943, 256 S.

[9] Gesch. d. schwäbischen Stammes b. z. Untergang d. Staufer, München 1944, IX, 476 S.

[10] Die Alamannenforschung. Ztschr. f. württemb. Landesgesch. 7, 1943, 57—98.

[11] Ztschr. d. Savigny-Stift. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 54, 1934, 178 ff. u. Ztschr. f. württemb. Landesgesch. 1, 1937, 47 ff.

[12] Th. Mayer, Ztschr. d. Savigny-Stift. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 57, 1937, 231 f.

[13] Zeitschr. f. württemb. Landesgesch. 1, 1937 S. 68—87. Versuche kulturlandschaftl. Gliederung am Beispiel von Württemberg, Forsch. z. dtsch. Landes- u. Volkskde. 47, Stuttgart 1949.

[14] Die Verbreitung und Gestaltung der ländlichen Orts- und Hausformen im württemb. Unterland mit bes. Berücksichtigung etwaiger stammesartlicher Einflüsse. Stuttgart 1937, VIII, 102 S.

[15] Die Flurformen Württ.-Hohenzollerns und ihre neuzeitliche Umgestaltung, Raumforschung und Raumordnung 5, 1941, S. 309—331.

verwandt. Die Entstehung der Gewannfluren setzt Sch. zu verschiedenen Zeiten und aus unterschiedlichen Gründen an; sie in schmal- und breitstreifige mit entsprechender Zuweisung an Gebiete verschiedener Erbteilung zu gliedern, scheint methodisch wichtig und weiterführend. — Auf den Einfluß des Klosters Hirsau und die Tätigkeit einzelner Geschlechter, vor allem der Grafen von Calw, geht nach *F. Lutz*[16] die erste Besiedlung des nördlichen Schwarzwaldes zurück. Einwirkungen des Landschaftscharakters auf Wirtschaft und Siedlung in diesem Gebiet[17], zumal die verschiedene Siedlungsstruktur von Heckengäu und Schwarzwald beobachtete *G. Knödler*[18]. Ihm folgend hat *E. Schmid*[19] die voneinander abweichenden siedlungs- und wirtschaftsgeographischen Verhältnisse am oberen Neckar und im angrenzenden Schwarzwald herausgearbeitet. Größere Rodungen waren schon vor Gründung der Klöster Hirsau, Reichenbach und Alpirsbach üblich und diese später nicht so siedlungseifrig wie die großen weltlichen Herrschaften. Die Grafen Eberstein im unteren Murgtal, die Zähringer in der Ortenau und nach ihrem Aussterben die Fürstenberger gelten als die treibenden Kräfte bei der Erschließung dieser Landschaften. — Teilweise entstanden die Siedlungen des östlichen Heuberges nach *A. Fischers*[20] Feststellungen in voralamannischer Zeit, andere in jüngeren Jahrhunderten durch Rodungen, die Einzelhöfe durch die Allmendaufteilungen erst im 19. Jahrhundert. — Die Geschichte der württembergischen Allmenden nach den Weistumsaufzeichnungen und der Landesgesetzgebung, sowie ihre rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse seit der Vereinigung von Neu- und Altwürttemberg sind von *F. Ulrich*[21] übersichtlich dargelegt worden. — Einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der Waldwirtschaft verdanken wir *M. Zeyher*[22].

Siedlungshistorisch ohne Ertrag ist eine Schrift von *A. Butz*[23] über die geographische Verbreitung der Burgen in Oberschwaben und in der Alb. — Einer wichtigen Periode schwäbischen Städtewesens hat sich wiederum *K. Weller*[24] zugewandt. Etwa fünfzig Städte spricht er im Zuge der staufischen Territorialpolitik zur Sicherung und Nutzung des Reichsgutes als planmäßige Gründungen an, insbesondere gefördert durch

[16] Beiträge zur Besiedlungsgeschichte des nördlichen Schwarzwaldes, Württ. Jahrb. Statistik u. Landeskde. 1936/37, S. 151—165.

[17] Wirtschaft u. Siedlungen im nördlichen Schwarzwald, Geogr. Anz. 37, 1936, S. 1—7.

[18] Drei bäuerliche Siedlungen aus Gäu und Schwarzwald, Festschr. f. C. Uhlig, Öhringen 1932, S. 192—201.

[19] Siedlung u. Wirtschaft am oberen Neckar u. im angrenzenden Schwarzwald. Tübinger geogr. Abh. R. 1, H. 27, 1938, 161 S.

[20] Besiedlung, Wirtschaft u. Volkstum des östlichen Heubergs. Ein Beitrag zur Kulturgeogr. d. Schwäbischen Alb. Oberrhein. geogr. Abhandl. 2, Freiburg 1939, IV, 78 S.

[21] Die Allmenden in Württemberg, Tübinger rechtswiss. Diss. 1935, XIII, 158 Seiten.

[22] Der Schönbuch, Waldwirtschaftsgeschichte eines alten Reichsforstes. Darst. a. d. württemb. Gesch. 30, Stuttg. 1938, 208 S.

[23] Die Burgen im südl. Württemberg. Ein Beitr. z. Siedlungsgeogr. von Württemberg. Stuttgarter geogr. Studien, R. A. 66/67, 1940, 116 S.

[24] Die staufische Städtegründung in Schwaben. Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. N. F. 36, 1930, S. 145—268.

Friedrich I. und Heinrich VI. — Für die sieben mittelalterlichen Städte Hohenzollerns erbringt *T. Hornberger*[25] den Nachweis frühester Anlage im Schutze einer Burg und in der Nähe älterer Siedelstellen. — Endlich sei auf zwei Schriften zur älteren Geschichte von Reutlingen *(W. Jäger*[26]*)* und Ulm *(M. Ernst*[27]*)* verwiesen.

Bayern

Die Veränderungen der Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur im Spessart sind, von *J. Siebert*[1] eindrucksvoll beschrieben, immer wieder durch den Wald bestimmt worden, bei den kurmainzischen Kleinsiedlungen zur Jagdausnutzung wie den stattlichen Waldhufendörfern des 13. und 14. Jahrhunderts und den Glashütten, Eisenhämmern und Erzbergwerken in jüngerer Zeit. — In drei vom Würzburger Bistum geförderten Siedlungsgängen ist nach *A. Welte*[2] die südliche Rhön aufgeschlossen worden: zunächst das Buntsandsteinvorland nach der Übertragung an die Kirche seit der Jahrtausendwende, dann in rascher Durchdringung der Salzforst um 1500, endlich das Innere des Waldgebirges in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Bestimmung der Siedelformen erfolgt nach Schlüter, Gradmann und v. Geldern-Crispendorf. — Zur Behebung des Notstandes im Gebiet der während des dreißigjährigen Krieges eingegangenen Eisen- und Glashütten, veranlaßte der würzburgische Landesherr eine Bevölkerungsumsiedlung nach dem Salzforst, die *A. Pfrenzinger*[3] in Einzelheiten ermittelt hat. — Gegenüber diesen ärmlichen Waldgebieten zeigen die Dörfer des fruchtbaren nordfränkischen Grabfeldes andere Formen. Nach *M. Horbelt*[4] sind die ältesten Siedelplätze dorfmäßig geschlossene Anlagen mit Gewannen, doch gibt es bis ins 16. Jahrhundert auch Gewannfluren jüngeren Ursprungs. Daneben finden sich Blockfluren bei Weilern und Einödfluren. Der Verzicht auf Anführung der benutzten Quellen erschwert freilich eine Überprüfung der Angaben. —

---

[25] Die hohenzollerischen Städte. Eine stadtgeogr. Untersuchung. Hohenzollerische Jahreshefte 3, 1936, S. 265—331; 4, 1937, S. 113—167.

[26] Die freie Reichsstadt Reutlingen. Siedlungs- und Verfassungsgesch. bis 1500. Jur. Diss. Tübingen 1940, 118 S.

[27] Zur älteren Geschichte Ulms, Mitt. Ver. f. Kunst u. Altertum in Ulm u. Oberschwaben, 30, 1937, 1—63.

[1] Der Spessart, eine landeskundliche Studie, Breslau 1934, 163 S.

[2] Die Besiedlung des südöstl. Rhönvorlandes. Junge u. jüngste Rodungen eines mitteldeutschen Waldgebietes. Geogr. Anz. 33, 1932, S. 225—234 und 273—280.

[3] Die jüngsten Rodungsdörfer im Würzburgischen Salzforst. Würzburg 1937, VI, 60 S.

[4] Siedlungsbild und Siedlungsentwicklung im Grabfeld, Diss. Heidelberg 1936, 110 S.

Über den Stand der fränkischen Siedlungsforschung berichtet *W. Wießner*[5], weiterführend besonders über Ortsnamenmethode, Flursysteme, Slawenfrage und Zeit der Christianisierung. Ders. Verf. macht geltend[6], daß im Gegensatz zu Württemberg die schwache Besiedlung Frankens in germanischer Zeit eine Folge der zahlreichen Durchzüge verschiedener Völkerschaften gewesen sei, die eine längere Ansässigkeit eines Stammes verhinderte. — Gegen den Begriff der Urpfarrei, von der sich spätere Pfarreien durch Sprengelteilungen abgespalten haben sollen, wendet sich *H. Weigel*[7]. Er setzt dafür die pippinisch-karolingische Fiskalpfarrei als Eigenpfarrei des fränkischen Herrschers auf Königsland, die spätkarolingisch-ottonische Eigenkirche des adeligen Grundherren, im 11. Jahrhundert umgeben von grundherrlichen Maierhof-Kapellen, schließlich die auf dieser Grundlage von geistlichen Gewalten während des 10.—13. Jahrhunderts neu organisierte hochmittelalterliche Großpfarrei, nach deren Auflösung im 14. Jahrhundert die Kleinpfarrei den veränderten geistlichen und wirtschaftlichen Bedürfnissen am meisten entsprechen mochte. — In grundsätzlichen Ausführungen über den Siedlungsgang im Bamberger Bistum schränkt *E. Frhr. v. Guttenberg*[8] die Ausdehnung der Obermainslawen erheblich ein und damit die Notwendigkeit einer gegen sie gerichteten Kolonisation. — Hauptsächlich auf Ergebnisse der Patrozinienforschung gründet sich *J. Schlunds*[9] Geschichte der Besiedlung und Christianisierung Oberfrankens, ist aber methodisch und inhaltlich inzwischen überholt[9a]. — Nach Planvergleichungen hält *R. Schirmer*[10] die Mehrzahl der obermainischen Städte für bewußte Gründungen verschiedener Territorialherren neben schon bestehenden älteren Siedlungen, die in ihrer Entwicklung durch die Vielzahl der Herrschaftsgebiete gehemmt oder durch einzelne Industriezweige gefördert wurden. Die Ursachen der Stadtentstehung sind indessen reicher, wie *O. Weiß*[11] für fünf städtische Siedlungen des südlichen Maindreiecks bei Ochsenfurt zeigt. Die Anfänge der mainfränkischen Städte sind kaum aus geographischen Gegebenheiten zu erklären, vielmehr auf den Willen und das Streben der politischen Mächte zurückzuführen, vor anderen der Bischöfe von Würzburg, der Erzbischöfe von Mainz, der Grafen von Hohenlohe, Düren, Wertheim, der Schenken von Klingenberg, der Grafen von

---

[5] Wege und Aufgaben fränkischer Siedlungsforschung. Jahrbuch f. fränkische Landesforschung, 2, 1936, S. 55—79.

[6] Geschichtl. u. geogr. Voraussetzungen d. Besiedlung Frankens in germ. Zeit. Archiv f. Kulturgesch. 29, 1939, S. 39—50.

[7] Siedlung und Kirche an der oberen Tauber im frühen Mittelalter, Erlangen 1940, 100 S.

[8] Kirchenzehnten als Siedlungszeugnisse im oberen Maingebiet. Jahrbuch f. fränkische Landesforsch., 6/7, 1941, S. 40—129. S. auch P. Schöffel, Pfarreiorganisation u. Siedlungsgesch. im ma. Mainfranken, Ztschr. f. bayr. Kirchengesch. 17, 1942, 1—18

[9] Besiedlung und Christianisierung Oberfrankens, Bamberg 1931, 173 S.

[9a] E. Frhr. v. Guttenberg, Zur Frage der karolingischen Slavenkirchen, Bamberger Bll. 1932/33.

[10] Die städtischen Siedlungen des Obermaingebietes u. des Fichtelgebirges. Heimatkdl. Arb. a. d. Geogr. Inst. d. Univ. Erlangen. H. 3, 1930, IV, 72 S.

[11] Siedlung, Wirtschaft u. Volkstum im südlichen Maindreieck. Fränkische Studien N. F. 1, 1937, 161 S.

Rieneck, Castell, Henneberg und der Äbte von Fulda, wie der Geograph *A. Welte*[12] zugibt.

Das Kernstück der Siedlungsgeschichte Nordostbayerns von *A. Stuhlfauth*[13] bildet nach Deutung des Namengutes eine Schilderung der bayrisch-fränkischen Kolonisation gegen die Slawen. Durch Überschätzung ihrer Bevölkerungsdichte ist das Bild des deutschen Vorstoßes längs der Regnitz verzeichnet; auch wurde auf eine Wertung der Flurformen verzichtet. — Die Entwicklung des Frankenwaldes zur Kulturlandschaft, seine wirtschaftliche Erschließung seit Einzug der Industrie und den Verlauf der Besiedlung bis um 1750 beschreibt unter Herausstellung der entscheidenden Perioden *G. v. Geldern-Crispendorf*[14]. Er macht auf das Fehlen einer typisch slawischen Ortsform aufmerksam und bezweifelt den lange überschätzten Siedlungsanteil dieses Volkes. — Im einzelnen weist *W. Emmerich*[15] nach, wie im Fichtelgebirge thüringische, sächsische, egerländische, bayerische und fränkische Einflüsse aufeinander prallten, sich überschoben und von einer zusammenhängenden sorbischen Besiedlung im 7.—10. Jahrhundert keine Rede sein kann, zumal schon um 1200 das deutsche Siedelwerk abgeschlossen war. Immer im Hinblick auf die Verhältnisse in den benachbarten Gebieten, unter Berücksichtigung der Landesnatur, der vorgeschichtlichen Funde, der Orts-, Flurnamen und Siedelformen werden die älterbesiedelten Räume von den Ausbau- und Rodungslandschaften geschieden. Später hat E. den geschichtlichen Gang der Besiedlung Nordostbayerns in größerem Zusammenhang geschildert[16], vor allem in einem durch Bilder und Karten ausgestatteten, in Gemeinschaft mit *E. Frhr. v. Guttenberg* abgefaßten Beitrag für ein von H. Scherzer herausgegebenes Sammelwerk[17]. Durch den Lauf der Jahrtausende werden die Schicksale des Landes von der Alt- und Jungsteinzeit über die Besitznahme durch die Germanen und in geschichtlicher Zeit bis an die Schwelle der Gegenwart dargestellt, immer im Hinblick auf gesamtdeutsche Zusammenhänge. Kritisch und gedankenreich, ganz aus den Quellen schöpfend, vermittelt der Aufsatz eine Fülle wertvoller Anregungen. — *K. Wilkitzki-Kastner*[18] hat die Ursachen des Rückganges und der Aufgabe bäuerlicher Wirtschaften des Fichtelgebirges seit 1850 aufgedeckt. Vor allem zog die Industrie die männlichen Kräfte der Familie zur Lohnarbeit heran und überließ die Landwirtschaft Frauen und Kin-

---

[12] Zur Entstehung der mainfränkischen Städte. Eine historisch-politisch-geogr. Unters. Petermanns geogr. Mitt. 87, 1941, S. 233—250.

[13] Die bayrisch-fränkische Kolonisation gegen die Slawen auf dem Nord- und Radenzgau. Arch. Gesch. Altertumskde. Oberfranken 31, 1932, 1—VII, 1—185.

[14] Kulturgeographie des Frankenwaldes. Beihefte zu d. Mitt. d. Sächs.-Thür. Ver. f. Erdkde. zu Halle, 1, 1930, IX, 282 S. — Industriegeogr. d. Frankenwaldes, Geogr. Ztschr. 42, 1936, 359—378.

[15] Bemerkungen zur Besiedlung des Fichtelgebirges u. seiner Vorlande. Von Land u. Kultur, Festschr. f. R. Kötzschke, Leipzig 1937, S. 116—139.

[16] Die Besiedlung der Bayerischen Ostmark. Ihr geschichtl. Gang in Beziehung zu den landschaftl. Grundlagen, Ztschr. f. Erdkde., 7, 1939, S. 76—93.

[17] Geschichtliches Werden des Gaugebietes. Gau Bayerische Ostmark, hrsg. v. H. Scherzer, München 1941, S. 176—341.

[18] Die seit 1850 wüstgelegten Höfe des Fichtelgebirges. Heimatkdl. Arbeiten a. d. Geogr. Institut Erlangen 10, 1941, IV, 99 S.

dern, weshalb der Grundbesitz stetig verkleinert wurde. Schließlich verfielen durch Abwanderung viele Höfe. — Die wirtschaftlichen Nöte einer Grenzlandsiedlung im 19. Jahrhundert zeigte *K. Dinklage*[19] am Beispiel einer Gemeinde bei Furth i. Wald. Die Besiedlung der Cham-Further Senke erfolgte seit dem 8. Jahrhundert, wie *H. Fehn*[20] nachgewiesen hat, durch mittlere und kleine Dörfer, Weiler und Einzelhöfe mit Block- und Einödflur auf gerodetem Waldboden. Die von R. Käubler (Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes, 1935) aufgestellte Behauptung, daß das Blockflurgebiet das Offenland der Urlandschaft anzeige, lehnt nach anderen auch F. ab. Derselbe Verf. legte nach Bemerkungen über Arbeiten zur Siedlungsgeographie des Fichtelgebirges, des Oberpfälzer und Bayerischen Waldes und knappem Hinweis auf notwendige Forschungsaufgaben[21] eine größere Untersuchung über die Waldhufendörfer des hinteren Bayerischen Waldes vor[22]. In der Zeit des zurückgehenden Salzhandels, der um 1500 auf dem Goldenen Steig seine höchste Blüte erreichte, entstanden um 1600 die ersten Waldhufendörfer im hinteren Wald. Ihre räumliche Ausbreitung war weitgehend abhängig vom Verlauf dieser Paßstraße, aber als ausgesprochene Spät- und Kümmerformen unterscheiden sie sich von den so genannten Siedelformen anderer deutscher Landschaften.

H. Dachs[23] untersuchte die bajuwarische Besiedlung der Oberpfalz bis zur vollständigen Einverleibung Bayerns ins fränkische Gesamtreich und stellte unter Überprüfung des Namenbestandes fest, daß eine Erschließung von Süden her, nabaufwärts mindestens bis Nabburg, um 800 stattgefunden hat und von einer Beschränkung der bairischen Siedlung vor dieser Zeit auf die Gegend südlich des angeblichen „karolingischen Limes" keine Rede sein kann. — Die Ränder des Erdinger Mooses haben nach *H. O. Diener*[24] seit der Steinzeit Wohnplätze getragen; zahlreich sind die Gründungen aus der frühesten bajuwarischen Siedlungsperiode. Die Moorkultivierung wurde erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Angriff genommen. — Das Gebiet am Oberlauf der Schwabach war im frühen 9. Jahrhundert nach einer St. Emmeramer Überlieferung kaum besiedelt *(K. Dinklage*[25]*)*. — Vorgeschichtlichen und rö-

---

[19] Daberg, eine Grenzlandsiedlung des 19. Jahrhunderts, Südostdeutsche Forsch. 2, 1937, S. 208—243.

[20] Die Siedlungen der Further Senke, Geogr. Ztschr. 42, 1936, S. 441—452. — Für die jüngeren Siedlungsvorgänge s. A. Weißthanner, Der Kampf um die bayerisch-böhmische Grenze von Furth bis Eisenstein von den Hussitenkriegen bis zum Dreißigjähr. Kriege, Verh. d. Hist. Ver. v. Oberpfalz u. Regensburg, 89, 1939, S. 187—358.

[21] Stand u. Aufgaben der Siedlungsgeographie im Ostbayerischen Grenzgebirge, Südostdeutsche Forsch. 2, 1937, S. 175—187.

[22] Waldhufendörfer im hinteren Bayerischen Wald, Mitt. u. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Nürnberg, 6, 1937, S. 5—61.

[23] Der Umfang der kolonisatorischen Erschließung der Oberpfalz bis zum Ausgang der Agilolfingerzeit, Verhandl. Histor. Ver. v. Oberpfalz u. Regensburg 86, 1936, S. 159—178.

[24] Geschichte der Besiedelung und Kultivierung des Erdinger Mooses, München 1931, 184 S.

[25] Die Besiedlung des Schwabacher Landes in karolingischer Zeit, Jahrbuch f. fränkische Landesforsch. 6/7, 1941, S. 197—219.

mischen Straßen folgend besetzten die einwandernden Bajuwaren das bereits vorhandene Ackerland und gründeten zunächst die -ing-Orte, die sich nach Feststellung *J. Sturm's*[26] in dem ehemaligen Waldgebiet um München z. T. bis heute als Pfarrdörfer einen kirchlichen Vorrang gewahrt haben. Die -hausen, -hofen und -dorf-Orte gehören i. a. einer jüngeren Siedlungsschicht an. Der im kirchlichen Zehnt begründete Zusammenhang zwischen Urgemarkung und Urpfarrei bindet mit dem Neubruchzehnt auch das Rodungsland an die Ursiedlung. Dabei ist der aus dem Markwald ausgeschiedene Eichenwald zum Rodungswald bestimmt worden. Die bis in die Tage der Landnahme zurückreichende Grundherrschaft ist Trägerin des Siedelwerkes gewesen; die Rodungsarbeit selbst leisteten minder- und unfreie Volksteile, die sich damit die Grundlagen zu einem sozial gehobenen Bauerntum schufen. Die Rodungen der Forsten um München sind in der Hauptsache in den ersten zweieinhalb Jahrhunderten nach der bayerischen Landnahme erfolgt; zu Ausgang der Agilolfingerzeit war das Siedlungswerk fast abgeschlossen. — Die Entwicklung der Fluren und Siedelplätze zwischen Amper und Donau haben *W. Schreyer*[27], zwischen Isar und Inn *H. Fehn*[28] untersucht. Ihrer zeitlichen Entstehung nach liegen die Gewannfluren in verstreuten, frühen Ausbausiedlungen, die Weilerfluren im Gebiet ältester Rodungen, für die aber hauptsächlich die Einödfluren charakteristisch sind. Als jeweils jünger gelten Waldhufen, Kleinbauernfluren und Gemeindeaufteilungen. Vielfältig ist die Form der Siedelplätze. Einflußreiche Familien, wie die Preysing, haben entscheidenden Einfluß auf die Besiedlung des Hügellandes gehabt. Die Hauptrodung erfolgte um 1000; die meisten bäuerlichen Einödhöfe entstanden in dieser Zeit. — Die Wandlungen der Kulturlandschaft in den Siedlungsräumen des Inn-Chiemsee-Vorlandes sind von *Elis. Troll*[29] unter geographischen Gesichtspunkten beschrieben worden. — In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts wird ein königlicher, mit Bannrechten ausgestatteter Forst dem Reichsstift St. Emmeram geschenkt und durch Einzelhöfe aufgesiedelt. Angaben über Hufengrößen in Urbaren und späteren Quellen, von *E. Klebel*[30] vergleichsweise untersucht, zeigen, daß vom 11. bis 15. Jahrhundert eine Veränderung des Besiedlungsstandes nicht erfolgte. Derselbe Verf. hat einen Überblick über Städte und Märkte des baierischen Siedlungsgebietes geboten[31], ihre Zahl und Lage beschrieben und Angaben über die Stadtherren, das Alter der Anlagen, ihre Vorläufer, die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die Handelsbeziehungen unter-

[26] Die Rodungen in den Forsten um München, Frankfurt a. M. 1941, VIII, 153 Seiten.

[27] Die Entwicklung der altbayrischen Kulturlandschaft im Hügelland zwischen Amper und Donau, phil. Diss. München 1935, 83 S.

[28] Das Siedlungsbild des niederbairischen Tertiärhügellandes zwischen Isar u. Inn, Landeskdl. Forsch. hrsg. v. d. Geogr. Ges. München, H. 30, 1935, 94 S.

[29] Das Siedlungsbild des Inn-Chiemsee-Vorlandes. Eine histor.-geogr. Untersuchung, Mitt. geogr. Ges. München, H. 25, 1932, S. 1—76.

[30] Aus der Verfassungs-, Wirtschafts- und Siedlungsgesch. d. Hofmark Vogtareuth b. Rosenheim, Zeitschr. bayer. Landesgesch. 6, 1933, S. 27—59 u. 177—216.

[31] Die Städte und Märkte d. baierischen Stammesgebietes in der Siedlungsgesch., ebda. 12, 1939/40, S. 37—93.

einander gemacht. — Willkommen sind die von *O. Stolz*[32] für Baiern und Tirol gegebenen Definitionen des Markbegriffes und seine Bemerkungen über das Verhältnis von Maierhof und Dorf sowie die Bildung der Gemeinden. — Endlich sei auf zwei siedlungsgeschichtliche Ortsnamenuntersuchungen von *M. Bacherler*[33] und *O. Puchner*[34] verwiesen sowie auf die Literaturberichte zur Siedlungsgeschichte Bayerns von *E. v. Guttenberg* und *E. Klebel*[35].

Weitere Berichte des Verfassers über Siedlungsforschung werden in den Berliner Jahrbüchern für Geschichte erscheinen.

[32] Die Begriffe Mark u. Land, Dorf u. Gemeinde in Baiern u. Tirol im Ma., Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 37, 1944, 1—45.
[33] Die deutsche Besiedlung der Diözese Eichstätt auf Grund der Ortsnamen, Sammelbl. histor. Ver. Eichstätt, Bd. 45, 1930—32, 1937.
[34] Die Ortsnamen im Bezirksamt Dinkelsbühl als Zeugen german.-deutscher Besiedlung, Ztschr. Namenforsch. 13, 1938, S. 225—240 u. 14, 1939, S. 151—170.
[35] Zeitschr. f. bayer. Landesgesch. 15, 2, 1949.

Die Patriarchatsidee Adalberts von Bremen und Byzanz

von Herbert Ludat

Der Plan des Erzbischofs Adalbert von Bremen, um die Mitte des 11. Jahrhunderts für seine Kirche ein Patriarchat über den gesamten Norden der damals bekannten Welt zu errichten, von dem uns sein Geschichtsschreiber Adam in nur wenigen Wendungen berichtet, hat besonders im vorigen Jahrhundert während der deutschen Einheitsbestrebungen lebhaft die Gemüter bewegt. Die Einmaligkeit und Kühnheit dieses Vorhabens innerhalb des lateinischen Abendlandes sowie die kirchenpolitische Bedeutung im Fall seiner Realisierung hatte die Forschung unter dem Einfluß nationaler Zeitströmungen zur Aufstellung stark überspitzter Thesen geführt, die in der Folgezeit durch die Kritik eines Waitz, Dahlmann u. a. widerlegt oder auf ein gesundes Maß zurückgeschraubt wurden[1].

Es besteht daher jetzt kein Anlaß mehr, diese Spekulationen über den veränderten Gang, den die deutsche Geschichte im Fall des Gelingens der Absichten Adalberts genommen hätte, wiederaufzunehmen oder die überholte Polemik eines Gfrörer[2] neu zu beleben. Das Bild der unge-

[1] Vergl. *F. Ch. Schlosser,* Weltgesch. Bd. 2, 1818, S. 596 f., *A. F. H. Schaumann,* Gesch. d. niedersächs. Volkes, 1839, S. 194 f., *J. M. Lappenberg,* Gesch. Großbritanniens, Bd. 1, 1834, S. 136, *K. v. Schlözer,* Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden, 1850, S. 15 ff., *C. Grünhagen,* Erzbischof Adalbert von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats, 1854, S. 101 ff. Kritische Stimmen von *G. Waitz,* Göttinger Gelehrte Anzeigen Bd. 2, 1855, S. 854 ff., *K. Dannenberg,* Erzbischof Adalbert und der Patriarchat des Nordens, 1877, *G. Dehio,* Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, Bd. 2, 1877, S. 208, *E. Steindorff,* Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III., Bd. 2, 1881, S. 206 ff. und *R. Müller,* Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen u. die Idee eines nordischen Patriarchats, Programm Stade, 1885, S. 6 ff. mit wichtigen ergänzenden Beobachtungen, dazu *O. H. May,* Regesten der Erzbischöfe von Bremen, Bd. I, 1937, S. 53 ff. Das Bild, das sich durchgesetzt hat, bei *A. Hauck,* Kirchengesch. Deutschlands, Bd. 3, S. 656 ff., *A. Werminghoff,* Verf.-Gesch. der dtsch. Kirche, 1913, S. 134, *B. Schmeidler,* Hamburg-Bremen u. Nordosteuropa vom 9. bis 11. Jh., 1918, S. 249 f. Dazu kurze Stellungnahmen mit Literaturangaben in *Gebhardt-Holtzmann,* Handb. d. dtsch. Gesch. Bd. 1, 1930, S. 267 f., *F. Schneider,* Handbuch f. den Geschichtslehrer, Bd. 3, 1929, S. 240 f. u. *E. Maschke,* im Handb. der dtsch. Geschichte, hrsg. von A. O. Meyer u. O. Brandt, Bd. 1, S. 179 ff. Zuletzt die Skizzen von *E. N. Johnson,* Adalbert of Hamburg-Bremen, a politician of the eleventh century, Speculum IX, 1934, und *E. Maschke,* Adalbert von Bremen, Welt als Geschichte, Bd. 9, 1943, S. 25 ff.

[2] *A. F. Gfrörer,* Papst Gregorius VII. u. sein Zeitalter, Buch 8, Kap. 49, 6. Bd., S. 541 ff.

wöhnlichen Persönlichkeit Adalberts, die uns in einer selten eindringlichen und lebendigen Analyse durch Adams Werk nahegebracht wird[3], hat in Haucks abgewogener Darstellung seine klassische Ausdeutung erfahren, und die verwickelten Vorgänge in der Verfolgung des Patriarchatsplans Adalberts, der Anlaß, die verschiedenen Phasen sowie die Gründe für sein Scheitern sind durch die subtilen Untersuchungen der späteren Forscher bis hin zu Schmeidler auf Grund des bekannten Materials weitgehend geklärt. Nur ein Punkt, so scheint mir, der früher in der Diskussion eine bedeutsame Rolle gespielt hat, ist dabei seit der Kritik Dehios, der sich hier die spätere Forschung fast widerspruchslos angeschlossen hat[4], in den Hintergrund getreten. Auf ihn möchte ich die Aufmerksamkeit erneut lenken und damit die Frage nach dem Ursprung der Patriarchatsidee Adalberts und ihre Zusammenhänge mit dem byzantinischen Bereich erörtern.

Für die Beantwortung dieses Problems lassen uns die Quellen im Stich. Weder Adam noch irgendein anderer Gewährsmann verrät uns, was Adalbert auf den Gedanken gebracht hat, für seine Metropole eine Vorrangstellung in Gestalt eines Patriarchats für den gesamten Norden anzustreben. Wir bleiben auf Vermutungen und Überlegungen angewiesen, die aber einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen können, wenn man die bisher vorgebrachten Argumente noch einmal überprüft, alle aus dem Leben Adalberts bekannten Tatsachen überdenkt und die Stellung des Reiches, zu dessen leitenden Männern der Erzbischof gehörte, mit seinen Aufgaben und Möglichkeiten unter Kaiser Heinrich nicht aus den Augen verliert.

So paradox es klingen mag: wir wissen von Adalbert und seinem Charakter zu viel, um seine politische Leistung wirklich unbefangen beurteilen und bewerten zu können. Infolge der Kargheit und Dürftigkeit der Quellen interpretieren wir zwar viele Vorgänge der mittelalterlichen Geschichte leider gewiß oft nur unzulänglich, weil wir für sie kein ähnlich auswertbares, psychologisch reizvolles Material besitzen. Für Adalbert aber steht vor uns immer die tief in sein Wesen eindringende, seine Licht- und Schattenseiten außerordentlich fein beobachtende Schilderung seines Geschichtschreibers, der aus der Vertrautheit mit der Vergangenheit des Bremer Bistums und unter Auswertung aller erreichbaren

[3] Zur Persönlichkeit Adalberts und ihrer Würdigung durch Adam im 3. Buch seiner Hamburg. Kirchengeschichte, MG., Schulausg., 3. Aufl., ed. *Schmeidler*, 1917, „der besten Analyse einer Persönlichkeit, welche die ma. Geschichtsschreibung kennt" *(Hauck*, a. a. O., S. 649 n. 2), vergl. *J. Beinlich*, Die Persönlichkeit Erzbischof Adalberts v. Bremen in der Darstellung seines Biographen Adam auf Grund der Zeitanschauungen, Diss. Greifswald, 1918, allerdings unter dem Aspekt der Bernheim-Schule.

[4] Eine Ausnahme bildet *C. v. Noorden*, Adalbert v. Bremen in: Hist. Vorträge, hg. v. W. Maurenbrecher, 1884, S. 225 ff.

schriftlichen und mündlichen Zeugnisse[5] sein Werk in den letzten Jahren des Kirchenfürsten begonnen und bald nach seinem Tode vollendet hat[6]. Adam, so wird man sagen können, hat — ganz abgesehen von den einzigartigen erd- und völkerkundlichen Partien[7] — unsere Kenntnis von einem wichtigen Abschnitt der deutschen Reichs- und Kirchenpolitik ungemein bereichert, die Beurteilung und das Verständnis für die schillernde und widerspruchsvolle Persönlichkeit seines Helden jedoch nicht gerade erleichtert. Die Nachwirkung seines Bildes auf die moderne Geschichtsschreibung bis auf den heutigen Tag ist Beweis dafür genug. Hätten wir von Adalbert lediglich die äußeren Fakten seines politischen Handelns überliefert bekommen und hätten wir sie allein in den Rahmen der Reichspolitik zu stellen und sie auf dem Hintergrund der zu staatlicher und kirchlicher Konsolidierung fortschreitenden nordischen Völkerwelt zu bewerten, ich glaube, daß die Nachwelt Adalbert unbestritten und einhellig zu den kühnsten und weitblickendsten Staatsmännern der salischen imperialen Politik gerechnet hätte. Freilich, sein Leben in seinem unablässigen und zielbewußten Streben und in seinem schließlichen Scheitern läßt bereits deutlich erkennen, daß das Deutsche Reich ottonisch-salischer Prägung den Zenith überschritten hatte und daß neue Mächte, die ihm seinen Rang mit Erfolg streitig zu machen begannen, nunmehr ein neues Zeitalter einleiteten[8]. Mit diesen Mächten hat es Adalbert zeit seines Lebens zu tun gehabt. Mit den feudalen Gewalten, allen voran den Billunger Herzögen, hat er im Interesse seiner Kirche und des Königtums erbittert gerungen. Am Widerstand der vorsichtigen Kurie sowie an den sich mehrenden Schwierigkeiten innerhalb der nordischen Staatenwelt, die dynastische, nationale und religiöse Kämpfe erschütterten, ist sein Projekt der Begründung eines Patriarchats für alle Kirchen bis zu den Grönländern und Finnen letztlich gescheitert.

So aber, wie unsere Kenntnis sich jetzt darbietet, kann sich keine Beurteilung mehr frei machen von dem Wissen um seine charakterlichen Mängel und Fehler, die nach Haucks Urteil „offenkundiger als seine Tu-

---

[5] Vergl. die Einleitung zur Schulausg. v. *B. Schmeidler* sowie die Ausführungen von *Schmeidler* und *Steinberg* in GDV, Bd. 44, 1926.

[6] Adam hat bestimmt um 1066 das Werk begonnen und ist zwischen 1074 und 1075 mit der Abfassung des 3. Buches beschäftigt gewesen.

[7] Über sie vergl. die Arbeiten von *A, Bernard.* De Adamo Bremensi Geografo, 1895, *Ph. W. Kohlmann,* Adam v. Bremen, 1908, den Abschnitt bei *C. R. Beazley,* The Dawn of modern Geography, Bd. 2, 1901, S. 514ff., sowie die Studien *W. Schlüters,* S. B. d. Gel. Estn. Ges. 1902, *H. Krabbos,* Hans. Gesch. Bl., 1909, *A. A. Björnbös,* Adam of Bremens Nordensopfattelse, 1910 u. *L. Weibulls,* Hans. Gesch. Bl., Bd. 58, 1933, Scandia VII, 1934.

[8] Vergl. die Darstellungen *K. Hampes,* Das Hochmittelalter, S. 74ff. u. *H. Grundmanns,* in der Neuen Prop. WG., Bd. 2, S. 228f. sowie die Gedankengänge von *H. Mitteis,* Der Staat des hohen Mittelalters, 1944, S. 162f. u. *G. Barraclough,* The origins of modern Germany, 1947, Kap. 2, bes. S. 91ff.

genden“[9] waren. Sie lagen in erster Linie in der Maßlosigkeit seines Wesens, in seinem Stolz, seiner Ruhmsucht, seiner Überheblichkeit und seinem Ehrgeiz. Zeugnisse dafür gibt Adam in großer Zahl; ihr Aussagewert soll nicht geleugnet werden und findet durch manche anderen Quellen seine Bestätigung. Dabei ist freilich ein wichtiger Punkt zu berücksichtigen: Gleichgültig, ob man das „augustinische“ Schema in Adams Biographie seines Helden annimmt oder nicht, immer wird man bedenken müssen, daß Adam unter dem Eindruck der letzten, für seinen Helden höchst mißlichen Jahre stand und nach Erklärungen für das Scheitern der Pläne Adalberts in dessen Charakter und Wesen suchte, die sich ihm aus eigenen Erfahrungen im Umgang mit dem alternden, durch tiefe Enttäuschungen gegangenen Erzbischof aufdrängten und die ihm die mündlichen Berichte am Hof boten. Daß dabei ein religiös begründeter, moralisierender Zug ihm eigen war und er bei aller Aufgeschlossenheit und vielfach zu beobachtender Unvoreingenommenheit seinen Helden danach maß, ist nicht unwichtig, festgehalten zu werden.

Man wird schließlich zu berücksichtigen haben, daß Adam sein Werk über die Geschichte der Hamburg-Bremer Erzdiözöse ursprünglich seinem Helden Adalbert selbst widmen wollte und nur durch dessen vorzeitigen Tod daran gehindert wurde[10]. Wahrscheinlich hat dieses Ereignis auf den Plan des Geschichtschreibers entscheidend eingewirkt und die Beurteilung mancher Züge im Charakter und den Handlungen Adalberts nachträglich korrigiert. Schwerlich hätte er sonst bei allem Streben nach Wahrheit, das Adam auszeichnet, so unverhohlen die Persönlichkeit des Empfängers kritisiert, wie es in der vorliegenden Fassung der 70er Jahre geschieht. Fast hat man den Eindruck, daß die erste Hälfte des 3. Buches, die die positive Bewertung Adalberts enthält, aus einem ersten Entwurf stammt, mindestens das damals schon gesammelte Material für die voraufgegangenen Jahre zur Geschichte Adalberts zusammenfaßt. Leider sind wir über die Vorstadien der Entstehung des Werkes nicht unterrichtet; daß Adam aber mit der Materialsammlung bestimmt schon 1066/67 begonnen hat, steht einwandfrei fest.

Man muß zugeben, daß unter solchen Voraussetzungen gerade die Fülle des Mitgeteilten zur Vorsicht mahnt, jedenfalls darf sie nicht dazu verführen, alle Tätigkeiten und Gewohnheiten, Pläne und politischen Aktionen, die von Adalbert überliefert sind und über den normalen Rahmen hinausgehen, von vornherein mit einem gewissen Makel des Absonderlichen, Extravaganten und Phantastischen zu versehen. Selbst Adam tut das nicht in dem Maße wie seine modernen Nachfolger. So findet sich bei Adam für alles, was Adalbert zur Mehrung des Ruhmes und Ansehens seiner Kirche und seiner Residenzen Hamburg und Bre-

[9] a. a. O., S. 649 f.
[10] *M. Manitius*, Gesch. der lat. Literatur des Mittelalters, Bd. 2, 1923, S. 399 f.

men geleiset hat, kein Wort der Kritik. Wenn Adalbert zu Beginn seiner Amtstätigkeit den begonnenen Neubau des Bremer Domes, der nach dem Vorbild Kölns aufgeführt werden sollte, niederlegen läßt und ein schönes und prächtiges Werk nach dem Muster des Beneventer Doms beginnt[11], auch italienische Maler für die Ausschmückung der Kathedrale beruft[12], so gehört ihm hier Adams ungeteilte Bewunderung ebenso wie für seinen Plan, das kleine Bremen anderen Städten gleich und wie Rom weit und breit berühmt zu machen oder Hamburg zu einem würdigen Mittelpunkt für alle nordischen Völker zu gestalten. Daß es sich dabei nicht nur um die Anerkennung für Adalberts religiösen und kirchlichen Sinn handelt, sondern um die von ihm erkannten beiden Hauptaufgaben, die dem Erzbischof von Beginn an gestellt waren und ihn sein ganzes Leben über nicht mehr losließen: Kampf für die „Freiheit" der Kirche gegen das sächsische Herzogtum der Billunger[13] und Ausweitung der kirchlichen und politischen Sphäre des deutschen Reiches, geht aus dem Zusammenhang dieser Textstellen und dem ganzen Werk hervor; man hat es geradezu als eine große Rechtfertigungsschrift des Erzstiftes und als eine Anklage gegen das Herzogtum der Billunger bezeichnet[14]. Wenn dieser Mann, den das Vertrauen des Königs bereits in jungen Jahren aus der Reihe der geistlichen Fürsten zu diesen schweren Aufgaben berief und kurz darauf sogar auf den päpstlichen Stuhl setzen wollte[15], erfüllt von der Bildung seiner Zeit, Geistliche, Gelehrte und Künstler aus aller Herren Länder an seinem Hof aufnimmt und mit ihnen in engster Fühlung steht[16], so liegt darin nichts Auffälliges; auch Adam hat hieran keinen Anstoß genommen. Für ihn als Geschichtsschreiber und Geographen, der die Ausweitung der christlich abendländischen Welt bis in die fernsten Gegenden des Erdkreises, in die der Ruhm seiner Metropole dringt, selbst miterlebt, der es sich zur Aufgabe macht, die Kenntnisse und Erfahrungen weitgereister Männer zu sammeln und niederzuschreiben, in seinem Wissensdrang und seiner Aufgeschlossenheit sich mehr als einmal unbefangen über die althergebrachten Vorstellungen und Erklärungsweisen hinwegsetzt[17] und mit Stolz berichtet, daß Kaufleute aus allen Teilen der Erde und Abgesandte aus den weitesten Fernen nach

[11] Adam III, 3, S. 146; hierzu Anm. 4.
[12] Vergl. Brun, De bello Sax. I, 4.
[13] Vergl. die Bemerkungen *G. Barracloughs*, a. a. O., S. 93.
[14] *M. Manitius*, a. a. O., S. 400.
[15] Adam III, 6; vergl. dazu *E. Steindorff*, a. a. O., Bd. 1, S. 315.
[16] Wir wissen von Geistlichen, Ärzten, Astrologen, Bildhauern, Malern und Musikern; darunter sind namentlich erwähnt Hibernus Joannes, Gallicus Gualdo, Trasmundus monachus et pictor, Italicus musicus Guido, Aristo, Bovo, Adamatus Salerniensis medicus. Vgl. *A. Bernard*, a. a. O., S. 16 ff.
[17] Man erinnere sich nur an seine Bemerkungen über die Kugelgestalt der Erde (IV, 38) oder an den Binnencharakter der Ostsee (dazu *H. Ludat*, Ostsee u. *Mare Balticum*, in Z. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch., Bd. 76, 1952, S. 7 ff.
[18] Adam III, 58.

Hamburg und Bremen kommen[18], — für Adam stellen Geistliche, wie der Grieche Aristo, der Jerusalem sah, oder Bischof Bovo, den das Schicksal dreimal nach Babylon und in sarazenische Gefangenschaft geführt hatte, oder ein Arzt aus Salerno und andere Fremde am Hof seines Erzbischofs nichts Auffälliges und vor allem keinen Gegenstand der Kritik dar[19]. Für eine solche Persönlichkeit, die mit ihrer Weite und mit ihrem Wissen von Völkern und Ländern und der Beschaffenheit des Erdenrunds alle Köpfe des mittelalterlichen Abendlandes vorher und noch viele Generationen nachher turmhoch überragt[20], verdienen sie vielmehr als Zeugen für die weltweite Bedeutung seiner Metropole, wie sie sich in dem Werk Adams als Krönung der unablässigen Bemühungen des bewunderten Kirchenfürsten spiegelt, Interesse und Hervorhebung.

Leider ist die Leistung Adams nach dieser Richtung hin in der modernen Forschung noch zu wenig gewürdigt und seinen Worten darum nicht immer die Bedeutung beigemessen worden, die ihnen zukommt. Das soll natürlich nicht heißen, die andere Seite in seinem Werk und Wesen zu leugnen und zu übersehen, die ihn als gewissenhaften Sammler des überlieferten Wissensstoffes und als traditionsgläubigen Sohn der Kirche erweist. Aber aufs Ganze gesehen wird man sagen dürfen: gerade in Adam hat der gewandte und weltoffene Geist eines Adalbert seinen adäquaten Interpreten gefunden, gerade diese Atmosphäre der großen politischen Welt und der in ihr schlummernden Möglichkeiten war es, die Adam zu seinem Werk inspirierte und deren Hauch in fast allen Partien seines Werkes spürbar ist. Zu diesem Geist gehört nun auch die freimütige Schilderung der byzantinischen Neigungen seines Helden und die Erwähnung der Patriarchatsidee.

Bedenkt man, welche bedeutsame Rolle die östliche Kaiserstadt auf politischem, künstlerisch - kulturellem, kirchlich - dogmatischem und wirtschaftlich-sozialem Gebiet für das Abendland von seinen Anfängen an als Vorbild, Anreger und Antipode gespielt hat, wird man sich weit weniger über die Angaben und Bemerkungen des bremischen Geschichtsschreibers wundern und sie nicht nur als eine Kuriosität werten. Konstantinopel war immer noch die größte, wirtschaftlich bedeutendste Metropole der Christenheit und hatte, wenn auch an die Peripherie gerückt, weder für die Mittelmeerwelt noch für die angrenzenden Barbarenvölker oder das politisch und kulturell verselbständigte Abendland seine Anziehungskraft verloren. Wie sehr nach der Begründung eines auf das Abendland beschränkten Kaisertums das Nebeneinander zweier christlicher Universalreiche den Gang der fränkischen und seit der Erneuerung

[19] Adam III, 21, 65 (Schol. 90), 77.

[20] Daß Adam als der größte deutsche Geograph des Mittelalters zu gelten hat, wird leider noch immer allzu oft, besonders von den Geographen selbst, vergessen.

durch Otto den Großen auch der deutschen Geschichte beeinflußt hat, ist erst kürzlich durch das anregende Buch von W. Ohnsorge erhellt worden[21]. Nicht nur in Unteritalien, sondern auch in den Weiten des Ostens und Nordens, in die es die Keime der christlichen Lehre und der eigenen höheren Kultur zu verpflanzen galt, begegneten sich die beiden Mächte als Konkurrenten, die jede für sich den Anspruch erhob, alleiniger und einzig legitimer Erbe der römischen Universalreichsidee zu sein[22]. Man weiß, wie dieser sich nicht nur auf diplomatischem und missionarischem Felde abspielende Kampf zu einer immer schärferen Trennung und Absonderung der beiden Kultursphären geführt hat und auf kirchlich-dogmatischem Gebiet schließlich gerade in der Mitte des 11. Jahrhunderts das Schisma der Kirche gefördert hat.

Nicht weniger bekannt aber ist auch der anhaltende, in vieler Hinsicht geradezu dominierende Einfluß Konstantinopels auf die abendländische Kleinkunst, Malerei und Architektur, ebenso die Tatsache, daß die andauernde politische und dogmatische Spaltung zu geistigen Auseinandersetzungen mit den Byzantinern Anlaß gab. Es war, als Adalbert die politische Bühne betrat, kein Menschenalter vergangen, seit der geniale Enkel Ottos des Großen seine Lösung des universalen römischen Kaiserproblems mit der Schirmherrschaft über selbständige Reiche an der ständig sich weitenden Peripherie der Christenheit mit ins Grab genommen hatte. Die neue Lösung der deutschen Herrscher der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, in die Adalbert hineingewachsen war, sah die kraftvolle Vereinigung dreier Königreiche unter der römischen Kaiserkrone vor, in der sich der deutsche Führungsanspruch mit der unzweideutigen Betonung dieser Herrschaft als „Imperium Romanum" verband[23]. Der Rahmen der deutschen Politik blieb gespannt von Unteritalien bis zu den nordischen und osteuropäischen Reichs- und Staatsbildungen; an freundlichen und feindlichen Begegnungen mit den alten Mächten und den neuen Kräften hat es in dieser Zeit wahrlich nicht gefehlt. Die politischen, oft schwer übersehbaren Vorgänge im deutsch-slavischen Grenzraum sowie im böhmisch-polnisch-ungarischen Vorfeld erforderten nicht weniger Aufmerksamkeit und Wachsamkeit des deutschen Reiches als die Verhältnisse in Italien. Seit die skandinavischen Völker und Rußland ihren Eintritt in die Kulturwelt vollzogen, der Zerfall der nordischen Großmachtsbildung nach Knuts Tode neue Möglichkeiten für die deutsche Reichs- und Kirchenpolitik eröffnete und in dem machtvollen, blühenden Dneprstaat der byzantinische Einfluß sich

[21] *W. Ohnsorge*, Das Zweikaiserproblem im frühen Mittelalter, 1947.

[22] Vgl. *Z. Wojciechowski*, „Patrycjat Boleslawa Chrobrego", Rocz. Hist. XVIII, 1949, S. 27ff. sowie allgemein demnächst *H. Ludat*, Die Slaven und das Mittelalter, in Welt als Geschichte.

[23] Vergl. *K. Hampe*, Das Hochmittelalter, S. 57f. u. *W. Ohnsorge*, a. a. O., S. 75f.

siegreich behauptete, waren die Aufgaben des westlichen Imperium Romanum ungeheuer gewachsen.

Nur auf diesem europäischen Hintergrund wird man die Persönlichkeit Adalberts voll begreifen und ihr gerecht werden können, nur in diesem geschichtlichen Raum lassen sich die Erzählungen seines Geschichtsschreibers richtig interpretieren. Wie sehr sich Erzbischof Adalbert in seiner verantwortlichen Stellung als Vertrauensmann und Ratgeber des Kaisers dieser historischen Stunde des Reiches bewußt war, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß er die 1046 ihm angebotene Papstwürde ablehnte und es vorzog, den Bremer Sprengel zu verwalten. Das geschah sicher nicht aus Bescheidenheit oder aus Rücksicht auf Widerstände gegen seine vom Kaiser vorgeschlagene Wahl, von denen wir im übrigen nichts wissen. Das hohe Selbstbewußtsein, das den thüringischen Grafensohn zeit seines Lebens auszeichnete und insbesondere in seinem Umgang mit Fürsten und Bischöfen zutage trat, würde gewiß in entscheidenden Momenten nicht einer demütigen Regung gewichen sein, wenn sein politischer Ehrgeiz und seine Einsicht in die Vordringlichkeit solcher Aufgaben den Stuhl Petri gewünscht hätten; und der Wille des Kaisers hätte damals zweifellos alle Widerstände, wenn sie laut geworden wären[24], zu beseitigen vermocht. Es wird sich daher nicht bestreiten lassen, daß der junge, gegen den Wunsch des Hamburger Domkapitels zum Erzbischof erhobene Adalbert, den eine hohe Meinung von seinem Amt und seiner Aufgabe im Dienste der Kirche und seines Königs erfüllte, damals seine Würde hoch über die Rolle des Oberhaupts der abendländischen Kirche gestellt hat. Der von Adam überlieferte Ausspruch Adalberts, in dem er sich seiner Treue zu zwei Herren, zu Papst und Kaiser rühmt[25], gehört sicherlich einer späteren Epoche an[26] und bezieht sich auf die Zeit Heinrichs IV. Daß Adalbert es als seine höchste Aufgabe angesehen hat, Heinrich als seinem Herrn treu und aufopfernd zu dienen, ist bekannt[27] und wird durch Adams Darstellung bestätigt; sie bildet im Anschluß an die einleitende Charakteristik der Persönlichkeit Adalberts geradezu das Leitmotiv der Biographie. Wenn Adam in Kap. 5—10 das Verhältnis Adalberts zum Kaiser und die Verdienste seines Helden auf dem Gebiet der inneren Politik seiner Kirchenprovinz beschreibt und darauf sofort seine missionarischen Bestrebungen zu würdigen beginnt, dann ist der enge Zusammenhang zwischen diesen beiden Feldern der Reichspolitik offenbar von Adam klar erkannt.

---

[24] Wir wissen von solchen Stimmungen bei der Einsetzung Adalberts zum Erzbischof der nordischen Metropole, vgl. *Steindorff*, Bd. 1, S. 283.
[25] Adam III, 78.
[26] *Steindorff*, Bd. 1, S. 283.
[27] Vgl. *H. v. Schubert*, Kirchengesch. Schlesw.-Holsteins, 1907, S. 93.

In einem solchen geistigen und politischen Raum bewegte sich also der Mann, von dem Adam uns zu berichten weiß, daß er eine Vorliebe für byzantinisches Wesen besaß und gerne Griechen um sich sah, die er in Tracht und Gesittung nachahmte[28]. Adam sah hierin nichts Befremdendes, das Anlaß zur Kritik gegeben hätte[29]. So wenig Adam etwas einzuwenden hat gegen die Heranziehung fremder Geistlicher wie des Aristo oder des Bovo, die im Orient weit umhergereist waren, oder des Schotten Johannes, die sämtlich als Adalberts Vertraute erscheinen und von ihm zu Bischöfen ordiniert wurden, so wenig findet sich ein Wort der Ablehnung oder des Abscheus gegenüber den griechischen Neigungen seines Helden oder dem Byzantinertum überhaupt[30]. Im Gegenteil wird man sagen müssen, daß diese Bemerkungen Adams[31] ganz offensichtlich dazu bestimmt sind, die Berühmtheit seines Herrn zu unterstreichen, die Steigerung des Ansehens, die seine Kirche ihm verdankte, zu betonen und zu verherrlichen. Beide Partien stehen bezeichnenderweise in der ersten Hälfte des 3. Buches, in dem fast ausschließlich die Lichtseiten Adalberts beschrieben sind; erst mit Kap. 36 beginnt die Schilderung der negativen Züge des Charakters Adalberts und der dadurch heraufgeführten Unglücksfälle[32]. Es ist auch nicht recht einzusehen, weshalb sich Adam in seiner Darstellung immer nur auf versteckte Kritik gegenüber den griechischen Neigungen seines Helden beschränkt haben sollte; er hätte ja deutliche und scharfe Worte finden können, wie an verschiedenen anderen Stellen seines Werkes.

---

[28] Adam III, 32: „Ad hunc nostrae felicitatis cumulum accessit hoc, quod fortissimus imperator Grecorum Monomachus et Heinricus Francorum transmissis ad nostrum cesarem muneribus congratulati sunt archiepiscopo pro sapientia et fide eius rebusque bene gestis eius consilio. Tunc ille Constantinopolitano rescribens iactavit se inter alia descendere a Grecorum prosapia, Theophanu et fortissimo Ottone sui generis auctoribus. Ideoque nec mirum esse, si Grecos diligeret, quos vellet etiam habitu et moribus imitari; quod et fecit."

[29] Wenn man schon mit *J. Beinlich* (a. a. O., Seite 82 f.) in der Wendung „iactavit" einen Beweis für superbia sehen will, so bezieht sich diese versteckte Kritik auf die Persönlichkeit Adalberts, aber nicht auf den Gegenstand, seine „griechische" Abstammung und Neigung.

[30] Ich kann auch hier *Beinlichs* (S. 83 ff.) Ausdeutungen nicht folgen.

[31] Adam III, 32 (s. o. in Anm. 28) u. III, 27: "Cui nimirum gloriae tantum ipse indulsit, ut iam non Latino more vellet ecclesiastica obire mysteria, sed nescio qua Romanorum sive Grecorum consuetudine fultus per tres missas, ubi astitit, XII modulari officia precepit. Omnia magna quaerens, omnia mirabilia, omnia gloriosa in divinis et humanis, et propterea dicitur fumo delectatus aromatum et fulguratione luminum et tonitruis alte boantium vocum. Quae omnia traxit a lectione Veteris Testamenti, ubi majestas Domini apparuit in monte Synai. Et alia multa facere solebat, rara modernis et ignorantibus scripturas; cum tamen sine auctoritate scripturarum ipse nil fecerit, iam tunc scilicet meditatus ecclesiam suam divitiis et honore ceteris anteferre, si papam et regem suae haberet voluntati morigeros."

[32] Vgl. *B. Schmeidler*, Hamburg-Bremen, S. 118 ff.

Nun hat kürzlich W. Ohnsorge die Nachricht Adams von der byzantinischen Gesandtschaft und die Antwort an Kaiser Konstantin IX. nicht auf Adalbert, sondern auf Kaiser Heinrich III. bezogen und sie als ein Beweisstück für die starke byzantinische Einwirkung angesehen, unter der auch das Kaisertum Heinrichs III. gestanden habe[33]. So sehr ich dem Bilde, das Ohnsorge von dem allgemeinen Entwicklungszuge des abendländischen Kaisertums entwirft, zustimme und auch die oströmischen Elemente in der Staatsauffassung Heinrichs III. für sehr wahrscheinlich halte, so ungewiß scheint mir diese Neubelebung der Interpretation des Adamzitats durch Gfrörer zu sein[34]. Es kommt Adam ganz eindeutig allein darauf an, den Anteil seines Helden an der Niederwerfung der Feinde des Kaisers und der Befriedung des Reiches ins rechte Licht zu rücken, nachdem er kurz zuvor in Kap. 31 über die Mainzer Synode von 1049 und die Durchführung ihrer Beschlüsse durch Adalbert gehandelt hat. Auch dadurch tritt der gedankliche Zusammenhang dieser Darstellung mit Kap. 31 und 32 klar zutage[35], da die byzantinische Gesandtschaft nachweisbar auf der Synode anwesend war und zur Klärung einer Frage herangezogen wurde. Deshalb also rühmt Adam Adalberts Initiative und Teilnahme an den kaiserlichen Kriegszügen und zählt die Rebellen auf, die dank der Klugheit seines Kirchenfürsten sich dem kaiserlichen Gebot beugen mußten[36]. Von den Aufständischen im Innern leitet er den Blick des Lesers mit Beginn des neuen (32.) Kapitels sofort auf die äußeren Feinde über, an deren Zähmung das Verdienst seines Helden nicht geringer gewesen ist „und die der Kaiser öfter durch List als durch Kriegführung bezwang und dabei auf Anraten und Betreiben unseres Erzbischofs die berühmte Regel lernte: Unterworfene zu schonen und Trotzige niederzuschmettern“[37].

---

[33] *W. Ohnsorge*, a. a. O., S. 76f. und zuletzt ders., Das nach Goslar gelangte Auslandschreiben Konstantins IX. Monomachos für Kaiser Heinrich III. von 1049, Braunschw. Jahrb., Bd. 32, 1951, S. 57ff. Der Text Adam III., 32, s. o. Anm. 28.

[34] *Gfrörer*, a. a. O., S. 541ff. Weder der grammatische noch der sachliche Zusammenhang scheinen mir eindeutig die These Ohnsorges zu beweisen. Beispiele für den schwankenden Gebrauch von „ille“ s. Register der Schulausgabe.

[35] Kap. 31 bringt als Überleitung von der Beschreibung der Mainzer Synode zur Darstellung der Verdienste des Erzbischofs an der Bekämpfung der Reichsfeinde die bezeichnenden Sätze: „De qua synodo mentionem ideo fecerim, quod domnus Adalbertus eo tempore, quo tam clari homines in ecclesia fuerunt, sapientiae ac virtutum merito fere omnes precelluit. Tantus apud papam, talis apud cesarem habebatur, ut de publicis rebus absque eius consilio nihil ageretur. Quapropter ubi vix locum habet clericus, nec in procinctu bellorum imperator illum virum dehabere voluit, cuius inexpugnabile consilium sepe ad evincendos expertus est inimicos.“

[36] Adam III, 31.

[37] Adam III, 32.

Wenn Adam nun in unmittelbarem Anschluß an diese Aufzählung der großen Verdienste Adalberts von den Gesandtschaften des byzantinischen Kaisers Konstantin IX. Monomachos und des französischen Königs Heinrich berichtet und ihre Geschenke an den Kaiser erwähnt, dann liegt der Akzent und die eigentliche Absicht seiner Darstellung doch offensichtlich auf dem unmittelbar folgenden Detail: daß die Gesandten dem Erzbischof Glück wünschten zu seiner Weisheit und Treue und den auf seinen Rat geleiteten Staatsgeschäften. So scheint mir auch die mitgeteilte Antwort an den byzantinischen Kaiser nicht aus Heinrichs, sondern aus Adalberts Munde zu stammen, mit dem zweifellos die oströmischen Gesandten verhandelt haben, wenn uns darüber auch nichts überliefert ist. Daß aber Adalbert als einer der leitenden Staatsmänner, dessen diplomatisches Wirken, wie man aus dieser Stelle unter allen Umständen erkennen kann, in Byzanz sich höchster Wertschätzung erfreute, mit dem oströmischen Kaiser Briefe wechselte, hat durchaus nichts Überraschendes an sich. Das bei dieser Gelegenheit von Adalbert mit Stolz mitgeteilte Verwandtschaftsverhältnis zur Kaiserin Theophano und zu Otto dem Großen läßt sich nicht mehr kontrollieren; für Heinrich III. entbehrt es im Fall der Theophano jeder Grundlage. Die zum Ausdruck gebrachte Vorliebe für die Griechen, die er darum „auch in Kleidung und Sitte nachahmen wolle", findet jedenfalls für Adalbert mehr als eine Bestätigung in der Überlieferung.

Zur Erhellung dieser umstrittenen Stelle und der damit verbundenen Frage nach der Aufgabe und dem Zweck der griechischen Gesandtschaft, deren Anwesenheit auf der Mainzer Synode auch durch den Legendenschreiber Jocundus bestätigt wird[38], diene hier noch eine Vermutung. Wenn man sich des eben ausgeführten Zusammenhanges erinnert, in dem Adams Erzählung von der Gesandtschaft und dem ihr von Erzbischof Adalbert mitgegebenen Schreiben steht, dann drängt sich der Gedanke auf, daß der Glückwunsch des byzantinischen Kaisers an den bremischen Kirchenfürsten keine bloße Schmeichelei war, sondern ein von Adam hervorgehobenes, weil besonders eindrucksvolles Zeugnis für den Anteil seines Helden an der Beseitigung der von ihm beschriebenen Konfliktstoffe und der Befriedung von Gefahrenherden. Daß es sich dabei nur um die zwischen dem deutschen und dem byzantinischen Reich stehende Normannenfrage in Unteritalien gehandelt haben kann, ist sehr wahrscheinlich. Das wird auch durch die Überleitungsworte gestützt, mit denen Adam von der allgemeinen Aufzählung der Feinde zur Erzählung von der Gesandtschaft kommt[39]. Zwei Jahre zuvor nun, 1047,

[38] Jocundus, Translatio Sancti Servatii, MGSS XII, S. 90; *Steindorff*, a. a. O., S. 95, 101.

[39] Adam III, 32: ... *aut certe Nortmannorum gentibus, quas imperator sepius consilio domuerat quam bello* ... Dazu *Schmeidler*, Schulausg., S. 174, Anm. 8.

hatte Heinrich auf seinem Zug nach Unteritalien Maßnahmen für eine Neuordnung getroffen, deren Motive bis heute nicht enträtselt sind und zu den widersprechendsten Hypothesen Anlaß gegeben haben[40]. Am auffallendsten bei Heinrichs Vorgehen war zweifellos, daß er einen der mächtigsten Herren Unteritaliens und seinen Parteigänger, den Fürsten Waimar zur Herausgabe Capuas zwang, um es dann dem von seinem Vater Konrad II. abgesetzten Pandulf zu verleihen. Dieser aber hatte sich bisher keineswegs als zuverlässig im deutschen Sinne erwiesen und nachweislich in engen Beziehungen zu Byzanz gestanden, wo er 1038 nach seiner Vertreibung um Hilfe nachgesucht hatte[41]. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß Heinrich hier eine auf Ausgleich und Versöhnung mit Byzanz gerichtete Politik betrieb und daß dabei Adalbert, der ihn begleitete, seine Hand im Spiele hatte, wofür dann der byzantinische Hof ihm Dank und Anerkennung wußte[42]. Daß im übrigen die Gesandtschaft von 1049 wahrscheinlich auch über unteritalische Fragen verhandelte, ist auch deshalb zu vermuten, weil dieses Problem auch in den folgenden Jahren in den Verhandlungen zwischen Byzanz, Papst und Kaiser eine große Rolle spielte[43].

Über Adalberts staatsmännische und diplomatische Leistungen in diesen frühen Jahren seiner Amtstätigkeit wissen wir im einzelnen nur wenig, und damit hängt es wohl zusammen, daß die Forschung dieser Glorifizierung durch Adam keine sonderliche Beachtung schenkte und sie lediglich für übertriebene Angaben seines Biographen hielt. Wenn man aber an Adalberts Beteiligung an den militärischen Unternehmungen des Königs gegen die Lutizen und Ungarn denkt, ferner an die Rolle, die ihm in Sutri zugedacht war, und an die vielen Umstände, die dafür zeugen, welch einen hervorragenden Platz sein Amt im Rahmen der königlichen Bestrebungen zur Festigung der salischen Stellung in Sachsen einnahm, wird man zu einem anderen Urteil kommen. Auch der Besuch Heinrichs in Bremen, wahrscheinlich im unmittelbaren Anschluß an die Rückkehr vom Italienzug, gehört hierher[44]. Aus allem wird der hervorragende und vielleicht bestimmende Einfluß seiner Persönlichkeit auf die politischen Entscheidungen jener Jahre deutlich und eine maßgebliche Beteiligung Adalberts an den Friedensbemühungen in dem gefahrvollen süditalischen Raum nicht unwahrscheinlich.

[40] *Steindorff*, a. a. O., Bd. 1, S. 324 ff.

[41] *Steindorff*, Bd. 1, S. 326 n. 1 sucht wegen des ausgebliebenen Erfolgs diese Tatsache in ihrem Gewicht abzuschwächen.

[42] Das Urteil *Maschkes* (Welt als Geschichte, Bd. 9, S. 30): „Darüber hinaus hat er aber auch zu den Problemen, die seit einem Jahrhundert wieder mit der Rompolitik des Reiches verknüpft waren, kein inneres Verhältnis gehabt" halte ich nicht nur aus diesem Grunde für überspitzt.

[43] *F. Dölger*, Die Regesten der Kaiserurkunden des oström. Reiches, II, Nr. 911 (a. 1053) u. 930 (a. 1056).

[44] Adam III, 8; dazu *Steindorff*, Bd. 2, S. 15 f.

Nach dieser Betrachtung, die nötig war, um die kontroversen Auslegungen des Adam-Zitates zu klären, darf die Verbindung, die zwischen dem Bremer Erzbischof und dem byzantinischen Hof bestand, als eine unbezweifelbare Tatsache gelten. Die weiteren Zeugnisse für seine Griechenneigung verlieren damit erst recht das Auffällige und Sensationelle, das ihnen anzuhaften schien[45]. So ist jene andere Nachricht Adams[46] ein vortreffliches Beispiel für Adalberts Kenntnis vom Gottesdienst in der griechischen Kirche. Dessen Prachtentfaltung muß auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht haben, daß er selbst, wie sein Biograph behauptet, „die kirchlichen Mysterien schon nicht mehr auf lateinische Art vollziehen wollte, sondern sich, ich weiß nicht auf welchen römischen oder griechischen Brauch stützte, und daher während drei Messen, denen er beiwohnte, zwölf Offizien singen ließ". Was hier der Erzbischof eigenmächtig in der Liturgie umgestaltete, war Adam schon nicht mehr verständlich. Auch vieles andere, was Adalbert zur Mehrung des Ansehens seiner Kirche tat, schien den Zeitgenossen, die sich in der Heiligen Schrift nicht auskannten, seltsam[47]. Daß aber auch hierin keine versteckte Kritik liegt, scheint mir der Zusammenhang zu zeigen; Adam findet Worte ungeteilter Bewunderung für Adalberts Neigung zur Prachtentfaltung in diesem ganzen Kapitel: „Alles wollte er groß, alles staunenswert, alles herrlich haben, in göttlichen und menschlichen Dingen, und deshalb, heißt es, freute er sich am Rauch der Spezereien, am Blitzen der Lichter und am Donner der laut tönenden Stimmen"[48]. Zweimal unterstreicht Adam[49], daß alle diese Neuerungen auf Adalberts Studium der Heiligen Schrift zurückzuführen seien. Damit will er sie zweifellos in Schutz nehmen und Adalbert gegenüber den Vorwürfen und Angriffen seiner Gegner verteidigen, die vermutlich an diesen Maßnahmen um so mehr Anstoß genommen haben werden, als damals gerade der Bruch zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche sich vorbereitete. Bedenkt man, daß jene Sätze von Adam mehr als ein Jahrzehnt nach dem gegenseitigen Bannfluch der höchsten Kirchenfürsten konzipiert und niedergeschrieben wurden, dann muß dieses bewundernde Eintreten für die Maßnahmen seines Erzbischofs, auch wenn er sie nicht voll erfassen und begreifen konnte, geradezu frappieren und als weiterer Beweis für das großzügige Denken des Bremer Scholastikus in der weltweiten Atmosphäre des Adalbertschen Hofes gelten.

[45] Auch *Haucks* Darstellung steht im Banne dieser Beurteilung, wenn er von der extravagenten Phantasie Adalberts spricht.
[46] Adam III, 27; zitiert in Anm. 31.
[47] Vgl. dazu auch Adam III, 58.
[48] Adam III, 27, dazu *Hauck*, Bd. 3, S. 651 f.; dagegen *Beinlich*, der auch hierin nur eine negative Einstellung Adams zu seinem Helden erkennen will (a. a. O., S. 81).
[49] Adam III, 27.

Man darf in diesem Zusammenhang vielleicht noch auf ein interessantes, von Adam mitgeteiltes Detail hinweisen, das mitten in die Praxis der nordischen und slavischen Mission hineinführt. Wie aufmerksam und mit welcher Hingabe der Erzbischof auf diesem Felde vom Beginn seiner Amtstätigkeit an gearbeitet hat — ein Beweis dafür ist die sofortige Entsendung von Botschaften an die nordischen Herrscher[50] —, geht aus Adams Werk hervor. Durch sorgfältige Untersuchungen sind die einzelnen Phasen dieses undurchsichtigen Entwicklungsganges mit allen damit für die Hamburger Kirche verbundenen Fortschritten und Rückschlägen annähernd geklärt[51]. In diesem Ringen des Erzbischofs um die Sicherung des Einflusses seiner Kirche mit den politischen und kirchlichen Autonomiebestrebungen der verschiedenen Dynasten, mit heidnischen Reaktionen und mit Missonsunternehmungen von englischer, französischer und polnischer Seite, die nicht die Billigung des Hamburger Stuhles besaßen und seine Pläne gefährdeten, ist Adalbert durch König Svein von Dänemark auf ein Hindernis aufmerksam gemacht worden, das sich dem Erfolg der deutschen Missionare in den fremden Gebieten entgegenstellte. Der Dänenherrscher sagte ihm, daß die Barbarenstämme leichter durch Leute ihrer eigenen Sprache und Sitte bekehrt werden könnten als durch ihnen unbekannte, ihre Volksbräuche verabscheuende Personen[52]. Dieses Argument hat nach Adams Bericht den Erzbischof davon abgehalten, selbst zum vierten großen Missionar des Nordens zu werden, wie er es brennend wünschte. Der Vorwurf betraf die Predigt und Werbung für die christliche Lehre, die auch von der römischen Seite nicht ohne Dolmetscher und Kundige der fremden Sprache vor sich gehen konnte, wenn sie nicht zu völliger Aussichtslosigkeit verurteilt sein wollte, wie das Beispiel des spanischen Pommernapostels Bernhard, des Vorläufers Ottos von Bamberg, deutlich beweist. Es verbarg sich dahinter aber wohl auch ein versteckter Hinweis auf die im Norden gewiß nicht unbekannt gebliebene Gepflogenheit der griechischen Kirche, die die Nationalsprache für die Liturgie zuließ und deren Auswirkungen auch im Ostseeraum zu verspüren gewesen sein dürften[53]. Noch an eine zweite von Adam in ganz anderem Zusammenhang berichtete Einzelheit sei hier erinnert: Der zum glühenden Verfechter des Christentums gewordene Obotritenfürst Gottschalk hat oft in seinem Glaubenseifer selbst

[50] Adam III, 11.
[51] Zur Literatur vgl. Anm. 1 u. D. W. 6119.
[52] Adam III, 72.
[53] Vgl. *J. Andersson*, Schwed. Geschichte, 1950, S. 51 f., *E. Amann*, L'église au pouvoir des laïques, Histoire de l'église, Bd. 7, 1948, S. 392 ff. Bei den engen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen des Nordens und der Ostseeländer zum russisch-byzantischen Bereich, die auch in kultur- und kunsthistorischer Hinsicht ihre Spuren hinterlassen haben, setzt das nicht in Erstunen (vgl. nur Adams Schilderung von Jumne (II, 22), wo sich auch Graeci [Russen] aufhalten).

das Priesteramt ausgeübt und in der Kirche Predigten an sein Volk gehalten, um das, was von den Geistlichen „mystice" gesagt wurde, mit slavischen Worten zu erklären[54]. Darin steckt ein Hinweis, wie unzureichend die Missonsarbeit durch deutsche Geistliche der Hamburger Diözese dem ungeduldigen Slavenfürsten erschien. Wenn sie dennoch ein so bedeutendes Ergebnis hatte, wie Adam, vielleicht übertrieben, es darstellt[55] und wie es neuere Ausgrabungsergebnisse ebenfalls wahrscheinlich machen, dann kann die Ursache für diese auffällige Tatsache nur darin zu suchen sein, daß Slaven selbst in großer Zahl aus den neu begründeten Klöstern und Kirchen diese Aufgabe der Bekehrung übernommen haben.

In diesem Zusammenhang ist die Nachricht im Scholion 71, das später diesem eben angeführten Passus Adams hinzugefügt wurde, doppelt bemerkenswert[56]. Sie berichtet von zwei Mönchen, die aus den böhmischen Wäldern kamen und in Rethra in einer Versammlung der Heiden den Märtyrertod erlitten. Hierin liegt eiane Bestätigung für die ohnehin naheliegende Vermutung von der Verwendung slavischer Geistlicher, da ja, wie Adam sagt, die Zahl derer, die täglich bekehrt wurden, so groß war, daß „in alle Lande nach Priestern geschickt werden mußte". Darüber hinaus aber weist sie auf eine Verbindung zwischen dem Obotritenland und Böhmen hin, wo ja noch im 11. Jahrhundert das von Kyrill und Methodius begründete slavische Christentum lebendig war[57]. Es läßt sich aus dieser knappen und vagen Nachricht nichts darüber entnehmen, welchem Ritus diese Mönche angehört haben. Die Möglichkeit aber, daß Gottschalk gerade von Böhmen slavisch-christliche Priester berief, um den Fortgang der Missionsarbeit zu beschleunigen, weil er sich von ihrer Tätigkeit größere Vorteile versprach als von den deutschen, dem lateinischen Ritus angehörenden Geistlichen, ist nicht von der Hand zu weisen. Gottschalk ist sicherlich bei aller Verbundenheit und Freundschaft, die er der Hamburger Kirche und ihrem Oberhaupt gegenüber empfand, in der Verwendung seiner Mittel nicht wählerisch gewesen und hatte in Adalbert einen aufgeschlossenen, großzügigen Metropoliten, wie aus den Zeugnissen für dessen byzantinische Neigungen deutlich hervorgeht, die wiederum dem Slavenfürsten nicht unbekannt gewesen sein dürften.

Daß jene Beziehungen nach Böhmen nicht nur zufälliger und sporadischer Art gewesen sind, sondern enger und intensiver, als uns die Dürftigkeit der schriftlichen Quellen und die einseitig lateinisch - westlich orientierte deutsche Geschichtsschreibung verrät, scheint mir durch eine

[54] Adam III, 20, vgl. *H. v. Schubert*, a. a. O., S. 85 n. 1.
[55] Adam III, 20 f.
[56] Adam III, 20 s. 163.
[57] *Florovski*, Cechy i vostočnyje Slavjane, 1935.

Beobachtung von kunsthistorischer Seite wahrscheinlich zu werden. Seit langem bilden die Rundkirchen im slavischen Siedlungsbereich als Zeugen einer primitiven, der ältesten christlichen Periode zugeschriebenen Bauweise ein noch immer ungelöstes Forschungsproblem[58]. Am stärksten sind sie in Böhmen und Mähren verbreitet, jenem Zentrum der frühesten Christianisierung auf slavischem Boden, weshalb man sie wohl mit Recht als Ausdruck eines typisch slavischen Kirchenbaus angesehen hat. Nun haben sich solche Kirchen außer auf südslavischem Boden auch im Osteseegebiet feststellen lassen; der schwedische Forscher Wrangel hat den Zusammenhang zwischen schwedischen und polnischen Rundkirchen sehr wahrscheinlich gemacht und dabei auf die Bedeutung Bornholms als Verbindungsglied und auf die im 10. und 11. Jahrhundert vorhandenen dynastischen Beziehungen verwiesen. Ausgrabungen an verschiedenen Plätzen Skandinaviens haben diese Beobachtungen bestätigt[59].

Dabei ist ihm ein interessantes Zeugnis zur Stützung seiner These entgangen, das uns wiederum Adam berichtet und das auf die kirchenpolitischen Zusammenhänge zwischen Polen und dem damals in der Christianisierung begriffenen Schweden ein bezeichnendes Licht wirft. Erzbischof Adalbert stieß bei seinen Missionsbemühungen kurz nach der Jahrhundertmitte in Schweden auf überraschende Schwierigkeiten durch einen dort bereits eingesetzten, vom polnischen Metropoliten geweihten Bischof namens Osmund. Ihn hatte der Norwegerkönig Siegfried früher einmal an die Bremer Schule geschickt; dann hatte er, offenbar gegen den Willen Adalberts, sich nach Rom gewandt zur Erlangung der Priesterweihe; sie wurde ihm dort verweigert, aber der Gnesener Metropolit erteilte sie ihm bereitwilligst[60]. In Adams Augen war er ein verwahrloster Landstreicher, der die neubekehrten Schweden nicht richtig

[58] Vgl. die Übersicht in *A. Kamphausens* Beitrag, Die Rundkirche von Schlamersdorf und der Osten (Z. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst. Gesch., Bd. 70/71, 1943, S. 381 ff.).

[59] Vgl. *Kamphausen* a. a. O., S. 388 ff. und die dortigen Literaturangaben, dazu *E. Wrangel*, Die kunsthistor. Beziehungen zw. Polen u. Skandinavien während des älteren Mittelalters, Sprawozd. Tow. Nauk. Warsz., Bd. 29, 1936, Teil 2 in dtsch. Sprache.

[60] Adam III, 15; vgl. *Steindorff*, Bd. 2, S. 202 f., *Hauck*, a. a. O., S. 662 f. — Der neueste Beitrag zur Frage der Rolle Osmunds von *T. J. Arne* in Slavia Antiqua, Bd. 1, 1948, S. 560 ff. sucht „Polania" Adams (III, 15) mit dem Land der ostslavischen Poljanen zu identifizieren, in deren Hauptstadt, also Kiev, damals Osmund zum schwedischen Bischof geweiht worden sei. Ist dieser Schluß aus den allgemeinen Verhältnissen, den Beziehungen zwischen dem Kiever Rußland und Polen sowie dem Abendland nicht ohne weiteres abzuweisen, so scheint mir jedoch auch hier wieder die geographische Kenntnis Adams unterschätzt zu sein: Kiev war ihm gut bekannt, und bei der Ausführlichkeit, mit der er die Angelegenheit Osmunds bespricht, hätte er wohl kaum unterlassen, die berühmte Hauptstadt des Dnjeprstaates (Russia u. Graecia bei Adam) zu erwähnen.

im Glauben unterwies; er nennt ihn deshalb einen Ketzer (acephalus). Was es damit auf sich hat, läßt sich nicht mehr entscheiden; Osmund hat später im berühmten englischen Kloster Ely in hohem Ansehen gestanden und ist dort um 1070 gestorben[61]. Zweifellos stand Osmund damals im Mittelpunkt ernster politischer Gegensätze: Die schwedischen Autonomiebestrebungen fanden gegenüber der Hamburger Metropole an der polnischen Landeskirche einen willkommenen Helfer; beide Länder verbanden mehr als nur flüchtige Beziehungen.

Lassen sich demnach einerseits architektonische, dynastische und kirchenpolitische Verbindungen zwischen Polen und Skandinavien feststellen, so haben sich andererseits eine Anzahl von Rundkirchen auch auf dem ehemals slavisch besiedelten Gebiet von Holstein und auf den dänischen Inseln gefunden[62]. Die Gesamtform ihrer Baukörper ist in der westlichen Gestaltbetonung völlig ungewöhnlich. Hinzu kommen eine Reihe wichtiger Stilelemente, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, diese Bauten mit den vorher erwähnten und der Masse auf böhmisch-mährischem und südslavischem Gebiet vorhandenen Rundkirchen zu verknüpfen. Dazu gehören auch die aus der Mitte des 11. Jahrhunderts stammende Kapelle von Ostrowo im Lednica-See und die frühen Bauten auf dem Wawel, über die kürzlich im Zusammenhang mit anderen prähistorischen Forschungsergebnissen A. Giesztor berichtet hat[63]. Kamphausen hat daher hier Reste einer eigenständig, westslavisch bestimmten Architektur vermutet, hinter denen noch der byzantinische Einfluß steht, wie er im Norden z. B. in einzelnen Kirchen Visbys (St. Lars u. a.) sich unverkennbar dokumentiert. Für diese kulturellen Bewegungen in den noch halb barbarischen Provinzen der neuentstehenden Kulturwelt am Rande des Abendlandes fehlt es bekanntlich ganz an schriftlichen Zeugnissen. Um so höhere Bedeutung gewinnen die mitgeteilten Beobachtungen; sie sind geeignet zu zeigen, wie weitreichend die Beziehungen waren, die hier zwischen den verschiedenen Bezirken der nordischen und slavischen Welt bestanden, in denen um die künftige Gestaltung einer Kultur- und Gesellschaftsordnung gerungen wurde.

Bedenkt man die Stärke der fremden Kräfte und Einwirkungen, mit denen die deutsche Kirchenpolitik in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft und in ihrem weitgespannten Aktionsfeld zu rechnen hatte, und nimmt

[61] Historia Eliensis II, 42 in: Gale, SS. rer. Brit. XV, S. 514.

[62] *Kamphausen*, a. a. O., S. 388 ff.

[63] *A. Giesztor*, Badania nad geneza panstwa polskiego, Przeglad Zachodni, 1950, S. 160 ff., bes. S. 173 f.; dazu in Przeglad Hist. Bd. 38 u. 39, 1948/49. Die Zusammenarbeit von Prähistorikern und Historikern in Polen, die für die Vorbereitung der Tausendjahrfeier des polnischen Staates eine eigene Organisation gefunden hat, läßt Hoffnungen auf eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens von der slavischen Staatsbildung im frühen Mittelalter erwecken.

man dann die gut bezeugten byzantinischen Neigungen des maßgebenden Kirchenfürsten auf dem Hamburger Stuhl hinzu, dann gewinnt die Vermutung, daß der Gedanke Adalberts an die Errichtung eines nordischen Patriarchats aus der Berührung mit der orientalischen Kirche und seiner Vertrautheit mit dem Griechentum entsprang, einen hohen Grad an Wahrscheinlichkeit und verliert den Charakter des Abenteuerlichen und Phantastischen. Schon der Zusammenhang, in dem die Schilderung dieses Planes bei Adam steht, ist bezeichnend. Sie findet sich im unmittelbaren Anschluß an die Darstellung der großen kirchlichen und politischen Verdienste des Erzbischofs, für die Adam (in II, 32) mit Stolz auf das hohe Ansehen seines Herrn am byzantinischen Hof und seine Vorliebe für die Griechen hinweisen konnte. Gleichsam als Krönung des großen Ansehens und der Leistungen seines Helden unter Heinrich III. beschreibt er im folgenden Kapitel den Patriarchatsplan, dessen Scheitern er ja schon kennt, um dann nach der knappen Schilderung der von Wirren erfüllten Regentschaftszeit mit der Darstellung der negativen Seiten Adalberts und des daraus resultierenden Niederganges seiner Kirchenprovinz zu beginnen. Freilich hat er auch in diesem Teil sowie in den abschließenden Ergänzungskapiteln gelegentlich den Patriarchatsplan gestreift, und hier gewiß nicht ohne Absicht zur Kritik[64]. Adalbert habe sich gern als Patriarch anreden lassen, erwähnt er bei der Schilderung der Schmeichler und Gaukler in der Umgebung des Kirchenfürsten; ein anderes Mal bemerkt er, Adalbert habe offen darauf hingearbeitet, in Hamburg ein Patriarchat zu errichten und noch anderes Großartige und Unglaubliche. In dem Einleitungssatz des Kapitels 33, in dem er, wie bemerkt, den Patriarchatsplan am eingehendsten behandelt, spricht er zwar davon, daß der Erzbischof durch die vielen vorher aufgezählten Erfolge „elatus", also stolz und hochmütig gemacht worden sei[65], sonst aber fällt kein Wort der Kritik. Der Plan zur Errichtung eines Patriarchats in Hamburg sei von Adalbert im vollen Einverständnis mit dem Papst und dem Kaiser gefaßt[66] und ausgelöst durch die Zwangslage, in die der Erzbischof durch die Absichten König Sveins, eine dänische Metropole zu gründen, geraten sei[67]. An irgendwelchen scharfen und verurteilenden Worten fehlt es ganz, und man wird auch hier den

---

[64] Adam III, 39, 59; 72.

[65] „Metropolitanus igitur in rerum successibus elatus" (Wendung aus Orosius VII, 29, 16; Schulausgabe Adam III, 33, S. 175 n. 1).

[66] „... et quod papam vel cesarem suae voluntati pronos videret, multo studio laboravit in Hammaburg patriarchatum constituere" (III, 33).

[67] „Ad quam intentionem primo ductus est ea necessitate, quoniam rex Danorum christianitate iam in fines terrae dilatata desideravit in regno suo fieri archiepiscopatum."

großen Unterschied nicht übersehen, der in den beiden Teilen der Charakteristik Adalberts und seiner Taten herrscht.

Es soll nun hier nichts mehr davon wiederholt werden, was die wisschenschaftliche Diskussion über die Entstehung und die verschiedenen Phasen des Planes ergeben hat. Für Adam bedeutet jedenfalls auch die Patriarchatsidee ebensowenig wie die byzantinischen Neigungen seines Helden zunächst etwas Negatives oder zu Beanstandendes, vielmehr fügt sie sich für ihn ganz in die große Linie des politischen Glücks und des Aufstiegs seines Helden ein, wie sich aus der Einordnung des Patriarchatsplans innerhalb seines Werkes erkennen läßt[68]. Und erst nach der Peripetie, nach der in Adams Darstellung grell ausgemalten politischen Umwälzung, die der Tod Heinrichs III. für die Geschicke des Reiches und der Kirche zur Folge hatte[69], wird auch sie zum Gegenstand seiner Kritik. Dabei hatte er zweifellos Adalberts starres und unbeirrtes Festhalten an dieser Idee und die bewußte Neuaufnahme des Planes in den letzten Jahren vor seinem Tode im Auge, als der Erzbischof unbekümmert um die Realisierungsmöglichkeiten nach dem ersten deutlichen Fehlschlag und der gründlich veränderten Situation, die inzwischen in den Missionsgebieten eingetreten war, mit großer Energie die immer mehr gefährdeten Hoheitsansprüche der Hamburger Kirche auf den gesamten Norden zu sichern unternahm. Erst jetzt aus dieser Sicht und in dieser Lage mußte der Plan Adalberts als ein Ausfluß der Hybris und Ruhmsucht des Erzbischofs erscheinen, die den Niedergang der Hamburger Kirche und die allgemeine Not verursacht haben.

Es kann als gesichert gelten, daß der Plan Sveins, eine dänische Metropole nach dem Vorbild der schon bestehenden Nationalkirchen (Polen, Ungarn, Kiev) zu errichten, in die Zeit seiner Spannung mit Adalbert fällt, die sich um die Eheaffäre des dänischen Königs drehte (etwa 1051/52). Seit dieser Zeit sah Adalbert mit steigender Besorgnis in der kirchlichen Verselbständigung der neubekehrten Länder Gefahren für den traditionellen und durch seine Energie weithin zur Anerkennung gelangten Führungsanspruch der Hamburger Metropole im gesamten Norden heraufziehen. Das dänische Verlangen war nicht der einzige Anlaß zur Sorge. Um die gleiche Zeit (1050) hatte König Emund, der Nachfolger Jacobs, in Schweden durch die Aufnahme jenes oben genannten vom Gnesener Erzbischof geweihten Osmund die Pläne Adalberts durchkreuzt. Und Norwegen war damals vorwiegend ein Betätigungsfeld

[68] Für das negative „elatus" muß man berücksichtigen, daß Adam überhaupt erst in den letzten Jahren Adalberts nach Bremen gekommen ist und bei der Abfassung der Schrift stark unter dem Einfluß des Scheiterns der Pläne steht. Umso bedeutsamer erscheint mir die Einordnung des Unternehmens auf der positiven Seite als Krönung von Adalberts Werk.

[69] Vgl. dazu *Meyer v. Knonau*, Jahrb. d. deutsch. Reiches unter Heinrich IV., Bd. 1, S. 647 ff.

englischer Missionare; der dortige König schien wenig geneigt, von einem kirchlichen Hoheitsrecht des deutschen Metropoliten überhaupt Notiz zu nehmen[70]. Daß Adalbert in dieser Zwangslage[71] den Plan, ein Patriarchat über die Kirche des Nordens zu errichten, zur Bedingung für seine Zustimmung zur Begründung der dänischen Metropole machte, ist einleuchtend und verständlich. Die lange Zeit umstritten gebliebene Bemerkung Adams über die Einwilligung Adalberts zu diesem Projekt, die er nur „quamlibet invitus" gegeben habe, bezieht sich nicht auf eine anfängliche Abneigung gegenüber dem Patriarchatsplan, sondern allein auf die vor dem Abschluß stehenden Verhandlungen zwischen dem Dänenkönig und der Kurie, deren verhängnisvolle Wirkung für die Elbmetropole sich nur durch eine gleichzeitige Patrarchatsforderung abwenden ließ[72]. Es ist aus dem weiteren Verlauf der Ereignisse bekannt, daß dem Mißtrauen Adalberts ein nicht weniger starkes auf päpstlicher Seite gegenüberstand, an dem schließlich die Verwirklichung des Planes scheiterte. Adalbert mußte sich mit dem Titel eines Legaten und Vikars des apostolischen Stuhles begnügen und hat in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Papstes sich bemüht, die Kirchen des Nordens zu organisieren[73]. Daß eine solche Stellung nicht die Erfüllung seiner Wünsche bedeutete, weil sie nicht mit einem Rang in der Hierarchie verbunden war, ist begreiflich[74]. Die Verhandlungen über die Errichtung eines Patriarchats sind mit der Kurie noch über den Tod Leos IX. weitergeführt worden[75]. Die Aussichten für das Projekt mußten angesichts der gerade damals einsetzenden zentralistischen Bestrebungen in Rom und des Bruches mit der Ostkirche immer geringer werden. Allein Adalberts Persönlichkeit, der diese Aufgabe zugleich als eine der vordringlichsten Angelegenheiten des Reiches auffaßte, erklärt das zähe Festhalten an dieser Idee und die neuen Bemühungen unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen gegen Ende der 60er Jahre, als seinerseits die römische Kirche unter der Leitung Hildebrands weniger denn je geneigt sein konnte, solchen Gedanken Raum zu geben, andererseits die heidnische Reaktion im Ostseeraum sowie die inneren Wirren und Spannungen dem Königtum Heinrichs IV. schwere Prestigeverluste zugefügt hatten. Die Mög-

[70] Vgl. die einschläg. Literatur, bes. *Steindorff* a. a. O., Bd. 2, S. 200 f., *Hauck*, a. a. O., Bd. III, S. 658 ff. u. *E. Amann*, a. a. O., S. 400 ff.

[71] „... primo ductus est ea necessitate, quoniam rex Danorum ... desideravit in regno suo fieri archiepiscopatum ..." Adam III, 33.

[72] Es ist das Verdienst *R. Müllers*, a. a. O., S. 6, dessen Studie auch *H. v. Schubert*, S. 89 n. 3 besonders hervorhebt und die *Hauck* leider übersehen hat, gegen *Dehio*, Bd. 1, S. 208 u. *Steindorff*, Bd. 2, S. 207 n. 1 diese Frage geklärt zu haben.

[73] Vgl. *Jaffé-Wattenbach* nr. 4471, 4472, 4473.

[74] Das hat *R. Müller*, a. a. O., S. 13 ff. richtig erkannt; vgl. *H. v. Schubert*, S. 91 ff.

[75] Vgl. *Jaffé-Wattenbach*, nr. 4474, dazu *Hauck*, a. a. O., S. 660 f.

lichkeiten für die Verwirklichung des Planes waren vorüber, die Zeitverhältnisse hatten sich grundlegend gewandelt, eine neue Epoche war angebrochen.

Mit alldem ist aber noch nichts über den geistigen Herkunftsort dieser Konzeption gesagt. Unsere Kenntnis von Adalberts Anfängen macht die Annahme wenig wahrscheinlich, dieser habe erst 1051/52 unter dem Druck des dänischen Planes die Patriarchatsidee aufgegriffen; die Lage in den anderen skandinavischen Ländern war schon in den Jahren vorher für den Hamburger Primatsanspruch äußerst kritisch, wie wir gesehen haben. Der Gedanke auf Errichtung nationaler Landeskirchen lag bei dem starken Eigenbewußtsein dieser nordischen Herrscher und den relativ schwachen Einwirkungsmöglichkeiten, die dem deutschen Reich besonders auf die entfernteren skandinavischen Herrschaftsgebiete zur Verfügung standen, geradezu in der Luft, und ihre traditionellen Beziehungen zu England, zu Polen und zum Kiever Bereich legten ihn nah. Daß Adalbert diese Situation klar überschaut und vom Beginn seiner Amtstätigkeit an darauf gesonnen haben wird, dieser ungewöhnlichen Gefahr mit ungewöhnlichen Mitteln zu begegnen, ist ihm wohl zuzutrauen[76]. Als außergewöhnlich, nahezu einmalig, ist der Vorgang deswegen zu bezeichnen, weil hier die Kenntnis von der Welt und mit ihr der Wirkungskreis des Hamburg-Bremer Erzbistums sich gewaltig erweitert hatte und die Früchte einer seit mehr als zwei Jahrhunderten betriebenen Missions- und Kulturarbeit durch den Übertritt nordischer Herrscher zum Christentum plötzlich heranreiften. Nur Mainz und nach ihm Magdeburg hatten am Rande der abendländischen Kulturwelt annähernd vergleichbare Aussichten besessen. Doch ehe das Moritzstift überhaupt ins Leben trat, war ihm bereits mit der Bildung des piastischen Staates und seiner Christianisierung, womit dieser die Kulturaufgaben sofort in eigene Regie nahm, das wichtigste Aktionsfeld entrissen; übrig blieb nur ein schmaler Grenzsaum aufsässiger Slavenstämme zwischen Elbe und Oder, die zu bezähmen und von der Aussichtslosigkeit ihrer heidnischen Rückständigkeit zu überzeugen es erst der vereinten jahrhundertelangen Bemühungen aller christlichen Nachbarreiche bedurfte.

Adalbert war das Schicksal der Magdeburger Ansprüche auf die Oberhoheit über die Kirchen des Ostens fraglos vertraut[77]; man müßte sich wundern, wenn eine so starke, selbst- und zielbewußte Persönlichkeit nicht vom ersten Augenblick seiner Amtstätigkeit an erkannt haben sollte, daß Metropolitanrechte in Gebieten mit eigenständigen nationalen

[76] Dafür spricht allein schon die Fälschung Adalberts, die er von Clemens II. bestätigt erhielt; vgl. *Schmeidler*, Hamburg-Bremen, S. 183 f. u. 249 f.

[77] Es ist eigentlich überflüssig, in diesem Zusammenhang noch auf seine Herkunft aus dem ostsächsischen Gosecker Grafengeschlecht und Erziehung in Halberstadt in unmittelbarer Nachbarschaft der östlichen Metropole hinzuweisen.

Staatsbildungen auf die Dauer wertlos sind. Es mußte daher sein Bestreben sein, unter allen Umständen das zu verhindern, was im Vorfeld von Magdeburg und Salzburg Tatsache geworden war, und man wird wohl annehmen dürfen, daß er sich hierüber mit dem Kaiser völlig einig war, auf dessen Unterstützung und Billigung in seinem Vorgehen er rechnen konnte. Eingangs schon habe ich auf dieses Vertrauensverhältnis Heinrichs zu Adalbert hingewiesen. Schenkungen an die Bremer Kirche und Ehrungen für Adalbert[78] sowie dessen Vermittlungstätigkeit in der Herstellung eines Bündnisses zwischen Heinrich und Svein[79] sind deutliche Beweise. Auch der Plan, der Gefahr für die Rechte und den Einfluß der deutschen Reichskirche im Norden durch die Errichtung eines Patriarchats zu begegnen, kann nur im engsten Einvernehmen mit dem Kaiser gefaßt worden sein; er reicht sicherlich bis in die ersten Jahre von Adalberts Amtstätigkeit zurück. Ein so wichtiges Projekt konnte überhaupt nicht ohne Wissen und Willen des deutschen Herrschers in Angriff genommen werden; und für die Realistik des ganzen Planes Adalberts spricht allein schon die Tatsache, daß der Kaiser dem Erzbischof niemals seine Huld versagte. Adam sagt selbst, daß der Kaiser dem Wunsche Adalberts geneigt gewesen sei, ja er behauptet es auch vom Papst[80]. Daß Leo IX. es 1053/54 jedenfalls nicht war, erkennt man aus seinem vorsichtigen Ausweichen und der nie gegebenen Zustimmung der Kurie. Es besteht aber die Möglichkeit, daß Leo in seinen ersten Pontifikatsjahren oder einer seiner beiden deutschen Vorgänger, die ja sämtlich auf Wunsch des Kaisers den päpstlichen Stuhl bestiegen hatten, durchaus geneigt war, zu der Lösung dieses für das Reich eminent wichtigen Problems seine Hand zu leihen[81]. Adams Nachricht, erst die Forderung Sveins habe Adalbert auf den Patriarchatsgedanken gebracht, ist für diese Überlegungen kein durchschlagender Einwand. Vielleicht ist wirklich erst durch dieses Vorgehen des dänischen Königs der lang gehegte Plan in das Stadium politischer Entscheidungen getreten. Wann das aber geschah, ob wirklich erst 1051, bleibt lediglich Vermutung. Bei den voraufgegangenen engen Beziehungen zwischen beiden Persönlichkeiten[82] dürften übrigens dem Dänenkönig die Pläne Adalberts auf Sicherung der Hamburger Vorrangstellung nicht verborgen geblieben sein. Adams Bemerkung über das Aufkommen des Patriarchatsgedankens be-

[78] Adam III, 5ff., bes. III, 8.
[79] Ende 1052; vgl. *Steindorff*, a. a. O., S. 205.
[80] Adam III, 33.
[81] Bezeichnend dafür ist die Clemensurkunde für Adalbert mit der Gewährung aller, auch der gegen die Kirchenverfassung verstoßenden Sonderrechte, die Adalbert mit Hilfe seiner Fälschungen erstrebte (*Schmeidler* a. a. O., S. 183f. u. 249f.).
[82] Vgl. *Steindorff*, Bd. 2, S. 203f.
[83] *Dehio*, a. a. O., Bd. 1, S. 206ff.

sagt lediglich etwas über den kausalen Zusammenhang mit dem Auftauchen nationalkirchlicher Bestrebungen im Norden und höchstens noch über den unmittelbaren Anlaß, der zum Versuch der Durchführung des Patriarchatsplans führte; mehr nicht.

Nach diesen Überlegungen gilt es nun zuletzt noch die Frage zu prüfen, auf welchem Wege Adalbert zu diesem im Abendlande ungewöhnlichen Gedanken gekommen sein kann. Seit Dehios Kritik an den Gedankengängen Lappenbergs und Grünhagens[83] hat sich die Ansicht allgemein verfestigt, daß Adalbert die Anregung für seinen Patriarchatsplan in der maßgebenden abendländischen Kirchenrechts-Literatur gefunden habe. In den Dekretalen, besonders bei Pseudoisidor, finden sich die Voraussetzungen angegeben, unter denen auch die lateinische Kirche die Errichtung eines Primats oder Patriarchats vorsieht[84]: Wenn nämlich die Zahl der Bistümer bei neubekehrten Völkern zu groß wird und die Entfernung und Beschwerlichkeit des Reiseweges nach Rom zu weit und umständlich und den Suffraganen nicht mehr zumutbar wird, dann sollte ein Primat eingerichtet werden. Daß diese Bestimmungen nicht in jeder Beziehung für den Bremer Stuhl zutrafen, ist bemerkt worden. Die Unfertigkeit der kirchlichen Organisation in den nordischen Ländern ließ sich nicht übersehen, die auch durch Sveins Maßnahmen nicht kompensiert werden, der die Zahl der dänischen Bistümer auf 9 erhöhte, um die Notwendigkeit der Einrichtung einer eigenen dänischen Metropole zu rechtfertigen. Man hat aber auch auf eine andere Stelle in den Dekretalen verwiesen, nach der ein Erzbischof Primatialrechte erhalten konnte, wenn seine eigene Provinz aus 10 oder 11 Suffraganbistümern bestand und einem König unterworfen war[85].

Da Adam nun im Zusammenhang mit dem Patriarchatsplan von der Absicht Adalberts berichtet, eine Neueinteilung seines Sprengels vornehmen zu wollen und dabei unter Einschluß des Mainzer Verden wirklich 12 Bistümer zu schaffen, so schien diese Textstelle den Zusammenhang mit den Dekretalen zu erweisen und zugleich die Frage nach dem Ursprung der Patriarchatsidee zu lösen[86]. Diese Nachricht beweist in der Tat, daß Adalbert die Bedingungen der Dekretalen erfüllen wollte, um den kanonischen Vorschriften voll gerecht zu werden. Nur läßt sich auch hier nicht übersehen, daß diese zahlgerechte Vermehrung der Suffraganbistümer keineswegs von Anfang an in seinem Plan enthalten gewesen sein kann, da zumindest der Gedanke an eine Ausdehnung auf Verden, Wildeshausen und das bremische Friesland sowie die wendischen Bis-

---

[84] Belege bei *R. Müller*, a. a. O., S. 9 f. u. *Steindorff*, Bd. 2, S. 207 f.

[85] Decreta Pelagii II, ed. Hinschius, p. 724; vgl. *Steindorff*, Bd. 2, S. 209, n. 4.

[86] So nach allgemeiner Annahme der krit. Gedanken *Dehios*, Bd. 1, S. 205 ff. durch die spätere Forschung.

tümer erst in einem späteren Stadium hinzugetreten sein kann[87]. Vor allem aber: daß Adalbert Pseudoisidor genau gekannt hat und sich diese Bestimmungen zur Richtschnur hat dienen lassen, besagt noch gar nichts für die eigentliche Quelle seiner Pläne und Gedanken, die angesichts der ungewöhnlichen Situation, vor die er sich und seine Kirche gestellt sah, nur in dem Vorbild des byzantinischen Patriarchats liegen können. Das bewegende Motiv für ihn war ja nicht, um persönlicher Ruhmsucht willen eine erhöhte Vorrangstellung über eine beträchtliche Zahl von Bistümern zu erhalten[88]; entscheidend war vielmehr allein die Einsicht in die Gefahr, die seiner Kirche drohte durch die Verselbständigung weiträumiger Nationalkirchen unter eigenen Metropoliten, ein Vorgang, den Magdeburg durchgemacht hatte und dem am Rande der Kulturwelt nur durch die Eingliederung neuer Herrschaftsgebilde in die bestehende Kirchenorganisation begegnet werden konnte. Daß Adalbert von dieser Sorge seit Beginn seines Episkopalamtes beherrscht war, halte ich nach dem oben Gesagten für sicher[89]. Nicht auf ein bloßes Titularpatriarchat, wie es die Metropoliten von Lyon, Bourges, Canterbury, Aquileja und Grado innerhalb der westlichen Kirche besessen hatten, konnte es Adalbert ankommen. Es ging ihm um die straffe Leitung und Kontrolle der neu sich bildenden Kirchen und Kirchenprovinzen innerhalb eines riesigen Bereiches, den er mit Recht als seinen eigenen betrachtete. Sein wiederholtes Bemühen, selbst nach seinem ersten Scheitern die Suffragane zu regelmäßigen Synoden zusammenzurufen und sie selbst zu inspizieren, zeigt deutlich, wie viel ihm daran gelegen war, das Aufsichtsrecht der Hamburger Kirche in jedem Falle zu wahren. Adalbert konnte nur an eine, den alten, echten, östlichen Patriarchaten vergleichbare Stellung für seine Metropole denken: Oberaufsicht und oberste Jurisdiktion, Ordinationsrecht für die ihm unterstellten Metropoliten und Bischöfe sowie das Recht, mit ihnen Synoden abzuhalten, waren seine Ziele. Das waren genau die Rechte, die Byzanz gegenüber den in seinem Vorfeld neu entstandenen Metropolen, gegenüber der bulgarischen und der russischen Kirche, zur Anwendung gebracht hatte und mit deren Hilfe es Aufgaben zu lösen verstand, die ganz ähnlicher Art waren wie die, vor die die deutschen Grenzmetropolen sich gestellt sahen. Fraglos waren die politischen und kirchlichen Voraussetzungen, unter denen ein solcher Schritt geschehen konnte, nicht vergleichbar. Die Verselbständi-

[87] Vgl. *Steindorff*, Bd. 2, S. 209; *H. v. Schubert*, a. a. O., S. 92, der wegen dieses Widerspruchs konsequent den ganzen Plan Adalberts einer späteren Epoche zuweisen möchte und die Datierung Adams ungerechtfertigterweise für verfehlt hält. Im Anfang der 50er Jahre existierten jedenfalls die wendischen Bistümer überhaupt noch nicht.

[88] Das wird von *Hauck* a. a. O. u. *H. v. Schubert*, a. a. O., S. 91 ff. entschieden betont.

[89] Zuletzt auch *Schmeidler*, Hamburg-Bremen, S. 250, n. 1.

gung der östlichen Kirche beruhte letztlich auf der Tatsache, daß im spätrömischen Reich das weltliche und das geistliche Oberhaupt in zwei wesensverschiedenen Bereichen residierten und daß die kulturelle und politische Spaltung in steigendem Maße zwangsläufig auch das Schisma der Kirche nach sich zog.

Derartige Vergleiche und historische Perspektiven sind Adalbert gewiß kaum in den Sinn gekommen; an einen Bruch mit Rom und die Loslösung vom Heiligen Stuhl, wie sie sich gerade damals in Byzanz vollzog, hat er bestimmt nicht gedacht. Aber das Beispiel des östlichen Patriarchats, mit den Problemen der im Missionsgebiet neu entstehenden Nationalkirchen fertig zu werden und die fremdvölkischen Metropolen in feste eigene Regie zu übernehmen, stand ihm deutlich vor Augen und war ihm bei seinen engen Beziehungen zur griechischen Kaiserstadt gewiß ständig gegenwärtig[90]. Ich halte daher die Annahme für begründet und einleuchtend, daß Adalbert aus dieser Sphäre auch die Anregung zu seinem Plan genommen hat, der in der Geschichte der abendländischen Kirche einen singulären Charakter trägt, wie auch der historische Augenblick, dem er entsprang, für die Hamburger Kirche einzigartig und unvergleichlich war. Dieser kühne und geniale Versuch konnte der späteren Geschichtschreibung und im Grunde schon Adam nicht mehr voll verständlich sein und mußte daher als ein Phantasiegebilde eines ehrgeizigen Metropoliten erscheinen; denn die Beziehungen zwischen der lateinisch-christlichen und der griechisch-östlichen Welt lockerten und verflüchtigten sich in der Folgezeit gänzlich, und die beiderseitigen Sphären schlossen sich mehr und mehr gegeneinander ab. Für das Abendland und seine Kirche war mit dem Dahingehen jener großen Stunde, die zusammenfiel mit der Geburt des zentralistisch ausgerichteten Reformpapstums und der Trennung von der Ostkirche, auch das Verständnis für die Patriarchatsidee des großen deutschen Kirchenfürsten entschwunden. Bis zur Entdeckung der neuen Welt erlebte das Abendland keine vergleichbare Situation mehr, die die Erinnerung an jene Möglichkeiten hätte wachrufen können.

Im Grunde hatte über dem Vorhaben Adalberts bereits das „zu spät" gestanden; sein Ziel, seiner Kirche das Schicksal Magdeburgs zu ersparen und über den ganzen nördlichen Erdkreis sein Oberhirtenamt aufzurichten, scheiterte an den zur Reife gelangten autochthonen Bestrebungen der jungen Völker sowie an der ablehnenden Haltung der zu neuem Selbstbewußtsein erstarkten Kurie. Dazu erfuhr das deutsche Reich gerade in jenen Jahren seine schwerste Krise, die den Gang der mitteleuropäischen Entwicklung wesentlich beeinflußt hat. In jenen schicksalsschweren Jahrzehnten, in denen in Italien, Frankreich und Deutschland

[90] Bezeichnenderweise wurde Rußland in Bremen als „Graecia" bezeichnet.

neue geistige Kräfte und politische Mächte zur Entfaltung kamen und der Norden ein Teil Europas zu werden sich anschickte, bedeutete der Plan des Hamburger Metropoliten den letzten gigantischen Versuch, den Einfluß der Reichskirche im Dienste des deutschen Kaisers über den riesig ausgeweiteten Missatsprengel der Hamburger Kirche mit ungewöhnlichen Mitteln zu sichern. Man wird der Größe jenes Augenblicks und der Bedeutung jenes Kirchenfürsten, den schon lobspendende Zeitgenossen den „Turm der Kirche und das Kleinod des Reiches" nannten[91], keinen besseren Ausdruck verleihen können, als mit dem Bilde zu schließen, das Dehio vor nahezu drei Menschenaltern von Adalbert und jener weltgeschichtlichen Situation zeichnete: „Die Palme mehr als zweihundertjährigen Ringens seiner Kirche in gewaltiger Hand haltend, nimmt er den Zoll der Verehrung nun endlich von der ganzen nordischen Welt entgegen; ohne vor der Grenzenlosigkeit der Perspektive zu schwindeln, streckt er den rechten Arm aus nach Osten zu einem Volke, das eher Asien angehört als Europa, und wieder den linken nach Westen, wo über den Nebeln des Ozeans in Grönland und Winland eine neue Welt auftaucht: Amerika"[92].

[91] Gualdo v. Corbie, SS. rer. Dan. I, S. 565 f.
[92] *Dehio*, a. a. O., Bd. 1, S. 215.

Winckelmann und die Religion

von Werner Schultze

Justi hat in seiner großen, heute noch gültigen Winckelmann-Biographie der Frage der Religion in dessen Leben ein besonderes Kapitel gewidmet. Schon die Zeitgenossen haben sich mit diesem Problem beschäftigt: während ein Teil den Übertritt des Gelehrten zum Katholizismus nicht verstanden hat, meinten andere, daß ein der Aufklärung verbundener Mensch die Religion lediglich als Äußerlichkeit ansehen mußte. Sie erklärten Winckelmann als „geborenen Heiden", für einen Menschen also, der frei und fern aller Religion sei. Die meisten Biographen (und das gilt auch für Justi) sind mit einem gewissen Unbehagen an die Schilderung dieser Vorgänge gegangen und nahezu alle haben wie Goethe einen fatalen Geschmack dabei empfunden. War Winckelmann, den man sonst als Mensch und Gelehrten so verehrte, wirklich ein Gottesleugner? Waren seine oft harten und vielleicht sogar frivolen Äußerungen zur Religion ein Makel in seinem Charakterbild?

Winckelmanns Schriften sind in ihrem wissenschaftlichen Gehalt überholt. Aber noch immer ist er uns das Vorbild eines Menschen, der sein ganzes Leben, sein Denken und Handeln in den Dienst seiner Wissenschaft stellte. Sein Platz in der Geschichte der Kunstwissenschaft ist unumstritten, seine in anderer Hinsicht bewiesenen menschlichen Qualitäten, die Strenge gegen sich selbst erregen immer wieder unsere Bewunderung. Wir werden gerade deshalb die Religionsfrage untersuchen müssen, wir werden nicht vermeiden können, dieses Problem zu klären und eindeutig zu beantworten.

Die Behandlung wird erschwert, weil die Nachrichten, die uns aus dem Leben des Gelehrten zur Verfügung stehen, verhältnismäßig spärlich sind. Die Jugendzeit ist in ein Dunkel gehüllt, das kaum durch neue Erkenntnisse zu erhellen ist. Zeitgenössische Berichte sind z. T. falsch, unsicher oder unglaubwürdig[1]. Wichtigste Quelle bleiben die brieflichen Äußerungen, die bei dem Charakter Winckelmanns nur bedingte Anhaltspunkte geben können.

[1] Das gilt z. B. für die Nachrichten Gurlitts, der sich angeblich auf mündliche Berichte Oesers stützt; Paalzow, dessen Darstellung Winckelmann ablehnt, wobei es fraglich bleibt, ob diese Ablehnung sachlich begründet war. Auch der Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift (Bd. 12, 1788, S. 56 ff.) ist teilweise unsachlich.

Die von H. Uhde-Bernays 1921 im Jahrbuch der Sammlung Kippenberg veröffentlichten, bis dahin unbekannten Briefe Winckelmanns regten mich bereits 1933 an, die Konversion in anderem Zusammenhang kurz zu schildern[2]. Eine immer wieder aufgenommene Durchsicht des Briefwechsels und der Literatur ermutigen zu dem Versuch einer neuen Darstellung der äußeren Vorgänge, der inneren Zusammenhänge und zu einer Beurteilung. Wenn wir vorhin betonten, daß die Jugend Winckelmanns nur wenige Anhaltspunkte zu geben vermag, so können wir doch sagen, in welcher geistigen Umgebung der Jüngling aufwuchs. Vater und Mutter sind biedere und strenggläubige Protestanten gewesen, die sich in das harte Schicksal der Armut mit Gottergebenheit fügten. Als ihr einziges Kind durch seine Begabung auffiel, als ihm der Besuch des Gymnasiums ermöglicht wurde, werden sie das als eine Gnade empfunden haben — was lag näher, als ihrem Dank an Gott dadurch Ausdruck zu verleihen, daß der Knabe einmal später Theologe werden sollte? Nur zu oft wird der junge Mensch diesen Wunsch im Elternhaus gehört haben, nur zu oft werden Vater und Mutter versucht haben, ihm diese Verpflichtung bewußt zu machen. Seine Lehrer und Gönner brachten die gleichen Gedanken zum Ausdruck. Man weiß, daß die Gewährung von Stipendien nur zu oft von Versprechen auf spätere Verpflichtungen abhängig gemacht wird, man weiß aber auch, wie streng und erstarrt in der damaligen Zeit der Protestantismus war. Wie mögen diese Umgebung, diese Forderungen auf den Knaben und Jüngling gewirkt haben?

Die Welt, in der Winckelmann später lebte, war eine ganz andere, als die, die er im engen und ärmlichen Elternhaus kennengelernt hatte. Der Sohn des Flickschusters wurde Student. Zwar erwarb er nie einen akademischen Grad, aber nach der bedrückenden Zeit als Konrektor in Seehausen kam er trotzdem als Bibliothekar zu dem bekannten Grafen von Bünau. Seine Sendung wird ihm immer deutlicher, seine Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten immer enger. Man wirbt um den Arme-Leute-Sohn und zieht ihn nach Rom, wo er mit der Zeit zum anerkannten und vielfach geehrten Gelehrten wird. Welcher soziale Aufstieg, wenn wir die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts bedenken, welcher seelische Wandel für einen Menschen, der sich durch eine übergroße Sen-

[2] Heinrich von Bünau, Leipziger Dissertation 1933, S. 94 ff. — Uhde-Bernays hat weder bei der Veröffentlichung der Briefe im Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, noch in der Auswahl der Briefe (Insel, Leipzig 1925) das Problem aufgegriffen, sondern sich mit einer beinahe formelhaft gewordenen Deutung begnügt: „Das Hindernis (zur Romreise) der protestantischen Religion, ohnehin für den aufgeklärten Gelehrten gänzlich bedeutungslos, wird beseitigt ..." (Briefe, S. 15).

sibilität auszeichnet! Die Jugendzeit wird immer mehr als bedrückend empfunden, mit einem psychologisch zu verstehenden Hochmut blickt Winckelmann schließlich auf frühere Freunde und Gönner, bis sich mit wachsendem Alter die Gefühle beruhigen und klären.

Aber bis dahin führt ein weiter Weg. Eines Tages ist die Liebe zu den alten Schriftstellern da, die Liebe zu einer Welt, die der Jüngling erst ahnt. Immer mehr werden die starren Fesseln der heimatlichen Umgebung als drückende Last empfunden. Es entwickelt sich eine quälende Spannung, für die das Elternhaus nicht in der Lage war, einen Ausgleich oder eine Lösung zu geben. Zu den Knaben gleichen Alters hat Winckelmann kaum Beziehungen, es bleiben nur die Erwachsenen. Aber auch sie sind befangen in verknöcherten Formen. Winckelmann kann von ihnen nur Bücher leihen, er kann mit ihrer Hilfe den Weg nach Berlin und schließlich zur Halleschen Universität finden. Als „Entgelt" hört man sich ihre Belehrungen über die Pflichten eines Christenmenschen an, singt in der Kurrende, erduldet langweilige Predigten[3]. Wie erniedrigend für einen jungen Menschen im Pubertätsalter, wie sehr muß er in seiner Abwehrstellung gegen alles und jedes, und also auch gegen die Religion im geheimen bestärkt werden! Er kennt nur noch eine Sehnsucht: in der Freiheit des Universitätslebens auch die geistige Befreiung zu finden.

Wie groß muß die Enttäuschung gewesen sein, als der Student der Theologie (aus pflichtschuldiger Dankbarkeit und aus seiner finanziellen und sozialen Lage zu dieser Fakultät gezwungen) die Verhältnisse, die damals in Halle herrschten, erkannte[4]. Fast sind wir versucht, zu sagen, daß die Reise nach Dresden, die er wahrscheinlich mit Kommilitonen machte, um die Hochzeitsfeierlichkeiten am kursächsischen Hofe zu sehen, eine Flucht war[5]. In seiner Tasche trägt er eine Empfehlung an den Dresdner Superus Löscher — er wird kühl aufgenommen, der mächtige

[3] Vergl. die Darstellung bei Justi. 1734 wurde Winckelmann Praefekt der Kurrende. Paalzow, dessen Darstellung Winckelmann ablehnt, während sie Genzmer bejaht, schreibt: „In keiner Stunde aber war er ein unaufmerksamerer Zuhörer als in den theologischen Stunden. Denn es war nichts seltsames, daß ... Winckelmann ... sich ... mit einem alten Schriftsteller beschäftigte ..."

[4] Schon Justi weist mit Recht darauf hin, daß Winckelmanns skeptische Zweifel gegen die Religion in Halle aufgebrochen sind. Paalzow erwähnt für diese Zeit ein ernstes Ringen um religiöse Klarheit. Halle stand damals unter dem Eindruck des allmählichen Vordringens einer verstandesmäßigen Religion, deren wichtigster Vertreter Baumgarten war, dessen trockene Vorlesungen auch Winckelmann hörte.

[5] 7.—12. 5. 1738 — War Winckelmann nicht während seines ganzen Lebens ein Flüchtiger? Man denke an Seehausen, an den Weggang von Bünau, an die Jahre in Rom mit den Versuchen nach Potsdam oder nach Sachsen zurückzukehren. Die enttäuschende Reise nach Deutschland im Jahre 1768 mit dem tragischen Tod durch Mörderhand war die letzte große Flucht.

Löscher hat keine Zeit für einen jungen Studenten. Nach der Rückkehr hört er pflichtgemäß theologische Vorlesungen, öfters ist er bei den Philosophen, vor allem aber in der Bibliothek zu finden. Das Zeugnis beim Abgang ist mager genug[6], fast klingt es wie eine Ermahnung, sich künftig zu bessern. So kommt der mit so viel Hoffnungen auf die Universität geschickte Jüngling ohne Examen zurück. Wohl hat er erstaunliche literarische Kenntnisse, aber seine Anschauungen, die von den Deisten bestimmt sind, werden Befremden erregt haben. Und ob das Elternhaus nicht ein stummer Vorwurf für den Unsteten war?

Die Jenaer Zeit, das Leben als Hauslehrer und schließlich die bedrückende Tätigkeit als Konrektor in Seehausen bringen keine Befreiung. Im Gegenteil: die seelische Spannung wird immer unerträglicher, bis schließlich der Körper von dem Unmut des Geistes fast zerbrochen wird[7]. Da kommt als Rettung die Berufung an die Bünausche Bibliothek in Nöthnitz.

Bünau, gewandter, wenn auch gescheiterter und verbitterter Staatsmann, geachteter Historiker und Besitzer einer der größten Privatbibliotheken, ist Protestant aus innerster Überzeugung[8]. Seine Sitten sind gemessen und streng, sein Dasein im Bewußtsein göttlicher Lenkung und Fügung. Aber er ist Gelehrter und Weltmann genug, um andere in einer geistigen Freiheit leben zu lassen, ohne auf sie irgendeinen Zwang ausüben zu wollen. Künstler, Gelehrte, Angehörige beider Konfessionen gehen in seinem Haus ein und aus, ohne daß ihre Person wegen ihres Standes oder ihres Glaubens bekrittelt wird. Winckelmann sieht in Bünau nicht nur den „Erretter" aus der unwürdigen Seehausener Situation, sondern den verehrten und geachteten Herrn. Das schließt nicht aus, daß der Tag kommt, an dem er spürt, daß er sich von Bünau lösen muß, wenn er sein Lebensziel und seine Aufgabe meistern soll. Rom ist der Traum seiner Wünsche. Wie aber sollte der Weg nach Italien für den armen, kranken und unbekannten Bibliothekar des politisch in Sachsen verfemten Grafen von Bünau eröffnet werden[9]? Die Spannung im Gemüt Winckelmanns wird wieder quälend, die an sich stets labile Gesundheit immer mehr angegriffen. Da besucht eines Tages der päpstliche Nuntius, Kardinal Archinto, die Nöthnitzer Bibliothek. Winckelmann führt ihn durch die

[6] Abgedruckt bei Justi.

[7] „Du weißt ohnedem, daß ich ein Mensch gewesen bin, den der Gram sehr leicht niederschlägt . . ." (an Genzmer, Seehausen, 16. 11. 1746).

[8] Vergl. Sahrer von Sahr, H. v. B. 1869, W. Schultze, H. v. B., Diss. 1933, ders. Die Bibliothek H. v. Bs. (Zentralbl. für Bibliothekswesen, 52, 1935, S. 337 ff.), R. Grimm, H. v. B., Diss. 1935, M. Bollert, J. J. Winckelmann als Bibliothekar des Grafen Bünau (Festschrift Gg. Leidinger, München 1930).

[9] Man muß bedenken, daß Bünau damals Kursachsen wegen seiner Gegnerschaft zu Brühl nicht ohne einen gewissen Zwang verlassen hatte.

Räume, im Gespräch deutet er seine Hoffnungen und Wünsche wohl zufällig an und Archinto zeigt ihm, wie es möglich wäre, nach Rom zu kommen.

Wir müssen uns das Dresden in der Mitte des 18. Jahrhunderts vor Augen halten, wenn wir Winckelmann ganz verstehen wollen. Sicher hat der Protestant aus dem strengen Norden Deutschlands in Sachsen die ersten, näheren Berührungen mit dem Katholizismus erlebt. August der Starke konvertierte 1697 in Baden bei Wien, um die polnische Königskrone zu erwerben, der Kurprinz folgte später seinem Beispiel, während die Kurfürstin dem alten Glauben treu geblieben war. Der Kurfürst hatte 1697 seinen protestantischen Untertanen zugesichert, daß keine Religionsveränderungen durch seinen Übertritt vorgenommen werden dürften[10]. Lange Zeit werden keine Katholiken im Land aufgenommen. Trotzdem festigte sich die Stellung der kleinen katholischen Gemeinde, zumal der Kurprinz, seit 1733 Kurfürst und seit 1734 König von Polen, unter dem Einfluß seiner Gemahlin den Bestrebungen des Klerus am Hofe durchaus günstig gesonnen war. Äußeres Zeichen dieser Entwicklung war der Bau der katholischen Hofkirche. Winckelmann ist von der Tatsache des Neben-einander-Lebens beider Konfessionen beeindruckt und besuchte offensichtlich auch katholische Gottesdienste, die ihn wegen des ganz anderen und ungewohnten Charakters fesselten[11].

Aber er sieht auch, wie man die Frage der Religionszugehörigkeit großzügig und ein wenig äußerlich behandelt. So besuchte der natürliche Sohn Augusts des Starken, der Marschall Moritz von Sachsen, häufig die lutherischen Gottesdienste, obwohl er Katholik war. „Man macht hier viel daraus, daß er den lutherischen Gottesdienst besucht. Die klüger sind, wissen wohl, daß er sowenig als andere Große in der Welt Religion haben. Man hält sich nur an das Äußere“[12]. Aus diesem Satz spricht mehr als die Erzählung, sondern vielmehr die Ablehnung der starren Sitten in seiner heimatlichen Umgebung, der Wunsch, auch zu diesen Aufgeklärten zu gehören.

So nimmt es nicht wunder, daß der Preis, Rom zu sehen, nicht zu hoch erscheint[13]. Archinto lädt Winckelmann des öfteren an seine Tafel ein,

[10] Zwei Religionsmandate vom 6. 8. und 29. 9. 1697, abgedruckt im Theatrum Europaeum, XV, S. 238 ff. Diese Mandate wurden am 17. 3. 1700 bestätigt.

[11] „Diesen Winter wird die kathol. Kirche eingeweihet werden. ...Wenn man gute Musik hören will, gehet man in die kath. Kap. um 11 Uhr, wo alle Sonntage die größte Symphonie aufgeführet wird...“ (an Uden, Nöthnitz, 31. 8. 1749). Ebenso: „...da wir uns dann allezeit in die kathol. Hof-Kapelle erhoben, um bei dem hohen Amt die herrliche Musik mit anzuhören...“ (an Uden, gegen Ende 1749).

[12] an Uden, 31. 8. 1749.

[13] „Wo ich nicht bald sterbe, muß ich Rom noch sehen, quovis modo, modo salva conscientia et religione...“ (an Uden, 9. 11. 1751).

wo er auch mit dem Beichtvater am Hofe, dem Pater Rauch, und mehreren Jesuiten bekannt wird. Er wird mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, man verwickelt ihn in wissenschaftliche Gespräche und bestärkt ihn in dem Gedanken, daß er nach Rom müsse.

Anfang des Jahres 1751 hat Winckelmann den gesamten Fragenkomplex mit Bünau besprochen. Man kann sich denken, daß der Graf die verschiedensten Bedenken geltend machte. Nicht nur, weil er seinen Mitarbeiter nicht verlieren wollte, sondern weil ihm der Gedanke einer Konversion völlig fremd war. Und auch bei Winckelmann werden Bedenken laut: „... ich muß besorgen, man möchte recht von mir profitieren wollen und mich in eine ebenso schreibermäßige strenge Arbeit ... versenken, als hier geschieht ...“[14]. Aber die Konversion lockt, denn „an meine Beförderung denkt kein Mensch ... Ich denke zuweilen indessen auf etwas anderes, und weil ich glaube, daß ich schwerlich zu einem ruhigen eigenen Stand kommen werde, so werde ich mir auch ein besonder System entwerfen ...“[15].

In der Darstellung Justis fehlen wichtige Briefe aus dem Jahre 1752. Diese Lücke hat den Biographen (wie manchen Vorgänger und Nachfolger) veranlaßt, Winckelmann den Vorwurf der Heuchelei zu machen, von einem „Verkauf“ der Religion zu sprechen. Das allerdings wäre ein Makel und Goethes Behauptung, die Religion sei Winckelmann nur „Maskenkleid“ gewesen[16], bestünde zu Recht.

Während des ganzen Jahres 1752 machen die Verhandlungen über die Konversion und die Romreise keine Fortschritte. Nicht nur die erwähnte Aussprache mit Bünau, auch der Briefwechsel mit seinem Freund Berendis, der in Eisenach bei Bünau tätig war, haben Winckelmann bedenklich gestimmt. Da Archinto nur zögernde Angebote macht, die die finanzielle Sicherung der Reise und des Aufenthaltes in Rom nicht gewährleisten, zieht sich Winckelmann von seinen katholischen Freunden zurück und versucht, auf andere Weise seine Freiheit zu erlangen. Eine Reise nach Potsdam, mit viel Hoffnung unternommen, eröffnet ihm die Aussichtslosigkeit anderweiter Unterstützung[17]. Er muß trotz eines inneren Widerstrebens wieder zu Archinto gehen: „Ich bin entschlossen, mich auf einen gewissen Fuß in Rom zu setzen. Ich habe den Herrn Nuntium

[14] an Walther, Dresden, 23. 1. 1752. Winckelmann schreibt seither öfters aus Dresden und nicht aus Nöthnitz. Es ist zu vermuten, daß er beim Pater Rauch Gelegenheit dazu fand.

[15] an Uden, Nöthnitz, 3. 3. 1752. In den bisherigen Briefen ist also zunächst vor allem von den äußeren Gesichtspunkten die Rede.

[16] Winckelmann und sein Jahrhundert, Kap. Glaubenswechsel (Tübingen 1805) — Die Darstellung des Glaubenswechsels, die Gurlitt gegeben hat und die angeblich auf Aussagen Oesers beruht, ist unsicher und z. T. falsch. Justi hat sich in vieler Hinsicht auf diese Quelle gestützt.

[17] an Berendis, Dresden, 27. 3. 1752.

nur ein einziges Mal gesprochen. Da es auf das Gehalt kam, erklärte er sich sehr undeutlich... Das war mir gleich anfangs bedenklich ... Heute werde ich zum Pater Rauch gehen und ihm meine Besorgungen eröffnen ..." Nach der Aussprache, über deren Inhalt er berichtet, entschließt er sich, in etwa acht bis vierzehn Tagen zu konvertieren.

Aber es geschieht nichts. Ein Brief an Uden[18] enthält eine ganz vage Andeutung: „Es dürfte vielleicht eine Veränderung mit mir vorgehen, wie und wohin kann ich noch nicht schreiben." Welche innere Zerrissenheit kommt darin zum Ausdruck! Und gerade dieser Brief beweist uns, daß Winckelmann mit seinem Gott ringt: „Gott machet unseren Zweifelmut zuschanden..."

Erst im Januar 1753 nimmt Winckelmann die Verhandlungen wieder auf. In zwei Briefen vom Januar bespricht er sich mit Berendis[19]: „Die Vernunft ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen; der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen..." Dabei ist er bemüht, die Verhandlungen geheim zu halten, vor allem in der Heimat soll nichts davon bekannt werden[20]. Angst und Zweifel erfüllen sein Herz, er meidet Archinto, bis er endlich im Juli den entscheidenden Schritt wagt[21]. Noch lange Zeit danach ist er innerlich zerrissen, noch lange Zeit verheimlicht er den meisten alten Freunden den Übertritt. Erst zu Weihnachten besucht er die heilige Messe[22].

Justi meint, Winckelmann habe sich damals zu einer „lebenslangen Lüge" entschlossen, die das „Unglück seines Lebens" gewesen sei. Dabei war wohl der Brief Winckelmanns entscheidendes Kriterium, der in etwas oberflächlicher Weise seine Kirchenbesuche schildert[23]. Der Inhalt dieses Briefes wird jedoch eine äußere und eine innere Begründung haben: Der Übertritt Winckelmanns hat in Dresden zweifellos Aufsehen erregt. Denn nicht nur Bünaus strenge protestantische Einstellung war bekannt, es war vielmehr trotz der sehr katholikenfreundlichen Haltung des kurfürstlichen Hofes offiziell noch immer verboten, Protestanten zur Konversion zu veranlassen. Zwar schritt man nicht mehr dagegen ein, aber zweifellos wäre die protestantische Geistlichkeit Sturm gelaufen, hätte

[18] Nöthnitz, 24. 6. 1752, abgedruckt im Jb. Kippenberg, S. 43, und Uhde-Bernays, Briefe, S. 106.
[19] Beide Briefe an Berendis vom 6. und 11. 1. 1753.
[20] So an Berendis am 11. 1. und 21. 2. 1753.
[21] Die Einzelheiten teilt Winckelmann am 12. 7. 1754 Berendis mit, während er Bünau erst am 17. 9. darüber schreibt. Die Darstellung bei Justi über den entscheidenden Anstoß, der durch einen faux pas des protestantischen Pfarrers von Leubnitz bei Dresden gekommen sei, beruht auf Gurlitt (-Oeser?), sie ist nicht belegt und zweifelhaft.
[22] an Berendis, Dresden, 19. 12. 1754.
[23] an Berendis, Dresden, vermutl. 10. 3. 1755.

sie vorher von den Verhandlungen erfahren. Daß die vollendete Tatsache Aufsehen erregte, geht aus dem Briefe hervor[24]. So erklärt es sich auch, daß Winckelmann nur wenigen Vertrauten Mitteilung von seiner Konversion macht. Aber die Heimlichkeit drückt auch die Scham aus, die Winckelmann gegenüber den toten Eltern und früheren Gönnern lebhaft empfunden hat. Dem Freunde Uden schreibt er, daß die geplante Romreise Anlaß zu „verschiedenen Urteilen" gab — vom Religionswechsel sagt er kein Wort[25]. Erst Jahre später hat er diese Scham verloren.

Die Zeit in Dresden bis zur Abreise ist ausgefüllt mit der Arbeit an seiner ersten Schrift, mit Studien, die er mit Oeser treibt, mit einem Ausruhen von den vorhergehenden Kämpfen. Kaum in einem Satz nimmt Winckelmann zur Frage der Religion damals noch irgendwie und entscheidend Stellung.

Im Verlauf der weiteren Schilderung von Winckelmanns Leben ist dieses „Kapitel" von seinen Biographen kaum noch gestreift worden. Man berichtet die Beziehungen des Gelehrten zu einzelnen geistlichen Würdenträgern, man verzeichnet als Kuriosum, daß er in Rom aus dem hannöverschen Gesangbuch Lieder singt. Aber man forscht nicht, wie der zum Katholiken gewordene sich mit seinem Entschluß und seiner neuen Religion abfand[26]. Das Protokoll über Winckelmanns Ermordung und seine letzten Stunden verzeichnet, daß er die Beichte ablegte — war das eine Formsache? Oder beichtete er, weil man in einem italienischen Ort selbstverständlich den Priester zu einem Sterbenden holte?

Justi hat mit Recht darauf hingewiesen, daß das Verhältnis zu Archinto, inzwischen Governatore von Rom geworden, immer von einer gewissen Spannung erfüllt war. Wir stimmen ihm zu, wenn er sagt, daß man nicht gern Freund dem ist, der einen in einer schwachen Stunde gesehen hat. Und sicher ist Winckelmann nicht freien Herzens zum Konvertiten geworden. Zweifel und Ängste haben seinen Schritt beschattet. Als Winckelmann später in Rom von Archinto ein Geldgeschenk annimmt, um eine momentane Schwierigkeit zu überbrücken, ist er bedacht, diese Schuld durch Arbeit in der Bibliothek des Kardinals abzugelten[27]. Sagt uns das nicht genug?

---

[24] „Anfänglich, da mich einige Ketzer, die mich kennen, in der Messe knien sahen, habe ich mich geschämet ..."

[25] Dresden, 3. 6. 1755.

[26] Das gilt auch für Justi.

[27] Vergl. die Briefe an Berendis, 20. 12. 1755 und 29. 1. 1757, an Bünau, 29. 1. 1756 und 12. 5. 1757, an Muzel Stosch, 27. 6. 1758, an Marpurg, 8. 12. 1762.

Winckelmann trägt in Rom zunächst nicht das Kleid des Abbaten. sondern legt das erst 1757 an[28]. Eine Audienz beim Papst Benedikt XIV. hat — äußerlich gesehen — keinen Einfluß auf Winckelmanns Leben. Der Bericht bringt auch nicht zum Ausdruck, daß Winckelmann vom Heiligen Vater tiefer beeindruckt worden wäre[29].

Dagegen bewegen ihn die freiheitlichen Anschauungen verschiedener geistlicher Würdenträger. Jetzt wird er zum ersten Male als Gelehrter, nicht als Untergebener angesehen und sein Staunen, ja seine überschwängliche Bewunderung kennen fast keine Grenzen[30]. Das freie kritische Urteil über den Papst, das selbst Kardinäle offen äußern, erregt ihn nicht minder: „Ganz Rom seufzt nach einem neuen Papst; dieser lebt allen Menschen, sonderlich den Kardinälen, zu lange"[31]. Wie fremd ihm das innere Wesen des damaligen Katholizismus noch ist, geht aus einem langen Schreiben an Bünau hervor. Bei einer Ausfahrt gab ein Kardinal über einen anderen, stark angefeindeten Kardinalskollegen ein sehr scharfes Urteil ab. „Nicht wahr, das befremdet Sie? (meinte er zu Winkelmann). Herr, so spricht man in Rom, wo man so frei reden kann ..." „Eminentissimo", war meine Antwort, „Sie denken jetzt nicht an die heilige Inquisition!" „Schämen Sie sich", sagte er, „mir dieselbe jetzt vorzuhalten! Sie müssen wissen, wenn jemand nicht auf dem spanischen Platze in Rom eine Kanzel aufbaut und öffentlich lehrt, der Papst sei der Antichrist, so hat man hier gar nichts zu befürchten. Im übrigen kann man sagen, was man will ... Denn die Zeiten von Pius V. sind jetzt nicht mehr, und der Geist der christlichen Duldsamkeit wird auch hier allgemeiner ..."[32].

Dieser Brief ist außerordentlich aufschlußreich. Das neue Kleid paßt noch nicht ganz. Die Einrichtung der Inquisition wird als unheildrohendes, nicht bekanntes Etwas empfunden, das man auch nicht kennenlernen möchte. Denn dann bestünde vielleicht die Gefahr, das mühselig, unter Schmerzen Erreichte zu verlieren. Aber auch die Freude über das freie Gespräch von Mann zu Mann, über die Anerkennung des Schustersohnes durch einen Mächtigen findet ihren deutlichen Ausdruck. Und nicht zuletzt hören wir den deutlichen Vorwurf: Wie eng sind demgegenüber die protestantischen Anschauungen! Würde sich ein Superintendent zu einer so freien Meinungsäußerung herbeifinden?

[28] 20. 12. 1755: „... ich gehe mit meinem grauen Roquelaure ..." Dagegen: „Künftige Woche lege ich das Abbatenkleid an ..." („Am Feste Simon 1757").
[29] Berichte an Bünau und Francke, beide vom 29. 1. 1756.
[30] Über Passionei: „Er ist der allerliebste Mann von der Welt; aber wohl zu merken, man muß frei sein ..." (an Franke, 5. 5. 1756).
[31] an Berendis, wahrscheinlich im Sommer 1756.
[32] Rom, 12. 5. 1757.

Nun wohl, wer solche Reden hört, mag auf den Gedanken kommen, selbst frei urteilen und reden zu dürfen. Jedoch, wenn zwei dasselbe tun, so ist es doch nicht das gleiche: Bald berichtet Winckelmann an Berendis, daß er „zu ekel und frei in der Wahrheit" werde[33]. Der Gedanke liegt nahe, daß Winckelmann irgendwo mit seinen Äußerungen Anstoß erregte. Hier zeichnet sich ein Konflikt ab, der noch deutlicher wenig später hervortritt. Passionei zögert anscheinend mit einer Einladung für einen Sommeraufenthalt in Camaldoli[34]. Kurze Zeit darauf legt Winckelmann das Kleid eines Abbé an[35]. Endlich, im Mai des folgenden Jahres, sind die Spannungen beseitigt: „Ich habe nirgend mit mehr Freiheit gelebt als eben hier, und der Name eines Vertrauten von einem Kardinal, wie es Passionei ist, gibt allenthalben Gewicht . . ."[36].

Wer Winckelmanns Briefe aus diesem Jahre oberflächlich liest, könnte zu der Meinung kommen, die Spannung sei aus dem Kampf um die Sicherung der äußeren Existenz entstanden. Denn in der gleichen Zeit beginnen die Verhandlungen um eine Anstellung in der Vaticana, in der gleichen Zeit muß Winckelmann bangen, daß infolge des Siebenjährigen Krieges die Pensionszahlungen aus Sachsen aufhören. Aber der von Uhde-Bernays veröffentlichte Bericht an Oeser gibt unserer Vermutung einen schlüssigen Charakter, daß hier äußere und innere Spannungen zum Ausdruck kommen.

Im Zusammenhang mit diesen Schwierigkeiten dürfte eine wesentliche Aussprache stattgefunden haben, die für Winckelmann eine letzte, innere Klärung bringen sollte: „Gott und mein gutes Glück hat gewollt und mir eingegeben, mein Vaterland zu verlassen, die Partei zu nehmen, welche ich ergriffen habe." Und im gleichen Briefe erwähnt Winckelmann zum ersten Male gegenüber Uden seinen Übertritt zur katholischen Kirche[37]. Es ist möglich, daß der Kardinal Alexander Albani, in dessen Dienste Winckelmann Ende 1758 geht, derjenige war, der diese Aussprache herbeiführte und Winckelmanns innere und äußere Schwierigkeiten löst. Das vertraute Verhältnis der beiden spricht für diese Auffassung[38].

---

[33] Im Mai 1757.

[34] Nach einem Brief an Muzel Stosch ist die Gegensätzlichkeit zu einem französischen Abbé der Anlaß. Bei einer Auseinandersetzung hat Passionei die Tafel kurzerhand verlassen (Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde, 1781, I, S. 8, ohne Datum).

[35] an Muzel Stosch, „am Feste Simon" 1757, ebenso an Berendis am 5. 2. 1758.

[36] an Oeser, 15. 5. 1758 (Jb. Kippenberg, S. 52).

[37] 10. 10. 1758.

[38] Vergl. die Briefe an Wiedewelt, 18. 8. 1759, und Walther, 3. 4. 1760. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß Winckelmanns Urteil oft schwankte. Für Menschen, mit denen er in Freundschaft lebte, fand er die höchsten Lobesworte. Kam es zu Spannungen, wurde sein Urteil oft ungerecht.

Damals tauchen übrigens auch wieder scharfe Urteile über den „dummen Stolz jenseits der Gebirge", also der Protestanten, auf. Dort hatte er ein Verständnis für andere Meinungen und Auffassungen kaum gefunden, während er mit Albani nach der Aussprache wohl ein stillschweigendes Übereinkommen hatte, sich gegenseitig zu respektieren[39].

Die katholische Kirche wurde damals von den Kämpfen um den Jesuitenorden bewegt. Winckelmann scheint Beziehungen zu den Kreisen gehabt zu haben, die dem Orden feindlich gegenüber standen. Einer seiner Bekannten, der Buchhändler Pagliarini, wird beschuldigt, ein Pasquill gegen den Orden gedruckt zu haben, wird verhaftet und schließlich zu sieben Jahren „Galeerenstrafe" verurteilt, „welches so gut ist als der Tod"[40]. „Gott lasse keinen Menschen in der unbarmherzigen Priester Hände geraten", fährt er fort. Klingt hier ein Erinnern an das Jahr 1758 nach?

Trotz aller Erfolge äußerer und innerer Art kommt Winckelmann aber nicht zur Ruhe. Pläne, nach Sachsen zurückzukehren, und später die Verhandlungen mit Berlin beschäftigen ihn immer wieder. Zwar schildert er öfters, wie ausgefüllt sein Leben sei. War das aber wirklich der Fall bis zum letzten, warum strebt er von Rom fort? Dabei stehen in den Briefen wieder Gedanken, die wir nur in der Zeit kennenlernten, als Winckelmann um die Frage der Konversion rang[41]. Die Überlegungen werden oft durch äußere Erfolge unterbrochen, besonders eine Vorlesung vor dem Heiligen Vater über den Tod Agamemnons befriedigte Winckelmann in starkem Maße[42]. Winckelmann ist eben jetzt ein bekannter und geachteter Mann, sogar die Inquisition hat ihre Schrecken verloren, zumal es wichtigere Dinge gibt: „Ich lasse mir nicht einmal einfallen zu zweifeln..."[43].

Hier stellen wir also einen wichtigen Einschnitt fest: Winckelmann hat Ruhe gefunden, eine Ruhe, die gewährleistet ist, weil er eine Religion besitzt, ohne an Dogmen gebunden zu sein: „Was ist Religion? Es ist die Überzeugung aus den Endursachen auf den Ursprung derselben, und auf

---

[39] an Dr. Volkmann, 27. 3. 1761: „Albani, meines besten Freundes, bis auf gewisse Punkte, wo wir sehr verschieden sind."

[40] Vergl. die Briefe an Muzel Stosch vom 3. 1. 1761 und an L. Usteri vom 14. 11. 1761.

[41] an Franke, 1. 5. 1762: „Meine Hände hebe ich alle Morgen auf zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen..." Ebenso an Muzel Stosch, 28. 1. 1764: „Suchen Sie in Widerwärtigkeiten die zweyte Stütze, von Seiten der Religion zu gewinnen, die philosophische ist zuweilen nicht zuverlässig genug..." Der Brief schließt mit dem Vers eines geistlichen Liedes.

[42] an Riedesel, 12. 10. 1763, an Franke, 26. 11. 1763. Im Verfolg dieser Vorlesung scheint der Papst größeres Interesse an Winckelmann genommen zu haben. Vergl. den Brief an Walther vom 15. 10. 1763.

[43] an Franke, 28. 1. 1764.

ein unendliches Wesen; und ist dieses nicht Philosophie?"[44]. Er denkt sogar daran, später einmal seinen Lebensabend in einem Kloster zu verbringen[45]. „Auf der Waagschale, worin wir in Gottes Hand stehen, liegt auf der einen Seite ein Gewicht, welches wächst und fällt, wie der Herr will, aus uns unbekanntem Grunde. Wir sollen wie Kinder an der Tafel sein, und zufrieden nehmen, was uns vorgelegt wird, nicht selbst zulangen oder murren, und unsere Person, die uns gegeben ist, sie mag sein, wie sie will, gut spielen"[46]. Sicher hat die Festigung der äußeren Stellung wesentlich zu dieser Beruhigung beigetragen. In den ersten römischen Jahren wollte man die Gewährung gewisser Vorteile wohl auch von einer, wenn auch geringfügigen, geistlichen Tätigkeit abhängig machen. Noch 1761 hatte man Winckelmann ein Kanonikat angetragen. Aber gerade derartige Ämter konnte und wollte Winckelmann nicht annehmen[47].

Noch einmal treten Schwierigkeiten auf: Winckelmann erhält einen nicht näher bezeichneten, „höchst verdrießlichen" Auftrag[48] — vielleicht war es ihm aber möglich, die Aufgabe (Blümner vermutet die Anfertigung eines Index libr. prohib.) rasch zu erfüllen oder gar abzugeben. Und mit Befriedigung schreibt er: „Ich bleibe, wo ich bin"[49]. Damals schreibt er auch, daß er morgens ein Lied aus dem „Hannöverschen Gesangbuche" singt[50]. „So weit habe ich es also nach 10 Jahre Kummer und Arbeit gebracht..."[51].

Doch auch jetzt kommen erneute Angriffe von außen: Die Geliebte des Kardinals hat „Lügen... ausgesprengt in Sachen der Religion", so daß Albani Winckelmann durch einen Vertrauten warnen läßt. Winckelmann weiß sich frei von belastenden Äußerungen, ist aber entschlossen, bei einer inquisitorischen Untersuchung Rom zu verlassen[53]. Die Situation ist also nicht einfach gewesen. Trotzdem scheinen die Vorwürfe nicht ganz gegenstandslos gewesen zu sein, denn Winckelmann wird in seinen Briefen vorsichtig, fürchtet immer wieder eine Untersuchung und falsche

[44] an Muzel Stosch, 10. 2. 1764.
[45] an Muzel Stosch, 12. 8. 1764.
[46] Dieser schöne Brief ist an Heinrich Füßli am 22. 9. 1764 gerichtet worden.
[47] An Weiße, 15. 8. 1761, an Genzmer, 22. 12. 1764. In dem Brief an Genzmer steht auch der wichtige Satz, daß Winckelmann Albani „das Geheimnis (seiner) Seele nicht verhehle..." Das erneute Angebot eines Kanonikats wird auch 1766 ausgeschlagen (an Muzel Stosch, 28. 6. 1766). Vergl. auch den Brief an Volgenau, 3. 8. 1766.
[48] an Muzel Stosch, 10. 8. 1765.
[49] an Franke, 15. 11. 1765. Es ist nicht klar, ob beide Briefe in einem inneren Zusammenhang stehen.
[50] an Genzmer, 20. 3. 1766, an L. Usteri, 27. 9. 1766.
[51] an Muzel Stosch, 18. 2. 1767.
[52] an Muzel Stosch, 18. 7. 1767.
[53] an L. Usteri, 22. 7. 1767.

Aussagen von seinen Neidern[53]. Erst später erfährt er, daß man ihm die Verletzung der Fastenvorschrift zum Vorwurf machte. Im September glaubt er endlich, alles bereinigt zu haben[54].

Noch ein Jahr blieb Winckelmann zum Leben. Es war ausgefüllt mit strenger Arbeit, die ihn bis zum letzten forderte. Es brachte schließlich die Reise nach Deutschland, mit viel Hoffnungen begonnen und mit Enttäuschung abgebrochen. Und es brachte viel zu früh den Tod. Noch ein einziger Brief wirft ein bezeichnendes Licht auf den Ablauf der Entwicklung: In einem bissigen Nachsatz zu einem Brief an Heyne schreibt Winckelmann: „Aber warum finde ich in dem Hannöverschen Gesangbuch mein Leiblied nicht: Ich singe Dir mit Herz und Mund, Herr meines Herzens Licht!" Und fast ein wenig boshaft fährt er fort: „Lassen Sie diesen Mangel als eine Beschwerde von mir an das Consistorium gelangen ... Es muß eine Ketzerey dahinter seyn, und verdienet Ahndung ..."[55].

Hatte Winckelmann ein Verhältnis zur Religion oder war sie ihm nur „Maskenkleid"? Wir können die Frage beantworten, die Beurteilung ist uns gerade auf Grund der Briefe möglich.

Winckelmann hat sich immer gegen jeden Zwang aufgelehnt. Er ist immer bestrebt, wahr zu sein und der Wahrheit Raum zu geben. Wer weiß aber nicht, wie oft dieses Streben nach Wahrheit von äußeren Einflüssen gehemmt wird? Auch Winckelmann hat das schmerzlich erfahren müssen.

Der Knabe Winckelmann, von Haus aus in einem strengen Protestantismus erzogen, hat sicher einen Glauben an Gott besessen. Aber er empfindet dunkel, daß die Stendaler Geistlichen die Religion einengen, daß sie über ein starres Dogma nicht hinweg blicken können und wollen. Die Lektüre alter Schriftsteller, die Berührungen mit einer anderen Welt (Berlin) lassen ihn ahnen, daß Religion eine Sache ist, die man nicht in starre Formen zwängen sollte.

Dem Hallenser Studenten zerbrechen die in der Jugend gewordenen aufgezwungenen Formen. Aber auch ein reiner Rationalismus vermag ihn nicht zu befriedigen. Ein so stark gefühlsbetonter, sensibler Mensch wie Winckelmann räumt zwar einem sachlich-kritischen Geist die ihm gebührende Stelle ein, — aber er läßt ihn nicht ausschließlich walten. Er brauchte oft Trost — und Trost kann nie aus der Ratio kommen.

So meinen wir, daß sich allmählich eine eigene Religion bei ihm herauskristallisiert. Das, was die Geistlichen in den Kirchen predigen, bleibt äußere Form, der Inhalt kommt aus dem eigenen Herzen. Er besitzt eine

[54] an Muzel Stosch, 9. 9. 1767: „Meine Furcht scheinet verschwunden zu seyn."
[55] 13. 1. 1768.

„natürliche" Religion, wohl gelenkt von der Vernunft, aber nicht von ihr geprägt.

Konnte es ihm dann in Dresden nicht natürlich erscheinen, daß er das „Kleid" wechseln dürfe, ohne dem Geist untreu zu werden? Daß der Entschluß nicht leichtfertig gefaßt wurde, wissen wir. Denn erst nach bitteren Kämpfen und Prüfungen wagt er den entscheidenden Schritt.

Der neue Glaube war Winckelmann ebenso Form, wie der Protestantismus. Aber im Herzen blieb er von einer tiefen und echten Religiosität erfüllt, die sein Leben immer bestimmt hatte und bis zu seinem Tode bestimmend blieb. Der Spott, den wir gelegentlich in seinen Briefen hören, war wohl eine Scheu, offen zu zeigen, wie teuer ihm dieses Verhältnis zu Gott war. Er konnte auch nicht anerkennen, daß für Gott die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Konfession entscheidend sei, um seine Liebe zu verschenken. Winckelmann vergleicht wohl Form und Inhalt der beiden christlichen Glaubenslehren und wir lesen zwischen den Zeilen seiner Briefe, daß er gewisse Erscheinungen im Katholizismus ebenso ablehnte, wie er das in offener Weise beim Protestantismus tat. Winckelmann war also weder Protestant noch Katholik. Er entnahm beiden das, was ihm Gehalt zu besitzen schien, er verschmolz die Religionen, ohne etwa auf andere wirken zu wollen. Aber — und das ist das Entscheidende: „Die Ewigkeit muß unser Trost sein, und dieser Glaube muß fest in uns eingewurzelt bleiben..."[56]. Solche Worte — und wir haben in Winckelmanns Briefen genügend ähnliche — kommen aus einer echten Empfindung. Sie können nicht von einem „geborenen Heiden" gesagt werden, sie können auch kein „Maskenkleid" sein. Wer wagte da noch, von Heuchelei zu sprechen?

[56] an Franke, 18. 1. 1766.

Gustav Freytag
Maßstäbe seiner Zeitkritik

von Walter Bußmann

In der Zeit von 1848 bis 1871 hat Gustav Freytag in den „Grenzboten" zu den politischen Ereignissen und Persönlichkeiten seiner Gegenwart oftmals von Woche zu Woche kritisch Stellung genommen. Er stellte sich die publizistische Aufgabe, aus der verwirrenden Fülle der Begebenheiten den „richtigen Verlauf" oder die „Entwicklung" zu einem wünschenswerten Ziel zu erkennen und darzustellen. Es war sein besonderes Anliegen, das Richtige vom Falschen in der Politik zu unterscheiden. Die liberale Wochenschrift der „Grenzboten" verdankt in den Jahren zwischen der Revolution und der Reichsgründung ihr einheitliches Gepräge und ihre breite Wirkung unter den Zeitgenossen vornehmlich seinem starken Talente.

Eine Interpretation dieser zwanzigjährigen Berichterstattung ist nicht nur deshalb ergiebig, weil sich dabei mannigfache Tendenzen und Motive der liberalen Weltanschauung in einprägsamen Formulierungen nachweisen lassen, sondern weil den aus wechselndem Anlaß entstandenen Kommentaren und Aufsätzen geradezu ein geschlossenes liberales Gedankensystem und eine bestimmte liberale Methode entnommen werden können. Das Journal der „Grenzboten" bietet das interessante Schauspiel der Auseinandersetzung eines konsequent liberalen Denkers mit der täglichen Wirklichkeit von 1848 über das große zeitgeschichtliche Erlebnis der Erscheinung Napoleons III. bis hin zur Reichsgründung. Die erstaunliche, oftmals anmaßende Sicherheit, die Freytags Urteil über zeitgenössisches Geschehen kennzeichnet, entstammt einer Betrachtungsweise, deren Maßstäbe sich in der liebevollen Beschäftigung mit einer angeblich gesetzmäßigen „zweitausendjährigen Entwicklung der deutschen Volksseele" ausgebildet und befestigt haben. Wer gelernt hat und gewohnt ist, die Geschichte so zu betrachten, „wie wir gesetzliche Wandlung an Baum und Blüte begreifen", fühlt sich gerührt und heiter gestimmt, wenn er „in der Urzeit genau denselben Herzschlag erkennt, der auch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt"[1]. Er vermag den politischen Problemen seiner Zeit mit der Gelassenheit eines vom

[1] *G. Freytag*, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 5. Aufl. I. Bd.. 1867. Widmung an S. Hirzel.

Zweifel kaum angefochtenen Gemüts gegenüberzutreten, seitdem ihm „das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens" „erträglich" geworden ist durch die Erkenntnis eines solchen Verlaufs, „der unserer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht"[2]. Mit dieser Feststellung, die ebenso aufschlußreich für Freytags historisches Denken wie für seine politische Urteilsbildung ist, schließen die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Das Werk, das den seltenen Fall einer vollständigen deutschen Kultur- und Sozialgeschichte darstellt und um die Jahrhundertwende schon in 25 Auflagen unter dem lesenden deutschen Publikum verbreitet war, ist eng mit dem literarischen Schicksal der „Grenzboten" verbunden. Es entstand aus einer Reihe zuerst in dieser Zeitschrift erschienener kulturgeschichtlicher Aufsätze und wuchs allmählich zu einer geschlossenen Darstellung zusammen. Die Verbindung zu den „Grenzboten" ist jedoch nicht nur äußerlicher Art. Die Bilder enthalten gewissermaßen einen historischen Kommentar zu jener politischen Berichterstattung, die ihre Aufgabe in dem Bemühen findet, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen. Aus dem Historiker, dessen Maßstäbe seine Kulturgeschichte deutlich erkennen läßt, wird in leichtem Übergange der politische Kommentator, dessen Wunschbilder sich durch die „Grenzboten"-Jahrgänge ziehen. Die innere Geschlossenheit, die nicht dem Verlauf der deutschen Geschichte entspricht, aber den besonderen Reiz dieser Bilder von großer Anschaulichkeit und hohem literarischen Range ausmacht, bekundet sich in den „Grenzboten" in der Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit einer Wunschpolitik, nach welcher die täglichen Ereignisse beurteilt werden. Wie sich Freytag die wechselvolle Geschichte durch eine solche Beschreibung, welche die Bedürfnisse von Vernunft und Gemüt befriedigt, „erträglich"[3] gemacht hat, ähnlich will er sich auch die Tagespolitik mit Hilfe von Wahrscheinlichkeitsrechnungen und Wunschbildern erträglich machen. Dieses Verfahren enthält eine Reihe stets wiederkehrender Erkennungsmerkmale. Ihre Summe bildet den Inhalt jener politischen Methode, die von Freytag als genuin „liberal" bezeichnet zu werden pflegt und deren Beherrschung nach seiner Ansicht sowohl das richtige politische Urteil ergibt als auch den vom liberalen Standpunkt gewünschten politischen Erfolg verbürgt.

Es ist oftmals gesagt worden, daß die literarischen Höhepunkte der Freytagschen „Bilder" in der Charakteristik der historischen Persönlichkeiten, wie z. B. Luthers und Friedrichs des Großen, zu finden seien. Diese Feststellung ist nur bedingt zutreffend; denn an den Beschreibungen der großen Männer sind die Einschränkungen der Größe bedeu-

[2] Ebd. IV. S. 493.
[3] Ebd.

tungsvoller als ihre Würdigung. Ein Grundzug Freytagscher Weltauffassung wird an dieser Eigentümlichkeit sichtbar. Der Gipfel einer historischen Entwicklung liegt für ihn nicht im Werk eines einzelnen Mannes, sondern in den Anstrengungen und dauerhaften Erfolgen der zahllosen Kleinen, der „Fülle von Talenten und Charakteren“[4]. Sie gelten als die „Bewahrer der Bildung und Arbeiter für Fortdauer der Volkskraft“[5], und sie verwalten „die ideale Habe unseres Volkes“[6]. Dieser Gesichtspunkt wird in der Beurteilung politischer Vorgänge eine wesentliche Rolle spielen. Zu „den klugen Lehren, welche aus dem Strom der Geschichte für die Zukunft geschöpft werden können“[7], gehört als eine der wichtigsten die, „daß es nicht immer große Zeiten und große Charaktere sind, welche die wichtigsten Fortschritte vorbereiten“[8]. Die kulturgeschichtliche Erzählung erreicht gleichsam eine Höhenlage, sobald sie das Wesen und die Fortschritte der modernen Wissenschaften seit dem 17. Jahrhundert beschreibt. Das weite Feld der Wissenschaft, das von vielen bestellt wird, eignet sich ganz besonders zur Anwendung jener Maßstäbe, die für die Welt- und Geschichtsauffassung in den Bildern charakteristisch sind. Wenn Freytag die Summe aus den unendlichen Bemühungen in allen Disziplinen zieht, legt er ein Bekenntnis seines liberalen Glaubens ab: „Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie groß ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen, zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Rätsel des Lebens, dem Verhältnis zu dem Ewigen will er durch ihre Hilfe näherkommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch alles, was er weiß“[9]. Einen knapperen und gröberen Ausdruck fand dies Bekenntnis in den Worten, daß „die Wissenschaft lange eine Dienerin des orthodoxen Kirchenglaubens war, dann seine Gegnerin, endlich seine Herrin wird“[10]. In der Ansicht, daß „das Leben auf Erden“ mit Hilfe des Wissens „sicher und gedeihlich“ gestaltet werden solle, scheint das innerste Anliegen des Liberalen durch. Gemeint ist vor allem auch ein geschichtliches Sicherheitsgefühl. Je mehr sich dem Menschen die Zusammenhänge und die Gesetze der Vergangenheit erschließen, desto stärker und sicherer wird sein Gegenwartsgefühl. Es entsprach sowohl Freytags Bildungsgang als auch der wissenschaftsgeschichtlichen

[4] *G. Freytag*, K. Mathy, 2. Aufl. 1872, S. 430.
[5] Ders., Die verlorene Handschrift, 37. Aufl., 1903, 1. Teil S. 347.
[6] Ders., K. Mathy, S. 61.
[7] „Bilder...“, I., Widmung an S. Hirzel.
[8] Ebd. IV. S. 490.
[9] Ebd. S. 108.
[10] Ebd. III. S. 423.

Situation der Zeit, wenn deshalb der philologisch-historischen Bildung der größte Wert und Nutzen für das Leben der Menschen oder besser der Nation zugeschrieben wurde. „Wo früher nur der Zufall, oder ein dürftiger äußerer Zusammenhang angenommen worden war, entfaltete sich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte[11]". Indem Freytag in dieser Feststellung das Ergebnis der geisteswissenschaftlichen Bewegung seit 1750 zusammenfaßt, enthüllt er sein Idealbild der Vergangenheit und zugleich sein politisches Wunschbild der Gegenwart. „Der vernünftige Zusammenhang der Begebenheiten" bleibt ein Motiv von großer Kontinuität. Ein vernünftiges Leben enthält eine Ordnung, in der Ursache und Wirkung sowie vor allem der angemessene Ertrag oder — in der Freytagschen Sprachgebung — „das Resultat" jeder Kraft erkennbar sind und ferner „der peinliche Zufall" ausgeschlossen bleibt. Ein solches Denkschema bezieht sich nicht nur auf die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch auf das gegenwärtige Geschehen. Während die Wissenschaft das „Leben nationaler Kräfte" in der Vergangenheit nachweist, sorgt eine gute Politik für seine Verwirklichung in der Gegenwart. Zwischen beiden Bereichen besteht eine große Ähnlichkeit, und es bedeutet vom Standpunkt Freytags einen wichtigen Sachverhalt, daß die Politik genau so mit Hilfe einer Methode „erlernbar" ist wie die Wissenschaft. Die „Lernbarkeit" stellt im Zusammenhang der Freytagschen Lebens- und vornehmlich auch Staatsauffassung einen maßgeblichen Gesichtspunkt dar. So gewinnt „die Schule" einen höchsten Platz in der Rangordnung der nationalen Werte. Er glaubt, „das Geheimnis der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgertum (seit dem Ende des 18. Jahrhunderts) über das nationale Leben ausgeübt habe",[12] auf den Besuch der lateinischen Schule zurückführen zu können. „Das Wichtigste von Allem aber war die besondere Methode des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten"[13]. Hier fällt ein Stichwort, das für die Freytagsche Denkungsart überaus charakteristisch ist. Der Fortschritt in jedem Bezirk des Lebens, im individuellen wie im nationalen, ist vom dauerhaften Fleiße und letzten Endes vom guten Schulbesuch abhängig. Es ist bezeichnend, daß er für die Blütezeit des deutschen Geistes um 1790 keine seiner Ansicht nach passendere Bezeichnung findet, als die „der fleißigen Abiturientenzeit des deutschen Volkes[14]". Freytag hielt im Grunde nur denjenigen, der das Maturum einmal bestanden hatte, für geeignet, unter seinem gebildeten Volke politisch und wirtschaftlich erfolgreich tätig zu sein. Er läßt den Segen der ge-

[11] Ebd. IV. S. 285.
[12] Ebd. S. 319.
[13] Ebd. S. 318.
[14] Ebd. S. 319.

lehrten Bildung ausdrücklich auch dem Kaufmann zugute kommen, und sein Held Anton Wohlfahrt in „Soll und Haben" absolviert erst die höhere Schule, bevor er in die Firma von Schröder & Co. eintritt. Das deutsche Gymnasium ist wohl selten höher gewürdigt und überschätzt worden als von Gustav Freytag, der in den Bildern schreibt: „So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Resultate seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urteil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies"[15]. In den letzten Worten liegt ein aufschlußreicher Hinweis auf den Schreiber selbst, der nicht nur neuen Bildungsstoff, sondern vor allem auch neuen Erfahrungsstoff nach einmal gewonnenen Gesichtspunkten zu akzeptieren bzw. abzulehnen pflegt. Dem Lernenden erwächst schließlich aus der Bekanntschaft mit den nationalen Bildungen der Vergangenheit, aus dem Verständnis bestimmter sich stets von neuem bestätigender Lebensgesetze „eine Freiheit im Urteil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts anderes ersetzt werden könnte"[16]. So ist die politische Urteilsfähigkeit abhängig von der Kenntnis der Vergangenheit. Im Sinne Freytags ist es nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Politiker wichtig zu beachten, „daß das Leben eines Volkes sich wie das einer Persönlichkeit nach gewissen Naturgesetzen entwickelt, aufgehend und absteigend, daß sich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinsames, Nationales, von Geschlecht zu Geschlecht durchzieht, jeden zugleich beschränkend und belebend"[17].

Die Gründe für die umfassende Bedeutung, die Freytag der sogenannten historischen Bildung zuschreibt, liegen in seiner individuellen Bildungsgeschichte. Nachdem er schon längst die akademische Laufbahn aufgegeben hatte, behielt für ihn ein bestimmtes Problem, das im Bereich seines Studiums der deutschen Philologie lag, eine dauernde Bedeutung und behauptete im Zusammenhang seiner Geschichts- und Lebensauffassung eine zentrale Stellung. Es handelt sich um die sogenannte Wolf-Lachmannsche Theorie „über Ursprung und Fortbildung aller epischen Volkspoesie und über die Methode des gesamten geistigen Schaffens in der Jugendzeit der Völker",[18] die auf den jungen Studenten einen tiefen und folgenreichen Eindruck gemacht hat und deren Studium mit Fug ein

[15] Ebd. S. 318 f.
[16] Ebd.
[17] Ebd. S. 284.
[18] Grenzboten, 1862, II. S. 231.

entscheidendes Bildungserlebnis seiner Jugend genannt werden darf. In dieser Theorie hatte sich nach seiner festen Ansicht das Wesen der historischen Methode verdichtet. Hier glaubte er den Schlüssel zum Verständnis der Vergangenheit gefunden zu haben. Es läßt sich nahezu exakt nachweisen, welchen Grad von allgemeiner Verbindlichkeit die Methode Lachmanns für Freytags Denken gewann. Der starke Eindruck klingt bis in die Niederschrift der Alterserinnerungen nach; denn der Schreiber hält im Rückblick auf die Studienjahre von seinen akademischen Lehrern nur Karl Lachmann der Erwähnung wert und stellt fest, daß er durch ihn „eine ganz neue Erhebung in seiner Wissenschaft" gewonnen habe. „Seine Vorlesungen über Catull, die Nibelungen und über Literaturgeschichte des Mittelalters wurden für mich Grundlagen meines bescheidenen Wissens"[19]. Der Ertrag der Lachmannschen Arbeiten lag für ihn in dem Nachweis einer gesetzmäßigen Entstehung einer Dichtung wie des Nibelungenliedes ohne die Annahme eines einzigen Verfassers. Wenn in den Bildern „der Zufall" oder „der dürftige äußere Zusammenhang" durch die Vorstellung „eines reichen, vernünftigen, einheitlichen Lebens nationaler Kräfte" abgelöst wird (s. o.), so heißt es an der betreffenden Stelle überraschend weiter: „Der alte Homer wurde geleugnet und die Entstehung der epischen Gedichte in den Eigentümlichkeiten eines Volkslebens gesucht, welches fast 3000 Jahre von uns abliegt". Die Fernwirkung dieser philologischen Entdeckung wird bis in die entlegensten Gebiete des Freytagschen Schaffens zu spüren sein. Wie diese Theorie ihm zu einem Mittel geworden ist, geschichtliche Entwicklungen zu begreifen, läßt deutlich eine aus seiner Feder stammende Äußerung in den „Grenzboten" erkennen: die deutsche Altertumswissenschaft seit Wolf habe jene Fähigkeit hervorgebracht, „tief in die geheime Werkstätte der jungen Volksseele hineinzublicken, Ursprung, Wandlung und älteste Geschichte der Sprachen, der Sitte, des Rechts, der Poesie und Kunst zu begreifen, erst seitdem wurden der Wissenschaft die Völker der Erde zu lebendigen, einheitlichen Organismen mit einer geistigen Individualität, einer persönlichen Anlage und treibenden Kraft. Zwischen der großen Arbeit Wolfs über Homer, den kühnen Untersuchungen Lachmanns über die Nibelungen, der Kritik biblischer Überlieferungen durch Strauß und die Tübinger Schule ist ein tiefinnerer Zusammenhang, und trotz aller Verschiedenheit der Überzeugungen in einzelnen Fragen sind die Hauptresultate dieser großen Arbeiten Gemeingut aller wissenschaftlich berechtigten Richtungen und Schulen geworden"[20]. Diese moderne Wissenschaft hat — wie es einmal heißt —

[19] *Freytag*, Erinnerungen aus m. Leben. Ges. W. I., 2. Aufl., 1896, S. 89.
[20] Grenzboten 1862, II. S. 231 f.

„den Zwang der Individualität“[21] überwunden und „einen neuen Kreis von höhern Individualitäten, als die des einzelnen Menschen, zu unserer Kenntnis gebracht: die Völkerseelen“[22]. Freytag schätzt die neugewonnene Kenntnis so hoch, daß er die Begründer „der deutschen historischen Wissenschaft“, denen sie ja zu verdanken sei, in die Tradition von Religionsstiftern einordnet. Ihre Bedeutung „lasse sich nur mit der unserer großen Reformatoren vor 300 Jahren, oder, wenn ein solcher Vergleich nicht mißverstanden werde, mit der von Aposteln einer neuen Weltlehre vergleichen“[23]. Diese Worte sind ja nicht nur aufschlußreich für den, der sie als ein Bekenntnis niederschrieb, sondern vor allem auch für das gebildete Lesepublikum der „Grenzboten“, zu dem damals junge Männer, wie z. B. Heinrich von Treitschke und Wilhelm Scherer gehörten. Die Funktion des Religionsersatzes, den die moderne Wissenschaft erfüllt, wird noch eindeutiger beschrieben, wenn die Entdeckung der Volksseele ins rechte Licht gerückt werden soll:

„Wie die Engel dem alten Kirchenglauben eine Zwischenstufe der Individualitäten zwischen dem Menschen und Gott darstellen, ähnlich schweben in der Wissenschaft die Seelen der Völker als eine höhere Ordnung geistiger Gebilde“[24].

In diesen eigentümlichen Ansichten des „Grenzboten“-Jahrganges von 1856 kündigen sich bereits die Reden an, die der Professor der klassischen Philologie im Roman der Verlorenen Handschrift hält und in denen er von „dem Priesteramt und dem Fürstenamt“[25] des Universitätslehrers spricht. Die Wissenschaft, an die Freytag glaubt, und welche „das stille Wirken der Gotteskraft in den Völkern“[26] zum Inhalt hat, wird der Ausgangspunkt einer „neuen Lehre, welche hoch und rein erfassen wird die Stellung des lebenden Menschen zu seinen Mitmenschen, zu seinem Volke, seinem Staat, seinem Gott“[27]. — Von den Namen der großen Philologen, deren publizistischer Anwalt mit bedeutender Sachkenntnis Freytag war, kehren in den grünen Blättern der „Grenzboten“ diejenigen Wolfs und Lachmanns erstaunlich oft wieder. Sie scheinen eine noch programmatischere Bedeutung zu enthalten, als etwa die der Brüder Grimm, deren literarische Neuerscheinungen regelmäßig und stets liebevoll angezeigt werden. Es kennzeichnet den Charakter der Zeitschrift, wenn einmal aus Anlaß einer Buchbesprechung bemerkt wird, der Verfasser „scheine nicht ganz derselben philologischen Schule anzu-

[21] Ebd. 1856, IV. S. 93.
[22] Ebd.
[23] Ebd. S. 92.
[24] Ebd. S. 93.
[25] Die verlorene Handschrift, 2. T. S. 423.
[26] Grenzboten 1856, IV. S. 94.
[27] Ebd. S. 94.

gehören, aus der die Kritiken des Bl. hervorzugehen pflegen, seine Ansichten über die Entstehung des griechischen Epos z. B. seien nicht in dem Sinne von Wolf und Lachmann ..."[28]. Diese Äußerung scheint zunächst nichts als eine wissenschaftliche bzw. literarische Meinung ausdrücken zu wollen und nur für den literarischen Teil der „Grenzboten" Verbindlichkeit zu haben. Ihre Bedeutung erschöpft sich jedoch noch lange nicht in einem ausschließlich wissenschaftlichen Sinne. Sie ist vielmehr nicht ohne Belang für eine Gesamtansicht Freytags von geistigen und auch politischen Zusammenhängen. Der Hinweis auf die philologische Schule, zu der sich das Blatt bekennt, weist auf ein geschlossenes geistig-politisches Programm hin. Der in den „Bildern" beschriebene Zusammenhang zwischen „einem reichen, vernünftigen, einheitlichen Leben nationaler Kräfte" und dem Leugnen „des alten Homer" bildet das zentrale Thema in den „Grenzboten" und zwar ebenso für ihren politischen wie ästhetisch-literarischen Teil. „Der kritische Geist, welcher zuerst das alte Bild von Homer verflüchtigte und uns darauf nach harten Kämpfen einen tiefen, leuchtenden Einblick in das poetische Weben und Schaffen der Volksseele verschaffte"[29], beschränkt sich keineswegs auf den Bereich der historischen Erkenntnis. Freytag wendet ihn ohne Bedenken auch auf den Bereich der politischen Urteilsbildung an. Er scheint ihm nicht nur für die Beurteilung, sondern auch für die Gestaltung der politischen Wirklichkeit geeignet. Freytag glaubte, mit der durch Lachmann vermittelten philologisch-historischen Kritik „allen Gesetzen des geistigen Schaffens"[30] nachforschen zu können. Er war so ergriffen und erfüllt von ihren Resultaten, daß er glaubte, mit Hilfe einer sogenannten kritischen Methode die ungelösten Fragen, welche sich ihm in allen Bereichen der Wirklichkeit stellten, zu lösen. Die Macht der Kritik, die Freytag bei Lachmann kennengelernt hatte und deren Erfolge er so bewunderte, mußte sich auch an den politischen Problemen bewähren. Es war nur wichtig, die richtigen Maßstäbe der Kritik anzuwenden. Einen geistesgeschichtlichen Reiz vermag die Beobachtung zu bieten, daß sich bei Lachmann eine schwache Vorform dieser für Freytag so überaus charakteristischen Denkweise findet. In der feinsinnigen Einleitung zum Briefwechsel der Brüder Grimm mit Lachmann hat Konrad Burdach darauf hingewiesen, daß in ihm „ein Vertrauen auf die Macht der Kritik

[28] Ebd. 1855, IV. S. 161; ein anderes Beispiel: „Der Verfasser gehört nicht ganz derselben wissenschaftlichen Richtung an, deren Resultate dieses Blatt zu vertreten sucht." Ebd. 1857, I. S. 40.

[29] Ebd. 1855, III. S. 241.

[30] Vgl. Bilder ... IV. S. 284.

lebte, das einen Anflug von religiöser Verehrung hatte“[31]. Lachmann habe „sozusagen an eine gewisse Zauberkraft der Kritik“ geglaubt. Unter dem Eindruck der Juli-Revolution nennt er seine Gegenwart „eine wunderbare, unpoetische Zeit“, „die aber groß sei in der Kritik im hohen Stil, die über den Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts ergehe“[32]. Was sich hier bei Lachmann in der Form einer Gelegenheitsäußerung, deren Interpretation gewiß nicht zu weit gehen darf, leise andeutet, begegnet bei Freytag als ein beherrschendes Lebensgefühl. Nun lassen sich allerdings solche Bekundungen Lachmanns nachweisen, die noch eindeutiger auf ein für Freytag charakteristisches Verhalten hinweisen. Vor Jakob Grimms Genius empfand Karl Lachmann nicht nur Bewunderung, sondern oftmals auch ein großes Unbehagen. Nach der Lektüre der „Geschichte der deutschen Sprache“ faßt er seinen Eindruck folgendermaßen zusammen: „Neben den schönsten Sachen so viel Willkürliches und auf plumpe Böcke Gegründetes ist mir so zuwider, wie eine unwahre und ungrade Politik“[33]. Dies Bekenntnis, das im Revolutionsjahr 1848 niedergeschrieben und im Briefe an einen Philologen von gleicher Gesinnung enthalten ist, läßt eine Stimmung erkennen, die wir bei Freytag ähnlich wiederfinden. „Der Meister der Methode“, wie Burdach den kritischen Zergliederer des Nibelungenliedes genannt hat[34], überträgt gleichsam in Gedanken die bewährten Maßstäbe seiner Wissenschaft auf das Feld der Politik. Sein Bedürfnis nach einer sogenannten „graden Politik“ hängt unverkennbar mit der Gewöhnung des Sprachforschers an eine strenge philologische Kritik zusammen. Wenn Lachmann einmal von Grimms „fahriger Genialität“[35] sprach, so enthielt dies böse Wort neben der vorübergehenden gereizten Stimmung doch das dauernde und charakteristische Gefühl der inneren Fremdheit gegenüber dem genialeren Freunde. Burdach hat im einzelnen beschrieben, wie sich J. Grimm gegen „Lachmanns Überspannung der rational-individualistischen Kritik epischer Dichtung“[36] auflehnte. Auf den jungen Studenten Freytag hat gerade diese Kritik, deren Übermaß von den Grimms abgelehnt wird, eine offensichtlich folgenreiche Wirkung geübt. Sie lieferte ihm den Schlüssel, dessen er sich in Zukunft bedienen wird. Lachmanns Seminar hatte seinen Blick für die in der Entwicklung der Sprache nachweislichen Gesetzmäßigkeiten und Regelmäßigkeiten geschärft. An diesem Bildungs-

[31] Briefwechsel der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, hrsg. v. *A. Leitzmann*, mit Einl. v. *K. Burdach*, im Auftrage der Pr. Akademie d. Wissenschaften (2 Bde., 1927), Einleitung S. LXXX.
[32] Vgl. II. S. 554 v. 28. 12. 1830.
[33] An M. Haupt am 23. 12. 1848, zit. nach d. Einl. S. LXXX.
[34] Ebd.
[35] Ebd. An M. Haupt v. 25. 12. 1850.
[36] Einl. S. LXXXIV.

erlebnis kristallisierten sich alle späteren Eindrücke und Erfahrungen. Von Rankes Lehre der „Großen Mächte" hatte er dagegen niemals einen Hauch gespürt. Der kritische Nachweis „der Entstehung des Nibelungenliedes, seiner poetischen Bearbeitungen und seiner handschriftlichen Überlieferung"[37] gewann für ihn eine allgemeine Bedeutung, die über den Bereich der Philologie weit hinausging. An diesen Sachverhalt hat er ohne Zweifel gedacht, als er in den Erinnerungen von einer „Erhebung" sprach, die er Lachmann verdankt habe. Es schien für ihn erwiesen zu sein, so dürfen wir erläuternd und ohne Verfälschung seiner Gedanken sagen, daß das Schöne und Vollkommene ohne eine einzige Persönlichkeit, an die noch die Romantiker geglaubt hatten, zu entstehen vermag. Diese Erkenntnis drang tief in seine Anschauung von der Geschichte und vom Leben ein. Die Engländer — so schrieb er einmal in der Niedergeschlagenheit des Jahres 1851 — ließen keine Gelegenheit vorübergehen, „ohne auf die seit Wolf bei den deutschen Philologen angeblich herrschende Manier, bestimmte Personen in Kollektivbegriffe aufzulösen, loszuziehen". „Und doch sei gerade bei der Behandlung des Nibelungentextes durch Lachmann auch für ein oberflächliches Urteil zu begreifen, daß das Schönste unserer nationalen Heldengedichte nicht an einem Ort und von einem Verfasser erfunden sein könne..."[38]. Als er 1870 „das Erwachen eines neuen historischen Sinnes" seit 1800 beschrieb und als dessen besondere Eigentümlichkeit „eine erhebende und beglückende Ahnung von der inneren Gesetzlichkeit im Verlauf jedes nationalen Lebens"[39] bezeichnete, vermochte er „die von der frühern radikal verschiedene Methode, Geschichte zu schreiben", nicht schärfer und einleuchtender zu charakterisieren als durch den Hinweis auf die Überwindung des Glaubens an Homer: „Wolf streicht den alten blinden Vater Homer aus dem Titel der Ilias und Odyssee, und Niebuhr verfaßt eine römische Geschichte, worin er Romulus und Remus mit ihrer Wölfin, die länger als 2000 Jahre jedem Schulknaben eingebläut worden waren, mit einem souveränen Federstrich gänzlich aus der Weltgeschichte entfernt"[40].

Die Frage, von der sich Freytag immer von neuem angezogen fühlte und der wir für die Erkenntnis seiner Denkungsweise so großen Wert beimessen, wurde etwa um dieselbe Zeit einem ganz anders geformten Geiste ebenfalls der Anlaß zur Auseinandersetzung. Nietzsches Baseler Antrittsrede von 1869 über „Homer und die klassische Philologie"[41] ent-

[37] Vgl. Einl. S. XXVI.
[38] Grenzboten 1851, I. S. 200.
[39] Ebd. 1870, II. S. 311.
[40] Ebd.
[41] *F. Nietzsche* „Homer und die klassische Philologie". Historisch-Kritische Gesamtausgabe, V. Bd., S. 283 ff.

hält eine der Freytagschen vollkommen entgegengesetzte Auffassung desselben Problems. Schiller habe den Philologen vorgeworfen, „daß sie den Kranz des Homer zerrissen hätten". Und Goethe habe gedichtet: „Scharfsinnig habt Ihr, wie Ihr seid, von aller Verehrung uns befreit, und wir bekannten überfrei, daß Ilias nur ein Flickwerk sei. Mög' unser Abfall niemand kränken; denn Jugend weiß uns zu entzünden, daß wir Ihn lieber als Ganzes denken, als Ganzes freudig Ihn empfinden"[42]. Wenn Nietzsche auch die Vorstellung einer Volksseele „die folgenreichste Entdeckung der historisch-philologischen Wissenschaft" nennt[43], so bekämpft er doch bestimmte Folgerungen, die aus dieser Entdeckung gezogen werden, wie z. B. den Glauben, als ob es so etwas wie „einen dichtenden Volksgeist" gebe. Es ist vornehmlich das Anliegen dieser Rede, die ursprüngliche Dichterpersönlichkeit gegen ihre Ablösung durch die Tradition zu verteidigen. Im Spiegel dieser Einzelfrage vermag der grundsätzliche Unterschied zwischen den Wertmaßstäben der beiden Männer sichtbar zu werden, die das geistige Leben ihrer Zeit in entgegengesetzte Richtung lenken wollten. Während Nietzsche für den Genius eintrat, sprach ihm Freytag die Herrschaft ab. Er fühlte sich befreit von der drückenden Last seiner Verehrung. Für ihn bildete die „Wolf-Lachmannsche Theorie" den Mittelpunkt der deutschen Historischen Schule, durch welche den Menschen eine neue Lehre über „das stille Wirken der Gotteskraft in den Völkern" vermittelt worden war[43a]. — Wir glauben, an dieser Stelle die folgende These aufstellen zu dürfen: Wenn die nach Freytags Ansicht erwiesene philologische Theorie, daß für die gesetzmäßige Entstehung der alten epischen Dichtungen nicht ein einzelner Dichter als Verfasser in Frage kommen könne, eine befreiende Wirkung ausgeübt hatte, so sollte eine ähnliche Theorie einem vertieften Verständnis der politischen Entwicklungsgeschichte zugute kommen und zu dem ebenfalls befreienden Resultat führen, daß sich ein

[42] Zit. nach S. 288.

[43] Ebd. S. 296.

[43a] Es sei kurz darauf hingewiesen, daß der politische Historiker *H. Delbrück* 1925 die Frage zur Diskussion stellte (in: „Das Werden des Nibelungenliedes" HZ 131, 1925, S. 409 ff.), ob nicht Walther v. d. Vogelweide als Dichter des Nibelungenliedes nachgewiesen werden könne. Er gelangte zu folgender „Idealvorstellung":
„Ist Walther tatsächlich der Schöpfer der uns heute vorliegenden Gestaltung des Nibelungenliedes, so gewinnen wir damit für die deutsche Geschichte einen neuen unschätzbaren Wert, eine dichterische Persönlichkeit, die wir ohne Scheu zwischen Sophokles und Shakespeare stellen dürfen. Gewiß hatten wir schon immer den Lyriker Walther und den Epiker des Nibelungenliedes. Aber wenn ein Mann beides leistete, so ist das doch noch viel mehr, so ist damit das Höchste erreicht, was wir irgendwo in der Geschichte der Dichtkunst finden oder uns vorstellbar ist."

Staat glücklicher und sicherer aus der Zusammenarbeit vieler Talente als aus den Taten eines einzelnen Mannes bilde. Der Gedanke, daß „die Seele des Volkes" oder „der Geist der Nation" die „Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit"[44] nicht lange ertrage, zieht sich durch die Fülle der Freytagschen Schriften aus stets wechselndem Anlaß.

Es ist einleuchtend, daß demjenigen, der den in gleitenden Übergängen, ohne Sprünge und nach erkennbaren Gesetzen sich vollziehenden Wandel in der Entwicklung nachweisen zu können glaubte, die Rolle der genialen Persönlichkeit, die etwa neue, unvorhergesehene Bahnen eröffnet, unbehaglich, fraglich und sogar suspekt erscheinen mußte. In einem Fragment aus unveröffentlichten Arbeiten der Privatdozentenzeit ist eine Anmerkung enthalten: „Es ist kein sicheres Zeichen nationaler Kräftigkeit, wenn ein Volk viele bedeutende Persönlichlichkeiten hervorbringt, wohl aber, wenn seine Natur eine große Mannigfaltigkeit der Charaktere entwickelt"[45]. Und in den „Grenzboten" der sechziger Jahre heißt es: „... nicht die Individuen, sondern der Anteil, welchen sie an der nationalen Bewegung haben, sind das Wesentliche[46]." So interessierte ihn ja auch vornehmlich „der Anteil des alten Redaktors"[47] am epischen Gedicht. Die große Persönlichkeit vermag nach seiner Auffassung oftmals mehr störend und hemmend als fördernd zu wirken. Es wurde schon gesagt, daß Freytag trotz seiner glänzenden Portraits von Luther und Friedrich dem Großen eine tiefe Antipathie gegen den Helden, der den gesetzmäßigen Verlauf in Frage zu stellen droht, hegt. Er übertrug dies Gefühl der Abneigung erst recht auf die großen Männer der eigenen Gegenwart, die nach seiner Meinung die gefährliche Neigung hatten, mit ihren Einfällen den Weg des langsamen, aber sicheren Fortschritts zu unterbrechen. „Bald hätten gewöhnliche Menschenkräfte wieder in natürliches Verhältnis gebracht, was sein Genie vielleicht verrücken konnte"[48]. In dieser Bemerkung, die Freytag im dritten Bande der Bilder aus Anlaß des Todes Gustav Adolfs macht, liegt ein politisches Bekenntnis. Der Unwille über die ungewöhnlichen Wege und über die besonderen Gesetze großer Männer äußerte sich zu Beginn des Goethejahres 1849 in dem ärgerlichen Ausruf: „Wir wollen keinen Goethe mehr, wir wollen keinen Napoleon"[49]. Das Nebeneinander der beiden Namen läßt erkennen, daß der literarische wie der politische Bereich denselben Maßstäben unterworfen wird. Wenn Freytags Mißtrauen gegen Goethe

[44] Bilder... II., 2 S. 69.
[45] Zit. n. *H. Lindau*, Gustav Freytag, 1907, Beilagen S. 380.
[46] Grenzboten 1867, IV. S. 387.
[47] Ebd. 1862, II. S. 232.
[48] Bilder... III. S. 182.
[49] Grenzboten 1849, I. S. 48.

auch die allgemeine Goethe-Ferne der Zeit widerspiegelt, so ist die Begründung seiner Reserve doch sehr bezeichnend und hängt aufs engste mit den Voraussetzungen seiner Bildung zusammen. Der Name Goethes taucht in den Bildern, die ja eine Kultur- und Bildungsgeschichte des deutschen Volkes darstellen, nur einmal auf und zwar im Zusammenhang mit dem Aufstieg des ersten Luftballons in Nürnberg 1787, durch welchen eine alte Sehnsucht vieler Menschen ihre Erfüllung zu finden schien. Freytag möchte — wie man zur Veranschaulichung des Zusammenhangs versucht ist zu sagen — Goethe am liebsten „leugnen" und aus der deutschen Bildungsgeschichte streichen. Im Aufsatz des Jubiläumsjahres wird der Grund näher bezeichnet: „Es war etwas sehr Ungewöhnliches und schwer Verständliches in ihm" und er hatte „doch nicht ganz so gelebt und geschaffen, wie die Besten der anderen". So lautet „eine Bemerkung über Goethe zum 28. August 1849"[50]. Wenn Freytag Goethes 100. Geburtstag zum Anlaß nahm, so entschieden durch die „Grenzboten" zu verkünden, daß der Gebildete in Zukunft ohne Bedürfnis nach der Erscheinung des sogenannten großen Mannes sein werde, so sollte es gerade den Hauptinhalt der vor ihm liegenden mehr als dreißig Jahre langen publizistischen Tätigkeit bilden, die Aktionen des „großen Mannes" immer von neuem und kritisch zu verfolgen. Er fühlte sich oftmals genötigt festzustellen, daß eine gesetzmäßige und wünschenswerte Entwicklung durch die Einfälle eines Großen vom vernünftigen Ziele abgelenkt werde. Erst Napoleon III. und dann immer mehr Bismarck sind die beiden großen Themen, um die Freytags Denken zu kreisen gezwungen ist. Cavour taucht nur selten über dem Horizonte seiner Gedanken auf. Eine zusammenhängende Lektüre der 23 Jahrgänge der „Grenzboten" ergibt den Gesamteindruck, daß sich Bismarck noch weniger als Napoleon dem Denkschema, das Freytag eigentümlich ist, einordnen läßt. Der Kaiser, „der seine Zeitgenossen, wie ein nicht zu lösendes Rätsel, jahraus jahrein beschäftigt und ein stehender Mittelpunkt für die Spekulationen sorgender und hoffnungsvoller Politiker geworden ist", bietet doch auch hin und wieder vertraute Züge, die im Bilde Bismarcks fehlen. Ja, es gibt Situationen und politische Veranstaltungen des Kaisers, die Freytag geradezu in Verlegenheit bringen, seine ablehnende Haltung aufrecht zu erhalten. Er glaubt einmal sogar, in Napoleon so etwas wie „einen deutschen Professor" — „einen Gelehrten der Weltgeschichte"[51] sehen zu dürfen. Das Verhältnis zu Bismarck ist ganz anderer Art. Bismarck war der Zerstörer seiner geheimsten Wünsche und Vorstellungen. Von dem organischen und vernünftigen Wege einer deutschen

[50] Ebd. III. S. 400.
[51] Grenzboten 1863, IV. S. 278 f.

Staatsbildung besaß Freytag eine feste Vorstellung. Er hat Bismarck niemals verzeihen können, daß das Reich nicht auf dem von ihm vorausgesagten und gutgeheißenen Wege gegründet wurde; der deutsche Staat hätte nach der aus seiner Bildung erwachsenen Wunschvorstellung das planvolle Werk vieler sein sollen — d. h. vornehmlich der Schriftsteller, Journalisten und Abgeordneten. „Der leidige Genius der Gegenwart“[52], wie Freytag Bismarck einmal nannte, — dem er dem Sinne nach oft genug „fahrige Genialität“ vorwarf — hatte alle Pläne, die so richtig ausgedacht waren, an ihrer Verwirklichung gehindert. Um so mehr fühlte Freytag nach 1866 den Beruf in sich, die Deutschen daran zu erinnern, daß sie nicht alles dem e i n e n Manne verdankten „und daß die Männer von 1848 bis 1850 nicht umsonst für das Vaterland arbeiteten“[53]. Wir wenden noch einmal unsere These an: Es besteht bei Freytag ein unverkennbarer innerlicher Zusammenhang zwischen der Vorstellung von „einem reichen, vernünftigen, einheitlichen Leben nationaler Kräfte ohne Homer“, „einer inneren Notwendigkeit“ in der Entstehung epischer Dichtungen und der Anschauung von einer allmählichen und gesetzmäßigen nationalen Staatsbildung in der Gegenwart ohne einen Mann wie Bismarck. „Die deutsche Frage“ — so meinte er 1862 — „sei am wenigsten eine solche, welche durch Berserkertum und heftigen Anlauf entschieden werden könne“[54]. „Ein ununterbrochener sicherer Fortschritt“[55], den eine Vielzahl gleichgesinnter Menschen erreicht, führt leichter und gefahrloser zu dem wünschenswerten Ziele der staatlichen Vollendung als der geniale Entwurf eines Einzelnen. Der historische Sinn, mit dem die Entbehrlichkeit des großen Individuums erkannt ist, bereitet gleichsam die politische Erkenntnis vor, daß aus der Summe der Talente dauerhafter und glücklicher das wünschenswerte politische Resultat hervorgehen werde, als aus den Anstrengungen des einen Mannes. Das Jahr 1870 wird von Freytag mit einer Betrachtung eingeleitet, die sich mit der Entstehung des großen politischen Irrtums nach 1866 befaßt: „Unter dem Zauber großer Erfolge und staatsmännischer Klugheit eines Mannes verbreitete sich die geheime Zuversicht, daß die höhere Einsicht und der Patriotismus eines Einzelnen mehr dauernden Wert habe als die Anläufe und Bestrebungen von zwei Generationen deutscher Patrioten“[56].

Je verbitterter Freytag gegen Bismarck im Laufe der Jahre wurde, desto stärker befestigte sich in ihm der von vornherein gegebene Ge-

[52] Briefe an A. v. Stosch, S. 82.
[53] Zit. nach *E. v. Simson*, Erinnerungen aus seinem Leben, 1900. S. 364; Freytag an Simson, v. 18. 12. 1869.
[54] Grenzboten 1862, I. S. 325.
[55] Ebd. S. 479.
[56] Ebd. 1870, I. S. 1.

danke, daß die Herrschaft des großen Mannes ein organisches nationales Leben verhindere. Politische Zeitkritik und historische Weltanschauung ergänzen sich und gehen ineinander über.

Für Gustav Freytag, dessen literarischem Schaffen eine so breite zeitgenössische Wirkung beschieden war, bedeutete es einen folgenreichen Sachverhalt, daß er den sogenannten „Geist der Historischen Schule" vornehmlich im Medium der Philologie kennengelernt hatte. Es bleibt hier dahingestellt, ob und wie weit Lachmann der Historischen Schule zuzurechnen ist. Die verschiedensten Motive, die auf den Kreis der Savigny, Jakob und Wilhelm Grimm und vor allem Karl Lachmann zurückführen, leben im Freytagschen Denken in der Form einer Amalgamierung fort und werden überhaupt erst auf diese Weise für einen größeren Kreis wirksam[57]. Seine Sprachgebung läßt deutlich erkennen, wie sich die philologisch-kritische Schulung immer wieder geltend macht. Er verwendet viel Mühe auf die Untersuchung, welche „Redaktion" die politischen Bedürfnisse des Volkes oder dessen neu gefundene politische Wahrheiten gefunden haben. So rühmt er an der Nationalversammlung von 1848 vor allem die Formulierung der nationalen Forderungen „mit einer Klarheit und Präzision, welche wenig zu wünschen übrig ließ"[58]. Die große Rolle, die den Denkschriften in Freytags politischer Argumentation zufällt, ist unter diesem Gesichtspunkt erst richtig zu verstehen. Sein Widerspruch gegen die Bismarcksche Bundespolitik äußert sich in einer Kritik an der „Flüchtigkeit" und „Zufälligkeit"[59] ihrer Gesetzgebung. Der Fehler liege „in der Methode"[60]. Er findet ihn einmal, 1867, auch in dem Sachverhalt, „daß die Zeit einer einheitlichen verfassungsmäßigen Formulierung nicht günstig sei"[61]. Von „Korrekturen", mit denen die Maßnahmen „des Einzelnen" versehen werden müßten, ist bezeichnenderweise oftmals die Rede. Aus der vertrauten Tätigkeit einer „Konjekturalkritik" bildet sich schließlich die Vorstellung einer „Konjekturalpolitik"[62], eine überaus passende Kennzeichnung seines politischen Denkens. Es mögen hin und wieder sehr praktische Erwägungen sein, denen Freytags Kritik entstammt, aber die Maßstäbe einer philologischen Textkritik scheinen dennoch durch.

Das Sprachbild spiegelt noch einen anderen geistesgeschichtlichen Vorgang wider. Wenn Freytag das Verständnis einer gesetzmäßigen Ent-

[57] Es wäre lohnend zu untersuchen, wieviel vom Gedankengut und vor allem vom Vokabularium der Historischen Schule durch die Zeitschrift der Grenzboten für die Gebildeten der 50er und 60er Jahre vermittelt worden ist.
[58] Grenzboten, 1862, I. S. 323.
[59] Ebd. 1870, II. S. 119.
[60] Ebd. 1869, II. S. 3.
[61] Ebd. 1867, II. S. 162.
[62] Ebd. 1850, II. S. 29; 1866, III. S. 163.

wicklung in der Geschichte „ohne große Männer" den Begründern der deutschen historischen Wissenschaft zuschrieb, so glaubte er derselben Quelle auch die Maßstäbe entnehmen zu können, mit deren Hilfe sich bestimmte Persönlichkeiten doch rechtfertigen lassen konnten. Auf diese Weise ließ sich vielleicht der Widerspruch zwischen der Verherrlichung einzelner historischer Führergestalten und dem tiefen Mißtrauen gegen den Helden auflösen. Die Persönlichkeit empfängt in dem Maße eine historische Berechtigung, als sie hilft und bewirkt, das für die jeweilige Entwicklungsstufe Vernünftige und Zeitgemäße zu verwirklichen. In dieser Argumentation wird der für das Freytagsche Denken charakteristische Übergang von einer älteren zu einer jüngeren Gedankenschichtung erkennbar. Gemeint ist der geistige Prozeß, in dessen Verlauf spezifisch liberale Werte in die sogenannte „organische Entwicklung" hineingelegt werden. Die Geschichte verläuft „organisch", so lange sie das „Vernünftige" und „Zeitgemäße" verwirklicht. Der organische ist immer zugleich der fortschrittliche Geschichtsverlauf. Es ist erstaunlich zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit und Konsequenz alle einmal empfangenen Bildungseindrücke und übernommenen Kategorien bei Freytag — und auch bei der von ihm vertretenen Bildungsschicht — in die liberale Gedankenwelt einmünden. Das überlieferte Schema vom organischen und stillen Wachstum, von „einer ganz nationalen, ungestörten Entwicklung"[63] wandelt sich in die Idealvorstellung eines dauernden stillen Fortschritts. Der Sinn verschiebt sich unmerklich. Neben die Bilder eines gleichsam vegetativen Vorgangs, die durchaus bleiben, treten Metaphern, die einen veränderten Sinn widerspiegeln. „Das stille Zwingende"[64], „der unwiderstehliche Zwang der Tatsachen"[65], „die geräuschlose Weise"[66], oder „die allmähliche, geräuschlose und gefahrlose Vereinigung"[67] — die Reihe ließe sich leicht vervollständigen — kennzeichnen politische Vorgänge, deren „natürlicher Entwicklung" der kluge Politiker mit seinen Maßnahmen nur zu folgen hat. Freytag ist ein besonders eindrückliches Beispiel für den geistesgeschichtlichen Prozeß, in dessen Verlauf sich die romantische Theorie vom „stillwachsenden Volksgeist" unaufhaltsam mit liberalem Inhalt füllt. Der einst so konservative Volksgeist scheint sogar zu einem vollkommen radikalen Gebilde zu werden, wenn es z. B. bei einem so entschiedenen Fortschrittsmann wie Schulze-Delitzsch in einem bezeichnenderweise an Freytag gerichteten

[63] *F. C. von Savigny*, Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, 1814, S. 28.
[64] Grenzboten 1864, III. S. 38.
[65] Ebd. II. S. 477.
[66] Ebd. 1863, I. S. 119.
[67] Ebd. 1865, III. S. 400.

Briefe heißt: „In der stillen Werkstätte des Volksgeistes bereiten sich in aller Ruhe Dinge vor, von denen die, welche nicht in genauer Beziehung zum Volke stehen, keine Ahnung haben“[68]. Freytag glaubt jedoch an „die stillen Wandlungen“ und an „den friedlichen Fortschritt“ sowohl in der Vergangenheit als auch in der zeitgenössischen Politik. Das Bild der Entwicklung, das ein beruhigendes Gefühl „eines vernünftigen Zusammenhangs der Begebenheiten“[69] zu vermitteln vermag, enthält keine Sprünge; es duldet deshalb auch keine Revolutionen und Revolutionshelden. Das Bedürfnis nach historischer Kontinuität wird stets das politische Urteil maßgeblich bestimmen. Die Hilflosigkeit vor der praktischen Frage einer Revolution während des Verfassungskonflikts sowie die verlegene Auskunft, daß sich zwischen 1866 und 1871 eine „friedliche Revolution“ vollzogen habe, sind die Folgen der tief in Freytags Bildung wurzelnden Revolutionsfeindschaft. Eine Untersuchung seines Verhaltens im Jahre 1848 ergibt, daß er den Ereignissen eher zweifelnd und mit Unbehagen als voller Begeisterung gegenüberstand. Er gab damals zu bedenken, ob nicht der schrittweise Gang der Zollvereinspolitik sicherer und gefahrloser zu einer engeren deutschen Staatenverbindung geführt hätte, als der wohl „imponierende“, aber risikohafte Versuch des Frankfurter Paulsparlaments[70]. Der Weg des sicheren Fortschritts führt nur allmählich zum Ziele und überspringt keine Stufe der Entwicklung. Das Freytagsche Sprachbild läßt erkennen, wie sich das überlieferte Entwicklungsschema hervorragend zur Rechtfertigung eines liberalen Geschichts- und Weltbildes eignet. Das Phänomen der Revolution bleibt demselben fremd[71]. Wenn Freytag argumentiert, daß das Vernünftige und Zeitgemäße verwirklicht werde, so ist in dieser liberalen Vorstellung noch durchaus ein Rest von Gedanken der Historischen Schule erkennbar. Der Widerspruch zwischen Geschichte und Vernunft schien ja seit Herder und erst recht in der Historischen Schule weitgehend aufgehoben zu sein[72]. Das Recht entstammt nach Savigny der Volksüberzeugung und paßt sich wie die anderen Elemente der nationalen Kultur im Laufe seiner Entwicklung den jeweiligen Bedürfnissen des Volkes an. „Was sie zu einem Ganzen verknüpft, ist die gemeinsame Überzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Notwendigkeit, welches allen Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt[73].“ An diese

[68] Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks, I. 1925, S. 160 Schulze-Delitzsch an G. Freytag vom 12./14. 7. 1863.
[69] Vgl. Grenzboten 1854, I. S. 324; 1855 IV. S. 168.
[70] Ebd. 1848, III. S. 183.
[71] Vgl. *Th. Schieder*, „Das Problem der Revolution im 19. Jahrh.“ HZ. Bd. 170 1950, S. 233 ff.
[72] Vgl. *Fr. Schnabel*, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh., III. 1934, S. 51.
[73] *Savigny*, Vom Beruf ..., S. 8.

Gedanken knüpft Freytag an, und doch handelt es sich um eine moderne liberale Vorstellung im Sinne des Fortschrittsglaubens, wenn er vom „Vernünftigen" und „Zeitgemäßen" spricht, das der handelnde Mensch für seine Zeitgenossen verwirklichen solle. Ein besonderer Gesichtspunkt ist bei ihm noch hinzugekommen. Jeder Fortschritt in der Geschichte der Politik und Kultur hat nach seiner Ansicht nur dann eine historische und sittliche Berechtigung, wenn er der Vernunft sowie dem Verständnis und Bedürfnis der „Gebildeten" entspricht. Aus „der gemeinsamen Überzeugung des Volkes" ist in einem veränderten geistigen Klima „das sittliche Gefühl der Gebildeten"[74] geworden. Die Auffassung dessen, was „Volk" eigentlich ist, hat sich inzwischen gewandelt. Freytag läßt „die guten Gesetze" eines Landes „aus den Lehren der Ethik und aus dem sittlichen Bedürfnis der Gebildeten in das Rechtsleben der Nation" übergehen und hegt keinen Zweifel daran, „daß es nicht Aufgabe des Gesetzgebers sei, den Gedanken des Volkes und den Bedürfnissen des Tageslebens vorgreifend, Neues zu erfinden, und auf leerem Boden ein frisches System, ein fremdes heilbringendes Leben zu gründen; sondern daß der Gesetzgeber vielmehr prüfend zu untersuchen habe, ob Bedürfnis und Forderung, welche neu erstehen, nicht nur an sich wohl berechtigt, sondern auch im Bewußtsein der Zeitgenossen so kräftig durchgebildet sind, daß das bestehende Alte ihnen gegenüber als ein Abgelebtes zum allgemeinen Nutzen beseitigt werden muß"[75]. So werden die Richtlinien der Staatsführung folgendermaßen bestimmt: „Wir messen die Weisheit eines Staatsmannes zum großen Teil darnach, ob sein Verständnis für das Vernünftige und Zweckmäßige neuer Gesetzgebung und ob sein Urteil über den richtigen Zeitpunkt dafür dem unseren entspricht[76]." In diesen Worten, die 1870 niedergeschrieben sind, verrät sich wieder einmal der echte Freytag, der Bismarck um diese Zeit ein solches Verständnis leidenschaftlich absprach. Die liberale Partei glaubte damals z. B., daß der Zeitpunkt für einen Anschluß der Südstaaten schon längst gekommen sei, während sich Bismarck ablehnend verhielt und damit nach ihrer Ansicht einen Mangel an politischer Weisheit offenbarte. Der Grundsatz, daß sich der weise Staatsmann nach dem Urteil der gebildeten Zeitgenossen richten solle, bezieht sich auch auf die Führung der Außenpolitik. Es wäre eine lohnende Aufgabe zu zeigen, wohin eine liberale Außenpolitik nach den Wünschen und Empfindungen Freytags geführt haben würde. Das politische Verhängnis der Zeit lag angeblich darin, daß Bismarck „Neues erfand", anstatt nichts weiter zu tun, als die

[74] Vgl. Grenzboten 1859, II. S. 361 ff. „Napoleon III. und die italienische Frage".
[75] Ebd. 1870, II. S. 30 f.
[76] Ebd.

Bedürfnisse der Gebildeten zu erfüllen. So beurteilte Freytag wahre Größe nach dem Maße der Erkenntnis und Erfüllung der Herzenswünsche, welche „die Besten" unter den Zeitgenossen hegen. Mit Hilfe solcher Maßstäbe hat er die lutherische Reformation verstanden. Sein Lutherbild, auf das in diesem Zusammenhang kurz hingewiesen sein mag und das von einem großen Teil der Zeitgenossen einschließlich der liberalen Theologen so begeistert aufgenommen wurde, ist in der vollen Sympathie für den Mann geschrieben, dem „ein kräftiger Instinkt für das Vernünftige und Zweckmäßige in der Tat über viele Gefahren hinweghalf"[77]. Das reformatorische Anliegen des Glaubens verwandelt sich in das liberale Bedürfnis nach vernünftigem Leben. Das Größte, das Freytag an der Reformation zu rühmen hat, liegt in der Anerkennung ihres Vernunft- und Bildungsgehalts, sowie vor allem ihrer Übereinstimmung mit dem „Herzensbedürfnis seiner Zeit"[78]. Wenn in den Bildern der christliche Glaube mit „einem bequemen Strome" verglichen wird, der sich „den scharfen Ecken der Volkscharaktere, großen Zeitbedürfnissen anbequemt"[79], dann scheint der Protestantismus mit einer „unendlichen Entwicklungsfähigkeit"[80] diese Eigentümlichkeit am reinsten ausgeprägt zu haben. So hat Luther den christlichen Glauben, dessen Geschichte von Freytag unter der Idee „eines ewig lebenden Organismus"[81] zusammengefaßt wird, gleichsam nach Maßgabe der vernünftigen und berechtigten Bedürfnisse seiner Zeitgenossen reformiert[82].

An Luther glaubte Freytag im Grunde alle jene Eigenschaften nachweisen zu können, die seiner Ansicht nach auch im Bilde des vollendeten Staatsmannes nicht fehlen dürfen. Er hat dessen Ideal auf der Höhe des Verfassungskonflikts, in einem Augenblick beschrieben, als es von dem Vertreter einer vollkommen anders gearteten Politik bedroht wurde. Sein Nekrolog über den Baron von Stockmar[83], „den ersten und ältesten Staatsmann desjenigen Liberalismus, welchen jetzt die nationale Partei vertritt"[84], enthält das Musterbeispiel einer politischen Erziehung und den Leitfaden einer wünschenswerten liberalen Politik. Die Be-

[77] Bilder, II. 2 S. 94.
[78] Ebd. S. 86.
[79] Ebd. S. 93.
[80] Grenzboten 1869, I. S. 176.
[81] Bilder, II. S. 93.
[82] Die Verwandtschaft dieser Gedanken mit der Theologie *Richard Rothes* ist evident. R. nennt das Christentum „das allerveränderlichste Wesen der Welt", das über eine unbegrenzte Anpassungsfähigkeit verfüge (vgl. *W. Nigg*, Geschichte des religiösen Liberalismus, 1937, S. 217). Freytag stimmte mit dem Heidelberger Theologen auch darin überein, daß die christliche Kirche immer mehr Aufgaben und Funktionen sowohl an den Staat als auch an die Wissenschaft abgebe und so schließlich überflüssig werde.
[83] Grenzboten 1863, III. S. 161 ff.
[84] Ebd. S. 172.

schäftigung mit dem Lebensgang dieses Mannes, der erst Arzt, dann Politiker wurde, vermittelt dem Liberalen das tiefbefriedigende Gefühl einer inneren Harmonie und Zweckhaftigkeit in hohem Maße. Bevor Freytag Stockmars politische Leistungen würdigt, erläutert er bezeichnenderweise die Geschichte seiner Bildung und weist ihre Grundlagen in der sogenannten „Abiturientenzeit des deutschen Volkes" nach. Er betrachtet die Wahl des Medizinstudiums als eine besonders glückliche Entscheidung; denn die Ausbildung des Arztes begünstigt nach Freytags Ansicht die Entwicklung solcher Fähigkeiten, die auch für ein gedeihliches Wirken im Bereich der Politik von ausschlaggebender Bedeutung seien. Wenn die Erfolge eines Arztes von der richtigen Diagnose und der Anwendung der erforderlichen Heilmittel abhängig sind, so scheinen diejenigen eines Politikers auf durchaus ähnlichem Wege zustande zu kommen. Der Politiker Stockmar verdanke sie zu einem großen Teile dem reichen Erfahrungsschatz des Arztes, und es könne gesagt werden: „immer blieb ihm etwas von der inneren Freiheit, der scharfen Beobachtung und dem überlegenen Urteil eines menschenfreundlichen Arztes".[85] Es handelt sich jedoch noch um einen besonderen Gewinn, den das Studium der Medizin dem lerneifrigen jungen Studenten eingebracht habe und der dem zukünftigen Politiker in hohem Maße zugute kommen sollte. Der Beruf des Arztes gebe nämlich reichlich Gelegenheit, mit den Gesetzen der Entwicklung vertraut zu werden. „Der prüfende Blick, mit welchem er alles Werdende objektiv zu beobachten wußte, die tiefe Überzeugung von dem gesetzmäßigen Verlauf aller Lebenserscheinungen und die unerschütterliche Ruhe, mit welcher sein lebhafter Geist diesen gesetzmäßigen Verlauf zu erwarten verstand, in Ergebung wie in Hoffnung; das alles verdankte er nicht zum kleinsten Teile dem Beruf, den er als Jüngling erwählt hatte[86]." In dieser Darstellung spiegelt sich die zeitgenössische hohe Wertschätzung „des menschenfreundlichen Arztes"[87], die ja in der Literatur der Zeit einen breiten Niederschlag fand und die so lange dauert, bis sie von der Popularität eines neuen Berufstypus, zunächst des Ingenieurs, abgelöst wird. Die Charakteristik des Arztes führt uns aber auch zurück in den früher erwähnten Gedankenkreis; was uns von dorther als Eigentümlichkeit der historischen Arbeit bekannt ist, kehrt hier wieder als Wesensmerkmal der ärztlichen Tätigkeit. Das Schwergewicht, das einige wenige Gesichtspunkte im Denken Freytags haben, macht sich in dieser Wiederholung eindrücklich geltend. Das Zauberwort der „Entwicklung" scheint alle menschliche Tätigkeit innerlich zu verklammern. Stockmars vielseitiger Bildungsgang ist vom Stand-

[85] Ebd. S. 162.
[86] Ebd.
[87] Ebd.

punkt Freytags besonders geeignet, diesen Sachverhalt zu veranschaulichen. Die große Erkenntnis der gesetzmäßigen und organischen Entwicklung alles Lebendigen, die ihm im medizinischen Studium und in der Berufsausübung des Arztes aufgegangen war, wurde vertieft in der Begegnung mit den Geisteswissenschaften, die „ihm starke Eindrücke einer neuen Auffassung des geschichtlichen Lebens gaben".[88] Es liegt nahe, an dieser Stelle daran zu erinnern, daß der für das Denken der Zeit zentrale Begriff der Entwicklung gleichsam doppelpolig sein kann. Er vermag seinen Inhalt sowohl aus dem Gedankengut der Historischen Schule als auch aus der aufsteigenden Naturwissenschaft zu beziehen, so daß oftmals eine eigentümliche Vermischung verschiedener Denkweisen und Begriffsformen stattfindet. Diese allgemeine Feststellung bedarf jedoch im Falle Freytags sogleich einer Einschränkung. Wenn er naturgesetzliche Gesichtspunkte verwendet, so stammt dieser Gebrauch eindeutig aus der Tradition der Sprachwissenschaft, die sich ja besonders seit J. Grimms Vorrede zur Deutschen Grammatik[89] mit Vorliebe der „Naturseite der Sprache"[90] zuwandte, und nicht aus der Berührung mit der modernen Naturwissenschaft, die vielmehr unter dem Horizont seines Interesses blieb. Von Darwin scheint Freytag überhaupt keine Kenntnis genommen zu haben; in den Grenzboten, die doch eine Chronik des gesamten politischen und geistigen Lebens enthalten sollten, taucht der Name nur einmal auf und zwar in negativer Bewertung[91]. Es entspricht dem soeben beschriebenen Sachverhalt, wenn sich Freytag kaum veranlaßt fühlt, auf die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen des medizinischen Studiums hinzuweisen. Er wendet sich bezeichnenderweise sogleich „der neuen starken Strömung" zu, „in welcher der wissenschaftliche Geist der Deutschen seit A. Wolf, den Romantikern und den Anfängen der deutschen Altertumswissenschaft zu fluten begann"[92], und in die der junge Stockmar tief eintauchte. „Fremde Kulturzustände als eigentümliche Offenbarungen des Menschengeistes zu begreifen, die Völker selbst als große geistige Einheiten zu erfassen, deren Leben ebenso wie das der Individuen gesetzvollen Verlauf hat, die Abhängigkeit der

[88] Ebd.

[89] Vgl. *Grimms* Hinweis auf vergleichende Grammatik und vergleichende Anatomie.

[90] Vgl. *Burdach* S. XXVII der Einleitung.

[91] Grenzboten 1870, II. S. 464; *A. Schleichers* offenes Sendschreiben von 1863 an E. Häckel: „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft" wird nicht erwähnt. Die naturwissenschaftlichen Fragen scheinen erst von dem Augenblick an größere publizistische Berücksichtigung gefunden zu haben, als *A. Dove* 1870 in die Redaktion des „Neuen Reiches" eintrat, jener Zeitschrift, mit der Freytag für einige Jahre die Tradition der Grenzboten fortführte.

[92] Grenzboten 1863, III. S. 162.

Einzelnen von der Volkskraft nachzuweisen und darzustellen, das war, was die deutsche Wissenschaft damals zuerst ahnend suchte, seitdem so glänzend begriffen hat[93]." „Diese Auffassung des Lebendigen", die so folgenreich wurde, wuchs Stockmar vornehmlich aus seinem Liebhaberstudium „der Sprachen und der alten Literatur"[94] zu. So entwickelte sich in einem geradezu beispielhaften Prozesse die politische Gedankenwelt dieses Mannes folgerichtig „aus der Anschauung vom Leben, die ihm selbst durch Studium und Bildung gekommen war"; das Denken des Staatsmannes wird sich in denselben Bahnen wie das des historisch gebildeten Arztes bewegen; denn „auch das politische Schicksal eines Volkes war nur die fortlaufende Kette von Lebensäußerungen eines großen Organismus. Auch hier war das letzte eine treibende Lebenskraft, modifiziert durch die Weltlage und die Individualität des Volkes, eingeengt und gesteigert durch Einwirkungen anderer Völker".[95] Ernst von Stockmars historisch-politische Bedeutung sei vornehmlich darin zu erblicken, daß „dieselbe tiefsinnige und spähende Betrachtung alles menschlichen Werdens, welche unserer deutschen Wissenschaft das freie Selbstgefühl gegeben hat, welche jetzt unser ganzes Leben erhebt und adelt, sie zuerst von ihm mit Bewußtsein auf die praktische Politik und die Geschäfte angewandt wurde".[96] Freytag hat in dieser Anwendung jenes geistige Verhalten beschrieben und idealisiert, das unter dem Eindruck der Erfahrung von 1866 von Baumgarten so schneidend kritisiert werden sollte. Er selbst hat unter denen, die sich zwischen 1848 und 1871 als Liberale fühlten, am konsequentesten den Versuch unternommen, eine Methode der liberalen Politik zu entwickeln. Wenn es eine historische oder eine sprachwissenschaftliche Methode gab, schien es nach seiner Auffassung natürlich und erforderlich, daß sich auch eine entsprechende politische Methode bilde. Letztere wurde wohl auch eine „Methode politischer Bildung" genannt und auf die Wirklichkeit folgendermaßen angewandt: „Jede Erscheinung zu verfolgen bis zu ihrem Ursprung, den Verlauf großer politischer Ereignisse mit dem gespannten Interesse eines Naturforschers zu betrachten, zur Grundlage der Beurteilung aller irdischen Verhältnisse immer moralische und ethische Forderungen zu nehmen, einen festen Glauben an die Güte der menschlichen Natur zu bewahren, dem Perfektionstrieb der menschlichen Gesellschaft fest zu vertrauen, auch bei Verirrungen und Verbildungen der Individuen und Staaten nicht an der heilenden Kraft zu verzweifeln und die eigenen Hilfsmittel immer auf das Gute, nie auf das Schlechte im Menschen zu begründen,

[93] Ebd. S. 162 f.
[94] Ebd. S. 163.
[95] Ebd. S. 164
[96] Vgl. S. 172.

das wurde die letzte Grundlage für das Urteil und Handeln des Prinzen (Prinz Albert) wie seines Lehrers (Baron Stockmar)"[97]. An diesen Sätzen, welche die hauptsächlichen Ingredienzen einer liberalen Weltanschauung in sich vereinigen, vermögen wir noch einmal die Folge, aber zugleich auch die Verschlungenheit der verschiedenen Gedankenschichtungen abzulesen. „Jede Erscheinung zu verfolgen bis zu ihrem Ursprung" — darin bekundet sich „die streng historische Methode", deren „Bestreben" nach Savigny dahin ging, „jeden gegebenen Stoff bis zu seiner Wurzel zu verfolgen und so ein organisches Prinzip zu entdecken"[98]. Von diesem Ausgangspunkt, der in der Gedankenwelt der Historischen Schule liegt, gelangt Freytag mühelos zur Definition eines liberalen Verhaltens, an welchem die aufklärerischen Züge gar nicht zu verkennen sind. Diese Sätze mit ihrem mehrschichtigen Gehalte führen schon mitten in die Kampfstimmung der Konfliktszeit hinein. Sie sind ein Protest gegen den preußischen Ministerpräsidenten, dem „diese Methode politischer Bildung" vollkommen fremd ist. Vom Zeitpunkt seiner Niederschrift her wird dieser Nekrolog überhaupt erst ganz verständlich; seinem Verfasser ist daran gelegen, die Richtigkeit und Überlegenheit einer angeblich erprobten liberalen politischen Methode gegenüber der derzeitigen preußischen Politik „ohne System und Plan" nachzuweisen. Die Ermunterung, daß auch „bei Verirrungen und Verbildungen der Individuen und Staaten nicht an der heilenden Kraft zu verzweifeln" sei, ist an die Adresse der liberalen Zeitgenossen gerichtet. Der Liberale dürfe gewiß sein, daß „der natürliche Gang der Dinge" am Ende doch „das Zeitgemäße und Vernünftige"[99] durchsetze. Von den Denkwürdigkeiten Stockmars wird Freytag später in demselben Sinne rühmen, daß „er an einer Reihe von Beispielen lehre, wie in der Politik wichtige Geschäfte zustande kommen, während die daran Beteiligten schieben und geschoben werden, während Leidenschaften und kühle Berechnung zusammenwirken und hindern, und wie zuletzt doch das Richtige trotz vieler Querzüge der Individuen mit einer gewissen Naturnotwendigkeit sich geltend macht"[100]. Der „Arzt-Politiker", dessen Ideal im Bilde Stockmars dargestellt wird, vermag indessen die Genesung eines Staates zu beschleunigen. Er weiß, daß „sich auch die politischen Krankheiten in einem bestimmten Verlaufe entwickeln"[101], und er kennt die heilenden Mittel.

Es hängt mit diesen Anschauungen zusammen, wenn Freytag der politischen Publizistik die Aufgabe stellt, „Krankheitsfälle des Völker-

[97] Ebd. S. 168.
[98] *Savigny*, Vom Beruf..., S. 117.
[99] Grenzboten 1863, III. S. 166.
[100] Freytag, Ges. W. XVI, S. 94.
[101] Grenzboten 1863, III. S. 164.

geistes pathologisch zu behandeln"[102]. Die preußische Politik der Reichsgründungszeit bot ihm mannigfache Gelegenheit, den Verlauf „der gefährlichsten Entwicklungskrankheit"[103] zu studieren. Er besorgte damals, daß sich „das akute Fieber in eine chronische, schleichende Krankheit verwandele"[104] oder ein „brennendes Leiden in langes Siechtum"[105]. Er diagnostiziert die Krankheit wohl auch als „das alte Scharlachfieber der Legitimität"[106]. Er beobachtet die Symptome dieses Krankheitszustandes und gibt therapeutische Ratschläge. Das naive Zutrauen zur Heilbarkeit politischer Gebrechen ist für Freytag und seine Zeitgenossen ebenso bezeichnend wie der Glaube, daß bei dem erreichten Stande politischer Bildung Fehlentwicklungen überhaupt vermeidbar seien, denn: „Bei politischen Fragen von europäischem Interesse entscheidet in letzter Instanz die Intelligenz, das Gefühl für Billigkeit und die Erkenntnis des Zweckmäßigen, d. h. die allgemeine Einsicht, welche durch die Nationen produziert, durch die Kabinette der gesamten Kulturstaaten geltend gemacht wird"[107]. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Die Lektüre der „Grenzboten" vermittelt den Eindruck, daß Freytag jeder Anlaß erwünscht war, der ihm Gelegenheit gab, den gesamten Inhalt seiner optimistischen liberalen Weltanschauung auszusprechen, und daß er darüber stets von neuem höchstes Behagen empfand. Wenn er ganz überraschend einmal dem Liberalen die angebliche Kenntnis zuschrieb, „daß die Ereignisse einbrechen wie ein Orkan, seinen Wegebau zerstörend oder überspringend"[108], so klang hier nur flüchtig ein fremdartiger Ton an, der sogleich wieder verhallte. Die Skepsis, die von Zeit zu Zeit Heinrich von Sybel befiel und etwa in dem ironischen Vergleich seiner politischen Überlegungen mit dem Zeitvertreib eines Blessierten zum Ausdruck kam, „der sich im Sande Schlachtpläne zeichnet, und dann vom Winde verwehen läßt"[109], sie blieb Gustav Freytag vollkommen fremd. Nach seiner bleibenden Überzeugung ließ sich vielmehr der Gang der Ereignisse berechnen und lenken, da es ja zulässig war, „aus den Begebenheiten des Tages auf die Ereignisse der Zukunft zu schließen"[110]. Wer diese Methode anwandte, mußte nur bedenken, daß „die Schlüsse für die Zukunft einer verständigen Wahrscheinlichkeitsrechnung entsprechen"[111].

[102] Ebd. 1852, I. S. 8.
[103] Ebd. 1863, I. S. 116.
[104] Ebd. S. 120.
[105] Ebd. II. S. 515.
[106] Ebd. S. 472.
[107] Ebd. 1859, II. S. 368.
[108] Ebd. 1865, I. S. 8.
[109] Deutscher Liberalismus I. (1925), S. 78 v. 19. II. 1862.
[110] Grenzboten 1855, IV. S. 443.
[111] Ebd. 1868, I. S. 312.

Diese letzten Äußerungen spiegeln sehr genau die politische Grundstimmung der „Grenzboten" von 1848 bis 1870 wider und bezeichnen den Standpunkt, von dem aus die jeweils offizielle preußische Politik der Zeit kritisch untersucht werden konnte. — Es ergab sich nun ein eigentümlicher Sachverhalt, auf den nur kurz hingewiesen werden soll. Je weniger sich nach Freytags Ansicht eine solche Methode in der zeitgenössischen Politik nachweisen ließ, desto mehr glaubte er die militärischen Erfolge auf ihre Anwendung zurückführen zu dürfen. Sein Anteil an der nationalen Hochstimmung der Reichsgründungsjahre lag ja vornehmlich in der begeisterten Würdigung der kriegerischen Leistungen. Auf diese Weise konnte die bleibende Kritik an der politischen Führung ausgeglichen werden. Wenn er es sich angelegen sein ließ, seinen liberalen Lesern das Wesen der Moltkeschen Kriegführung zu erläutern, so wies er vor allem auf die „mit einer Sicherheit und Gründlichkeit" getroffenen Vorbereitungen hin, „welche seinen (Moltkes) Berechnungen einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben"[112]. Der militärische Entschluß werde gefaßt, „sobald die Elemente für eine Berechnung der Wahrscheinlichkeit gegeben seien"[113]. Unter dem Eindruck von Sedan pries er den Sieg als „die Folge eines einfachen Gedankens unserer Feldherren"[114]. Diese Äußerung enthält nicht nur den Niederschlag einer patriotischen Begeisterung, die sich den militärischen Führern zuwendet, sondern sie ist der konsequente Ausdruck einer älteren Ansicht. In den 50er Jahren hatte Freytag aus Anlaß der Auseinandersetzung mit einem kriegswissenschaftlichen Werke bereits argumentiert, daß „der entscheidende Erfolg bei einem methodischen Gefecht der Jetztzeit gewöhnlich das Ergebnis eines Kalküls des Feldherrn sei"[115]. Hier liegt der Schlüssel zum richtigen Verständnis jenes Problems, das nach 1866 die Beurteilung des militärischen Führers und vor allem des Generalstabs bildet. Der Kalkül, den Freytag in der politischen Publizistik für sich selbst anzustellen pflegt und den er bei den Politikern vermißt, erwies sich als eine selbstverständliche Voraussetzung erfolgreicher Kriegführung. Mit einer tiefen Abneigung gegen Bismarck im Herzen hat Freytag ein leuchtendes Bild des Feldherrn Moltke entworfen, „dessen Geist mit einer wundervollen Klarheit, Ruhe und Sicherheit die Heldentaten unseres Heeres vorgedacht habe"[116]. Er wollte ihn dem deutschen Volke aber bezeichnenderweise weniger als „großen", denn als „guten" Menschen einprägen: „ein treuer, selbstloser Diener seines Kriegsherrn, ein guter, un-

[112] Im Neuen Reich, 1871, II. S. 952.
[113] Ebd.
[114] Freytag, Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, 3. Aufl. 1889, S. 60.
[115] Grenzboten, 1855, II. S. 516.
[116] Im Neuen Reich, 1871, II. S. 946.

sträflicher Mann“[117]. Er habe jene Verbindung mit der „Volksseele“, die bei dem „anderen“, dessen Name in den Freytagschen Lebenserinnerungen nicht ein einziges Mal auftaucht, fehle. „Dem deutschen Volke aber ist dieser stille Denker der Schlachten ein ehrwürdiger Hausfreund geworden, zu dem es mit herzlichem Dank und festem Vertrauen hinschaut“[118]. Der Schlachtenlenker, dem überdies „disponierende Helfer“[119] im Generalstab planend zur Seite stehen, wird gegen den leidigen Genius ausgespielt, der selbständige Charaktere angeblich neben sich nicht ertragen kann. Es hängt mit Freytags tief eingewurzeltem Glauben zusammen, daß der Ablauf der Ereignisse mit Hilfe „einer verständigen Wahrscheinlichkeitsrechnung“ doch einigermaßen übersehbar sei, wenn er die Institution des Generalstabes nicht hoch genug rühmen konnte. Hier leistete gleichsam ein Kollektiv gebildeter Soldaten „stille Arbeit“ und berechnete die wahrscheinliche künftige Entwicklung. „Unsere Feldherrnkunst hat so planvoll, still, weise eingeleitet, daß die militärische Idee dieses Feldzuges für eine der großartigsten Erfindungen der Kriegswissenschaft gelten wird“[119a]. Die Kategorien, mit denen Freytag das geschichtliche Leben als einen Zusammenhang vernünftiger Begebenheiten begreifen wollte, schienen überraschend anwendbar auf den militärischen Bereich. So konnte auch — im Gegensatz zur Revolution — der Krieg, in dessen Verlauf die Feldherrnkunst „Hunderttausende durch gehäuften Tod zum wohlbedachten Ziele“[120] führt, leicht in seine Geschichtsvorstellung einbezogen werden. Es scheint nun, als spiegele Gustav Freytags zeitgenössisches Bild solche Züge wider, die in der Tat an der historischen Gestalt Moltkes charakteristisch sind. Wenn Rudolf Stadelmann, der uns in seinem letzten Werke eine vertiefte Kenntnis dieser Persönlichkeit vermittelt hat[121], „die fast mathematische Gewißheit des Sieges“[122] als dauernden Anspruch des Moltkeschen Denkens oder wenn er „das legendäre Umschaffen des Erfolges in die Bürgschaft eines unwiderstehlichen Plans“[123] als dessen Eigentümlichkeit nachweist, so wird durch die scharfsinnige Analyse des nachsinnenden Historikers, dem die Fülle der originalen Zeugnisse zur Verfügung steht, der Eindruck des Zeitgenossen vollauf bestätigt. Die Sympathie für die von Moltke beherrschte „Methodik“ des Krieges mag vielleicht die erstaunliche Beobachtung erklären, daß der Liberale Freytag, der 1848 „ein

[117] Ebd. S. 952.
[118] Ebd.
[119] Grenzboten 1866, III. S. 79.
[119a] Ebd. 1870, III. S. 315.
[120] Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, S. 60.
[121] *R. Stadelmann*, Moltke und der Staat, 1950.
[122] Ebd. S. 35.
[123] Ebd. S. 35.

nichtswürdiges und abgeschmacktes Sterben in großem Maßstabe“[124] beklagt und nach Maßgabe seiner Weltanschauung alles Heil von der „stillen“, „geräuschlosen“, „organischen“ oder „gesetzmäßigen“ Entwicklung erwartet und dieselbe vor den Zwischenfällen des „Unerhörten und ganz Irrationellen“[125] geschützt wissen möchte, von Zeit zu Zeit und besonders unter dem Eindruck politischer Krisen solche Vorschläge macht, die nichts weniger als einen großen Krieg bedeuten würden. Das historische und organische Denken mit starkem moralischen Einschlag bewahrte ihn durchaus nicht vor den Versuchungen einer Katastrophenpolitik, vor der er die verantwortlichen Politiker stets warnen zu müssen glaubte. Will man die Summe aus Freytags politischen Wunschbildern sowie aus seinen immer wieder erteilten Ratschlägen ziehen, so darf vielleicht abschließend gesagt werden: In der Verbindung Moltkes und eines Politikers von streng liberaler Schulung hätte sich von seinem Standpunkt jene ideale Situation — etwa die Krimkriegssituation — verwirklichen können, in welcher der jeweils notwendige Krieg mit „Energie“ und „Konsequenz“ bis zum wünschenswerten Resultate geführt worden wäre.

[124] Grenzboten 1849, I. S. 46.
[125] Ebd. 1863, IV. S. 442.

Wissenschaft und Kunst in der Politik Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks*

Von Karl Griewank

Theodor Mommsen hat in seiner Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. in der preußischen Akademie (22. März 1888) die Leistungen der Regierung des verstorbenen Monarchen für die deutsche Wissenschaft gebührend hervorgehoben: die Vervielfältigung der staatlichen Geldmittel für wissenschaftliche Aufgaben, den Ausbau der naturwissenschaftlichen Institute, astronomische und Polar-Expeditionen, Gradmessung und Astrophysik, die Betreuung der großen historisch-archäologischen Anstalten der deutschen Forschung durch das Deutsche Reich, die Ausgrabungen in Pergamon und Olympia. Der große Geschichtsforscher und Forschungsorganisator pries die ausgedehnte Fürsorge für wissenschaftliche Forschung als wesentliches Kennzeichen des preußisch-deutschen Regiments, das „diesen Teil seiner Aufgabe weiter, größer und nachhaltiger faßt als dies anderswo geschieht". Aber einen persönlichen Anteil des Kaisers glaubte er nur dort zu erkennen, wo sein militärisches Fachinteresse berührt wurde (Gradmessung), während der Monarch sonst im Geiste der Pflichterfüllung und im Streben nach einer „geweckten und geförderten Intelligenz" wesentlich nur dem Rate der Fachmänner gefolgt sei[1]. Ähnlich sah Mommsen den alten Herrn noch 10 Jahre später nach der Lektüre von Erich Marcks' grundlegender Biographie: Er sei ein einsichtiger, oft eigensinniger Offizier gewesen, schrieb der alte liberale Kämpfer, militärisch wie politisch nicht überwiegend beherrscht, aber gesichert durch mächtigere Persönlichkeiten . . ., „ein Fachmann trotz des seelenverderbenden Fürstengewerbes"[2]. Und so steht uns die Gestalt des Alten Kaisers noch heute vorzugsweise vor Augen als die des in der preußischen Tradition wurzelnden Soldaten, der schlicht und nüchtern die ihm gewiesenen Pflichten erfüllt, nicht ganz

* Dieser Aufsatz war Willy Andreas zum 60. Geburtstag als Teil einer ungedruckt gebliebenen Festschrift, „Staat und Geist im neueren Europa", gewidmet und darf jetzt noch umsomehr Aufmerksamkeit erhoffen, als die darin verwerteten Akten der früheren Reichsministerien z. T. unzugänglich geworden sind.

1 Der Inhalt der Rede in der Hauptsache bei *Harnack*, Geschichte der preußischen Akademie der Wissensch., einbänd. Ausg. S. 764 ff.

2 *Mommsens* Schreiben an *E. Marcks* in der Neuausgabe von dessen Biographie Wilhelms I. hg. v. *Karl Pagel* (9. Aufl. 1943), S. 380.

verschlossen für die unabweisbaren Forderungen des 19. Jahrhunderts, ein konstitutioneller Monarch, der doch vor allem die Regierungsgewalt der preußischen Krone ungeschmälert erhielt und ihr auch die entscheidende Verantwortung innerhalb des neuen deutschen Kaiserreiches bewahrte. Doch lehrt nähere Betrachtung immer wieder, daß die selbständigen Impulse auch außerhalb des militärischen Faches stärker und dauerhafter in ihm waren, als die oft sichtbare Bestimmbarkeit seines Handelns im einzelnen vermuten ließ. Auch ein von den großen politischen Entscheidungen scheinbar abgelegenes Gebiet wie die Einbeziehung wissenschaftlicher Aufgaben in den Staat vermag uns dies zu bestätigen und überhaupt reizvolle Einblicke in das Wirken der maßgebenden politischen Persönlichkeiten wie in die Struktur des deutschen Staatswesens des späteren 19. Jahrhunderts zu geben.

Wenn wir gewohnt sind, Wilhelm I. als nüchtern soldatische, ja „lederne" Spezialistennatur neben seinen reich veranlagten, in Wunschvorstellungen und Stimmungsausbrüchen hin- und hergerissenen älteren Bruder zu stellen, so hat er selbst die Stichworte hierzu gegeben. Aber Unterschiede des Charakters und der Interessenrichtung dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch Wilhelm zu der Generation deutscher Fürsten gehörte, deren Wesen durch das Erlebnis des Befreiungskrieges und durch die geistige Luft der deutschen Klassik (im weitesten Sinne des Wortes) geprägt wurde. Mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV., seinen mecklenburg-strelitzschen Oheimen Georg und Karl, mit dem etwas jüngeren Johann von Sachsen, dem mit Friedrich Wilhelm IV. eng befreundeten Dante-Übersetzer, einte ihn ein aus den Erlebnissen jener Zeit geschöpftes deutsches Nationalbewußtsein, ein konservativer Nationalgedanke, der zahlreiche Spielarten neben den von der Geschichtsschreibung besonders beachteten ständisch-romantischen Ideen aufwies. Alle die Genannten, und andere mit ihnen, wollten deutsche Fürsten sein, nicht nur in dem unbestimmten, traditionell-reichspatriotischen Sinne des 18. Jahrhunderts, sondern als Wahrer einer deutschen Wesens- und Geistesart, und der Kampf gegen Napoleon war ihnen nicht nur die Abwehr fremder Herrschaft von ihren Staaten, sondern auch der Neuanfang eines eigenständigen deutschen Lebens, zu dem die Wahrung ihrer fürstlichen Souveränität gehörte. Sie verneinten alle die Volkssouveränität französischer Prägung, wollten nichts wissen von selbständiger Volkserhebung und gerieten mit dem Liberalismus, der ihre Stellung durch eine auf bürgerlicher Rechtsgleichheit beruhende Volksvertretung einschränken wollte, fast alle in Konflikt; aber sie bejahten in ihrer Weise die Einigkeit Deutschlands, ihres „Vaterlandes" und waren durchweg nicht nur die partikularistischen und ideenlosen

Reaktionäre, als welche sie den Liberalen ihrer Tage oft erschienen. Sie wurzelten in der geistig-sittlichen Erhebung der deutschen Klassik und Romantik, und deren Nachklang können wir auch bei Wilhelm I., wenngleich vernüchtert und spezialisiert, immer wieder finden. Schon der Überschwang eines ethisch durchwärmten Gefühls, dem er sich als junger Mensch hingab, läßt die von Idealismus und Romantik erzeugte geistige Atmosphäre spüren[3]. Gemeinsam mit dem Bruder war dem Prinzen Wilhelm der Umgang mit den geistigen Leuchten des biedermeierischen Berlin vertraut geworden, und wenn er zeitlebens „gesellschaftliche Bildung" als Voraussetzung für den Offizier wenigstens im Frieden festhielt und es ablehnte, durch Beförderungen aus dem Mannschaftsstande „zwei Rassen von Offizieren" zuzulassen, so meinte er die vorwiegend humanistisch bestimmte Bildung, die durch die großen geistigen Bewegungen des Jahrhundertbeginns ihre Richtung erhalten hatte[4]. Sein gleichbleibendes Bestreben, Preußen an die Spitze Deutschlands zu bringen, dürfen wir nicht nur auf seinen starken preußischen Ehrgeiz zurückführen, sondern zugleich aus dem konservativen deutschen Nationalsinn ableiten, den die Ereignisse seiner Jugendzeit hervorgerufen hatten. Der Zusammenklang seines Strebens nach deutscher Führung mit seiner Anteilnahme an der Vollendung des Kölner Doms als eines Nationaldenkmals konnte in neueren Forschungen deutlich gemacht werden[5].

Die Verbindung des preußischen Prinzen und Soldaten mit der weimarischen Prinzessin Auguste, die unter den Augen Goethes aufgewachsen war, hat diese Einheit von politischem Führungsehrgeiz und kulturellem Nationalgefühl nicht erst geschaffen, aber zur Reife gebracht. Gewiß, die romantischen und liberalen Ausschläge des starken politischen Temperaments der Gattin blieben der sachlichen und konservativen Natur des Prinzen und späteren Monarchen fremd; aber oft genug, wo man an „Einflüsse" denken möchte, bewegten sich beide Gatten doch mehr, als die prosaische Außenseite des Mannes vermuten läßt, gemeinsam auf vertrautem und selbstverständlichem Grunde. Als der Prinz von Preußen als Militärgouverneur der Rheinprovinz in Opposition zu der dumpfen Berliner Reaktion der fünfziger Jahre, ihrem engen und machtfremden Doktrinarismus und muckerischen Polizeisystem trat, wurden ihm wie seiner Gattin Kunst und Altertum der Rheinlande mit ihren mittelalterlichen Reichserinnerungen lieb und vertraut. Mit ihr gemein-

[3] Vgl. hierzu besonders die aufschlußreichen Briefe Wilhelms in dem Buche „Jugendbekenntnisse des alten Kaisers" v. *Kurt Jagow* (Leipz. 1940).

[4] Vgl. hierzu den Briefwechsel mit Milde i. J. 1860 in Wilhelms Briefen an Politiker und Staatsmänner, hsg. v. *Johannes Schulze*, 2. Bd. S. 139 ff.

[5] Dies gilt auch, wenn man den Deutungen des Buches von *Karl Hampe*, Wilhelm I., Kaiserfrage und Kölner Dom (Stuttg. 1936) im Einzelnen nicht immer zu folgen vermag.

sam förderte er das Werk der Wiederherstellung des Kölner Doms seit seinem Beginn mit freudigen Zuwendungen, als ein christliches und deutsches Werk, wie es sein romantischer Bruder angefaßt hatte. Durch die Gattin und ihren Kreis, so mehrfach durch den Oberzeremonienmeister und späteren Oberhofmarschall Graf Stillfried, wurden ihm deutsche kulturelle Bestrebungen immer wieder nahegebracht, und er ging darauf ein, nicht in der mäzenatenhaften und vernunftbestimmten Art der Monarchen des 18. Jahrhunderts, sondern um im Stile seiner Generation die Geltung des preußischen Staates durch die geistigen Werte deutscher Kultur zu heben.

Eine Pflegestätte deutscher Kultur- und Geschichtsdenkmäler, die außerhalb der preußischen Grenzen frühzeitig seine Aufmerksamkeit anzog, war das Germanische Museum in Nürnberg. Dieses Museum war 1852 bei der Gründung des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine unter Kronprinz Johann von Sachsen aus der Taufe gehoben, gleichsam ein aristokratisches Gegenstück zu den bürgerlichen gesamtdeutschen Organisationen, in denen sich in den Reaktionsjahren nach dem Scheitern der politischen Einigung der nationale Einheitstrieb auslebte und deren Turner- und Sängerfeste der Prinz von Preußen wegen ihrer Mißachtung der monarchischen Initiative politisch durchaus mißbilligte. Ein begeisterter Kunstsammler aus oberfränkischem Freiherrngeschlecht, Hans von Aufsess, hatte in der alten Reichsstadt Nürnberg, deren spätmittelalterliches Stadtbild das nachromantische Empfinden des 19. Jahrhunderts so besonders anheimelte, das Museum zunächst als private Stiftung gegründet. Er setzte viel Mühe daran, es zu einer „deutschen Nationalanstalt" mit weitreichenden wissenschaftlichen Aufgaben zu machen. Er sprach dabei die Munifizenz deutscher Fürsten und Standesherren mehr noch als die bürgerlich-liberalen Interessen an; war ihnen doch die Gründung willkommenes Objekt einer staatlich ungefährlichen und ihren politischen Gesinnungen entsprechenden deutschen Kulturpflege. Der gewesene König Ludwig I. von Bayern, der in München privatisierte, wandte dem Unternehmen fortgesetzt zu, was seine Einkünfte ihm erlaubten; Friedrich Wilhelm IV. von Preußen empfahl seinem Kultusministerium nicht minder eine kräftige Förderung des Germanischen Museums. Ministerialbürokratie und Wissenschaft verhielten sich aber gerade in Preußen sehr kritisch. Leopold von Ranke, den der preußische König 1853 befragen ließ, äußerte sich zwar anerkennend für den „germanischen Eifer" und die Sammlungen von Aufsess, übte aber scharfe Kritik an seinen organisatorischen Plänen. Das beabsichtigte Gesamtrepertorium über das Quellenmaterial zur deutschen Geschichte, Literatur und Kunst bis 1650 bezeichnete er als wissenschaftlich sinnlos.

weil man nicht künftige Fragestellungen vorwegnehmen könne. Wie könne man wissen, wonach später gefragt würde? „Muß nicht jede Forschung, wenn sie zu etwas führen soll, wieder ihren eigenen lebendigen Antrieb haben? Die Schematisierung des Stoffes, wie sie Herr von Aufsess aufstellt, mag ihren Wert haben für allerhand Merkwürdigkeiten und Curiosa: für lebendiges Wissen ist sie tödlich." Es bestehe keine Gewähr eines festen Bestandes; alles sei „wohlgemeint, hochfliegend und unausführbar". „Als Sammler mag Herr von Aufsess alle Anerkennung und Aufmunterung verdienen: zum Gründer eines großen nationalen Unternehmens scheint er nicht geschaffen zu sein." So Ranke, der konservative Meister der deutschen Historiker, der Freund gerade dieser für deutsche Kultur begeisterten deutschen Fürstengeneration[6]. Das preußische Kultusministerium hatte schon aus partikularstaatlichen Gründen für die Pläne des fränkischen Kunstenthusiasten nichts übrig; statt einer Unterstützung derselben empfahl es 1854, lieber „die diesseitigen Zwecke derart, deren praktisch gegliederte Einrichtung ungleich sichrere Erfolge verspricht, zu bedenken[7]". Friedrich Wilhelm IV. beschränkte sich daher auf regelmäßige Beiträge für das Nürnberger Museum.

Wilhelm I. fühlte sich durch die Idee der Aufsess'schen Gründung nicht minder als sein Bruder angesprochen und hat sie sogar mit stärkerer Initiative gefördert. Schon als Prinzregent erklärte er 1860 zu einem Antrag der Museumsleitung, Hilfe aus Staatsmitteln sei dem Institut als einem deutschen Unternehmen nach dem Vorgange anderer Regierungen nicht füglich zu versagen, und als das preußische Kultusministerium auf Grund eines Gutachtens der Berliner Akademie die laufende Staatsunterstützung widerrief, verlangte er noch die Ansicht der Bayerischen Regierung einzuholen, da das Gutachten der preußischen Akademie im Gegensatz zu der Haltung der meisten deutschen Regierungen stehe[8]. Erst als ihm berichtet wurde, daß das bayerische Ministerium nach dem Urteile Heinrichs von Sybel, des hierfür maßgebenden Münchener Akademikers, sich nicht anders verhalte, ließ der König es bei dem vom Ministerium vorgeschlagenen Beiträgen aus dem königlichen Dispositionsfonds für die Publikation von Meisterwerken bewenden. Daneben wies er aber zunehmende Zahlungen aus seiner Privatschatulle wie der verstorbene Bruder an und befriedigte aus dieser auch gelegentlich Wünsche, die das Ministerium ausdrücklich abzulehnen emp-

[6] Ranke an den Kabinettsrat Illaire, 24. Aug. 1853, Preuß. Geh. Staatsarch. Rep. 89 H XI Deutsches Reich Nr. 1b.
[7] Immediatbericht des Ministers von Raumer 11. Mai 1854, ebenda.
[8] Notiz Illaires vom 21. März 1860, Bericht der Minister von Patow und v. Bethmann-Hollweg 27. Juni 1860, Kabinettsordre v. 10. Juli, ebenda.

fahl. 1861 stiftete er durch Vermittlung Stillfrieds ein Glasfenster für die zu den Museumsräumen gehörige ehemalige Karthause, das einige Jahre später in einem neuen, als „Wilhelmshalle" bezeichneten Raum angebracht wurde.

Die Ereignisse von 1866 gaben der Fürsorge des Königs neuen Auftrieb. Sie hatten das Museum durch den Fortfall staatlicher und standesherrlicher Zahlungen finanziell erheblich geschwächt, und der Freiherr von Aufsess wie der von ihm gewonnene neue Museumsleiter Essenwein sprachen nun das königliche Haupt des Norddeutschen Bundes als den berufenen Schutzherrn des Germanischen Museums in der „Zollernstadt Nürnberg" an; werde doch auch die Mailinie, so sagten sie, hoffentlich in einigen Jahren überwunden sein[9]. Am 7. Oktober 1867 besuchte König Wilhelm mit der Königin und dem Kronprinzen das Nürnberger Museum und ermutigte Aufsess, um eine nennenswerte Unterstützung beim Norddeutschen Bunde einzukommen, für die er „bei dem hohen Interesse, welches die von dem Germanischen Museum zu Nürnberg verfolgten Zwecke für jeden Deutschen darbieten", selbst energisch einzutreten gewillt war. Aufsess hätte ihm gern sogar ein förmliches Protektorat zugedacht. Hierzu kam es freilich nicht, da das Bayerische Ministerium jetzt, um das preußische Protektorat zu vermeiden, sich der Anstalt annahm und König Ludwig II. bestimmte, ein „landesherrliches Protektorat" zu übernehmen. Hatte doch der bayerische König Maximilian II. schon 1853 eine Unterstellung des Museums unter den Deutschen Bund aus der Gesinnung des mittelstaatlichen „Dritten Deutschlands" abgewiesen mit den Worten: „Eine bayerische, keine deutsche Nationalanstalt hat dieses Museum zu sein und zu bleiben[10]."

Zum ersten Mal erhob sich hier die Frage, ob die dauernde Unterstützung einer museal-wissenschaftlichen Anstalt Sache des neu gegründeten Norddeutschen Bundes sein könne, der verfassungsrechtlich die Kompetenzen für Kunst und Wissenschaft so gut wie die für das Schul- und Hochschulwesen den Einzelstaaten hatte belassen müssen. Das Bundeskanzleramt verhielt sich zunächst ablehnend. Nicht so sehr aus kompetenzrechtlichen Bedenken, als auf Grund der vom preußischen Kultusministerium immer vertretenen Kritik: das Nürnberger Institut besitze gar nicht die behauptete eminente nationale und wissenschaftliche Bedeutung[11]. Der König gab sich damit nicht zufrieden und verlangte eine

[9] Immediateingaben des Vorstandes und des Freiherrn von Aufsess vom 16. November 1867 und 11. Juni 1868, Akten des Reichsamts des Innern (Ehem. Reichsministerium des Innern).

[10] *Th. Hampe*, Das Germanische Nationalmuseum 1852—1902, Leipzig 1902, S. 44 und 90.

[11] Vom Reichskanzleramt gefert. Bericht Bismarcks an den König v. 3. Jan. 1868, Akten des ehem. Reichsmin. des Innern.

Vorlage an den Bundesrat, die freilich mangels kräftiger Vertretung ebenfalls ein negatives Ergebnis hatte[12]. Inzwischen faßte aber der Norddeutsche Reichstag eine fast einstimmige Entschließung für die Berücksichtigung des Museums im Bundeshaushalt; auch der bayerische Gesandte in Berlin trat dafür ein, und König Wilhelm berief sich auf das Votum des vom nationalen Liberalismus beherrschten Parlaments, als er dem Bundeskanzler noch einmal die ihn „lebhaft interessierende" Angelegenheit an das Herz legte[13]. Jetzt endlich nahm sie den von ihm gewünschten Verlauf. Die Preußische Regierung wurde im Bundesrat beauftragt, Leistungen und Bestrebungen des Germanischen Museums zu prüfen, und beschaffte ein Gutachten, das der Germanist Moritz Haupt als Sekretär der Berliner Akademie auf Grund örtlicher Besichtigung erstattete: Essenwein habe im Gegensatz zu den Maßlosigkeiten der früheren Absichten den Plan des Museums mit „Maß und Einsicht" gefaßt und das „in gedankenlosem Liebhabereifer unternommene Beginnen" der Inventarisation seit 5 Jahren aufgegeben; das Museum trete jetzt aus der landschaftlichen Beschränkung heraus und scheine einer festen und namhaften Unterstützung des preußischen Staates oder des Norddeutschen Bundes würdig zu sein[14]. Damit war das Eis gebrochen, und das Museum erschien 1870 im Bundeshaushalt und dann regelmäßig im Haushalt des neuen Deutschen Reiches.

Daß der preußisch-deutsche Monarch seine Stellung noch bestimmter und konsequenter einnahm, wenn es um Aufgaben ging, die seinem militärischen Fachbereich zugehörten oder nahelagen, kann nicht wundernehmen. Die Mitteleuropäische Gradmessung, die der preußische General Baeyer anregte und leitete, wurde in den sechziger Jahren auf Anordnung des Königs[15] durch die preußische Regierung ins Leben gerufen und bot mit ihren vom preußischen Staat getragenen ständigen Hilfsmitteln bald die Grundlage für eine Europäische, dann Internationale Erdmessung, eine „im Grunde deutsche Einrichtung unter internationaler Fassade", wie sie später mißtrauisch genannt wurde. Auch an der Vorbereitung und Durchführung der deutschen Nordpolar- und Afrikaunternehmungen nahm Kaiser Wilhelm persönlich regen Anteil, wie die Akten seines Kabinetts in manchen Einzelheiten erweisen; er förderte die

[12] Königl. Erlaß an den Bundeskanzler v. 27. Jan. 1868, ebda., vgl. dazu meine unten genannte Abhandlung S. 227.

[13] Erlaß an den Bundeskanzler v. 20. Juni 1668 mit eigenhänd. Zusätzen, Akten des ehem. Reichsmin. des Innern.

[14] Gutachten Haupts v. 19. Aug. 1868 an den preuß. Kultusminister von Mühler, Akten des Reichsmin. des Innern, dem Bundesrat mit Vorlage Nr. 83 v. 11. Nov. 1868 übermittelt.

[15] Die Grundlage war die Kgl. Kabinettsorder v. 20. Juni 1861; vgl. *Rolf Holmgren*, Internat. Erdmessung, Diss. Tübingen 1927, S. 13.

ersten Polarfahrten in Gemeinschaft mit anderen deutschen Fürsten aus seinen Dispositionsmitteln und empfing zurückkehrende deutsche Forschungsreisende gern mit verständnisvoller Anerkennung.

Gewährt uns das Verhalten des Königs und Kaisers zu solchen neuen gemeindeutschen Aufgaben einen Blick in die Regierungsweise des konstitutionellen Monarchen, der bei parlamentarischer Kontrolle doch mit Hilfe seines Ministeralbeamtentums durchaus selbst Herrscher sein wollte, so öffnet sich die ganze Problematik des Verhältnisses zwischen Preußen und Deutschland, zwischen Reichsgewalt und Einzelstaaten im preußisch-deutschen Reich, wenn wir der Tätigkeit seines großen Staatsmannes in Fragen der Kunst- und Wissenschaftspflege nachgehen. Ich habe an anderer Stelle zu zeigen versucht, wie die Ansätze deutscher Wissenschaftsorganisation im Zeitalter Bismarcks aus dem inneren Aufbau des von ihm geschaffenen Reiches und sogar aus den wechselnden Kombinationen seiner inneren Politik die Gestalt empfangen haben, die sie bis zum Ende des Kaiserreiches und darüber hinaus bewahrten[16]. Die Jahre von 1867 bis 1877 standen im Zeichen des tatkräftigen Ausbaus von Reichseinrichtungen; preußische Zentralbehörden suchte man auf das Reich zu übernehmen, neue Reichsorgane zu schaffen. Bismarck wollte die Institutionen des preußischen Staates mit den unmittelbaren Reichsbehörden in einheitlicher Führung zusammenfassen. Rudolf Delbrück baute in dieser Zeit das Bundeskanzler- und spätere Reichskanzleramt, dessen Präsident er seit 1867 war, in kurzem zu einem starken Reichsministerium aus; er benutzte seine Stellung als preußischer Stimmführer im Bundesrat, um die unmittelbare Reichsverwaltung in betonter Weise „vom preußischen Ministerium zu emanzipieren". Nach dem Ausscheiden Delbrücks im Jahre 1876 setzte der Reichsgründer dieser selbständigen und von der Preußischen Regierung „divergierenden" Entwicklung ein Ende. Wie weit sie auf ihn selbst, wie weit auf Delbrück zurückging, dessen „mächtiger Persönlichkeit" er sie später einseitig zuschrieb, ist noch nicht völlig geklärt. Bismarck suchte seitdem mehr die auf dem Unterbau einer starken Verwaltung ruhenden preußischen Fachministerien für die Wahrnehmung der Reichsaufgaben heranzuziehen, um sie am Abgleiten in preußischen Partikularismus zu verhindern und zugleich das Schwergewicht der inneren Politik in den Bundesrat zu verlegen. Die Wendung hing mit dem neuen konservativen Gesicht seiner Gesamtpolitik zusammen. Der Bundesrat, in den ersten Jahren oftmals von partikularistischen Bedenken der Mittel- und Kleinstaaten beherrscht, wurde dabei mehr

[16] In meiner Abhandlung: Aus den Anfängen gesamtdeutscher Wissenschaftspflege (Volkstum und Kulturpolitik, Köln 1932). Zur allgem. Behördengeschichte der Zeit vgl. vor allem *Hans Goldschmidt*, Das Reich und Preußen im Kampf um die Führung, Berlin 1931.

und mehr zu einer Stätte gemeinsamer sachlicher Arbeit im Dienste des Reiches, während im Reichstag, der im ersten Aufschwung der Reichsfreude unter Führung der Nationalliberalen und Freikonservativen sich viele unitarische Forderungen zu eigen gemacht hatte, das Erstarken der grundsätzlich föderalistischen Parteien mit dem Anwachsen der Linksopposition gegen Bismarck zusammenwirkte, um jede Ausdehnung der Reichsgewalt zu hemmen. So geschah es in der Kulturpflege wie auf anderen Gebieten des Staatslebens.

Die Zeichen der Gesamtpolitik bestimmten Maß und Form, in denen das Reich der Bismarckzeit deutsche Wissenschaft und Kunst bejahen, fördern und nutzbar machen konnte. Delbrück, der Organisator des preußischen Freihandelssystems, sah als liberal - nationaler Bürokrat eine wesentliche Aufgabe des neu geschaffenen Staatswesens darin, die gemeinsamen Interessen der Nation, so wie das liberale Bürgertum der Zeit sie sah, zu vertreten, Schrittmacher des technischen Fortschrittes und Garant deutscher Verkehrs- und Wirtschaftseinheit zu sein, wie sie seit Jahren in den gesamtdeutschen Organisationen der Techniker, der Kaufleute, der Ärzte und Naturforscher gewünscht wurden. Er schuf 1868 die Normaleichungskommission als erste wissenschaftliche Bundesbehörde für die Kontrolle des vom Norddeutschen Bunde angenommenen metrischen Maß- und Gewichtssystems unter der Leitung des Berliner Astronomen Wilhelm Förster und bewirkte nach dessen Vorschlägen eine wissenschaftliche Meterreform mit einem Zentralbüro in Paris, der Ursprungsstätte des Meters, aber unter internationaler wissenschaftlicher Kontrolle. Auf der diplomatischen Meterkonferenz in Paris, die dieses „deutsche Projekt" im Jahre 1875 durch den Metervertrag vom 20. Mai verwirklichte, setzte Bismarck auf Delbrücks Betreiben nicht nur den deutschen Botschafter in Paris, den späteren Reichskanzler Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, sondern auch seinen politischen Einfluß in St. Petersburg erfolgreich ein, um den Widerstand französischer und kleinstaatlicher Traditionalisten zu überwinden[17]. In den folgenden Jahren wurde durch das Reichskanzleramt eine Reihe weiterer zweckwissenschaftlicher Reichsanstalten begründet: 1872 die deutsche Seewarte und das Statistische Reichsamt, 1876 das Reichsgesundheitsamt. Delbrück nahm auch die Organisation und Unterstützung von wissenschaftlichen Institutionen, Museen und Publikationsplänen tatkräftig als Reichssache in die Hand, obwohl er anfangs anerkannte, daß dem Bunde als solchem die eigentliche Kompetenz für derartige Aufgaben fehle. Zuversichtlich

[17] Hierzu meine Darstellung a. a. O., S. 214—216; *W. Förster*, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst als Botschafter und der Pariser Metervertrag, Deutsche Revue Bd. 26 (1901).

erklärte er, wenn der Bund erkenne, daß ein großes nationales und wissenschaftliches Interesse sich an die Erhaltung und Ausbildung eines Instituts knüpfe, so werde er auch die Wege finden, seiner Fürsorge für nationale und ideale Zwecke wirksamen Ausdruck zu geben[18].

Bismarck war als Landwirt und Gutsherr mit der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Fortschritte für das praktische Leben wohl vertraut. Es lag ganz in seinem Sinne, daß das neue Reich gerade der angewandten Wissenschaft Stätten schuf und sich ihrer bediente. Insbesondere bei der Begründung und Entwicklung des Reichsgesundheitsamtes hat er immer wieder persönlich eingewirkt. Gegen den Widerspruch der Preußischen Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, in der Rudolf Virchow der beherrschende Kopf war, verfocht der Reichskanzler die Notwendigkeit, daß das Reich sich der damals nach Ausbau drängenden öffentlichen Gesundheitspflege annehmen müsse und hierfür ein eigenes wissenschaftlich-technisches Organ benötige, eine Reichszentralbehörde, deren weitere Entwicklung sich noch nicht absehen lasse. Infolge partikularistischer Bedenken im Bundesrat trat die erstrebte Behörde nur mit eingeschränktem Wirkungskreis als ein dem Reichskanzleramt unterstelltes beratendes Organ ins Leben[19]. Daß Bismarck selbst den Leiter der Anstalt bestimmte und hierfür nicht eine erste medizinische oder juristische Kapazität, sondern seinen langjährigen Hausarzt Heinrich Struck wählte, hat vielfach den Eindruck erweckt, als sei er hier allzu sehr nach persönlichen Neigungen verfahren, wie es in bösen Bemerkungen in der Presse und aus der Fortschrittspartei laut wurde[20]. Bismarck selbst sagte, als er Struck zur Übernahme des Amtes bewog, die beiden großen deutschen Mediziner, die damals für die Leitung der öffentlichen Gesundheitspflege in Betracht kamen, Virchow und Pettenkofer, seien dafür nicht zu gewinnen[21]. Die Akten erweisen, daß dies keine leere Ausrede war: er hat sich um die beiden Gelehrten wirklich bemüht. Er hat in einem Bericht an den Kaiser Virchow nach seinen wissenschaftlichen und praktischen Leistungen als die für die Leitung des Gesundheitsamtes geeignete Persönlichkeit bezeichnet und den Monarchen lediglich gebeten, zunächst angesichts der Bedenken, die aus der politischen Haltung Virchows hergeleitet werden könnten, seine Willensmeinung dazu zu äußern. Der Kaiser ließ ihm darauf bedeuten, er solle lieber eine „zum mindesten in annähernd gleichem Maße" geeignete

[18] Bundesratsvorlage Nr. 21 v. 7. März 1868 (betr. Germ. Museum in Nürnberg).
[19] Näheres in meiner Abhandlung a. a. O., S. 219 ff.
[20] Bismarck prozessierte deswegen gegen die Dresdner Nachrichten, vgl. sein Schreiben an Delbrück, 20. Dez. 1876, Ges. Werke Bd. 14, II, S. 878.
[21] *W. Gittermann*, Vom alten Struck, Die Grenzboten, 1903, S. 339 ff. Die Unterredung, von der Struck erzählt, muß im April 1876 stattgefunden haben.

Persönlichkeit melden, die nicht „das Bedenken einer prinzipiell widerstrebenden politischen Haltung" habe. Vielleicht hatte der Kanzler dies erwartet, denn er wußte, daß gerade der unentwegte Fortschrittsmann Virchow dem alten Herrn nicht genehm war; aber darum kann seine Anfrage doch kaum als Scheinmanöver abgetan werden, denn er hat keinen politischen Gebrauch davon gemacht. Bismarck trat auch an Pettenkofer heran, bei dem er durch den preußischen Gesandten in München vertraulich anfragen ließ; der aber lehnte als eingewurzelter Münchener unter Hinweis auf sein Alter und seine Verpflichtung gegen die Bayerische Regierung ab. Es wurde sogar noch ein Versuch bei dem zur Fortschrittspartei gehörigen, aber zur Regierung haltenden Abgeordneten Loewe-Kalbe gemacht, einem alten Achtundvierziger, der als Arzt und Politiker seit Jahren die hygieneorganisatorischen Forderungen im Reichstag vertreten hatte. Erst als auch dieser das Amt für sich ablehnte, schlug der Kanzler den Oberstabsarzt Struck vor, der zwar nicht den Ruf einer medizinischen Zelebrität wie die Vorgenannten in Anspruch nehmen könne, aber den praktischen und den wissenschaftlichen Anforderungen des Amtes nach seiner Überzeugung entsprechen werde[22].

Bismarck hat die Tätigkeit des Gesundheitsamtes weiter stoßweise antreibend und maßgebend verfolgt. Er nahm den in Verwaltungsfragen nicht gerade gewandten Struck gegen die Ministerialbürokratie in Schutz, wies ihm wissenschaftliche Aufgaben zu, veranlaßte die Einrichtung des ersten Laboratoriums und vertrat dieses selbst im Reichstag[23]; freilich ging es dabei um ihn persönlich sehr interessierende praktische Fragen, um die Bekömmlichkeit von Trinkwasser, Bier und Wein. Bismarck veranlaßte auch die Berufung von Robert Koch (1880)[24], der als Abteilungsleiter des Reichsgesundheitsamtes 1882 dem Kaiser persönlich über die ihm gelungene Entdeckung des Tuberkulosebazillus Vortrag halten durfte.

„Nach dem Vorgange des Reichsgesundheitsamtes" bestimmte der Reichsgründer noch ein Jahrzehnt später, als die unitarischen Verwaltungstendenzen längst verlassen waren, daß die Errichtung einer technischen Versuchsanstalt, wie sie Werner von Siemens damals angeregt und durch Stiftungen ermöglicht hatte, zur Kompetenz des Reiches gehöre[25]. Gegen die Kritik der meisten Reichstagsparteien, die nichts von kostspieliger Fürsorge des Staates für die Forschung wissen wollten, —

[22] Berichte Bismarcks (aus dem Reichskanzleramt) an Kaiser Wilhelm, 22. Febr. u. 26. April 1876; Kabinettschef Wilmowski an Bismarck 1. März 1876, Gh. St. Arch. Rep. 89 H XII Deutsches Reich 5. Die Bestallung Strucks erfolgte darauf am 28. April.

[23] In der Reichstagssitzung v. 14. März 1877, Ges. Werke Bd. XI, S. 509.

[24] Immediatbericht Bismarcks v. 25. März 1880, Gh. St. Arch. a. a. O.

[25] Graf Herbert Bismarck an Boetticher 30. Juli 1884, Akten d. Reichsmin. d. Inn.; dazu meine Darstellung a. a. O., S. 233 f.

gegen den Widerspruch Bayerns, das eine Berliner Zentralanstalt eifersüchtig ablehnte, gegen ältere Bedenken der preußischen Akademie und gegen den Vorschlag eines preußischen Staatsinstituts mit Reichszuschuß wurde demgemäß im Sinne Bismarcks 1887 die Physikalisch-Technische Reichsanstalt unter der Leitung von Helmholtz begründet, nach langem parlamentarischen Ringen, bei dem es schließlich dem geschäftigen Foerster gelang, die Hilfe des Kronprinzen für die Umstimmung der liberalen und den Feldmarschall Moltke für die Beeinflussung der konservativen Abgeordneten zu gewinnen[26].

Der reinen, nicht unmittelbar auf praktische Zwecke weisenden Wissenschaft brachte Bismarck nicht die gleiche Aufgeschlossenheit entgegen. Der ganz dem politischen Kampfe verschworene Staatsmann, der sich in den tragischen Konflikten Shakespearescher Dramen und der seelenvollen Leidenschaft Byronscher Gedichte und Beethovenscher Musik tief angesprochen fühlte und sich in Worten von unvergleichlicher Prägnanz und Bildkraft auszudrücken vermochte, besaß nicht die Anlage zu ruhiger Kontemplation, wie sie der General Moltke gelehrt und anschauungsfreudig an Natur und Kunst, Ländern und Völkern ausübte; ihm lag nicht die scheinbar interesselose Betrachtung, der das reiche Aufblühen der wissenschaftlichen Forschung auf empirischer und historischer Grundlage im Deutschland des 19. Jahrhunderts zu verdanken war. Die deutsche Bewegung des Jahrhundertbeginns hatte ihn nicht mehr so unmittelbar berührt wie den fast 20 Jahre älteren Kaiser; seine Werdejahre waren in die Zeit des beginnenden materiellen Aufstiegs in Deutschland, des nachromantischen Realismus und der politischen Parteiung gefallen, und aus der Zeit der Befreiungskriege war ihm zwar ein gewisses selbstverständliches deutsches Gefühl, aber nicht mehr der idealistisch-romantische Grund überkommen, auf dem er sich damals erhoben hatte. So stand er als der große Realist eigenen Wuchses dem christlich-germanischen Kreis seiner jüngeren Jahre wie dem kulturoptimistischen Liberalismus des ganzen Jahrhunderts gegenüber. Delbrück hatte als Student mit den Historikern Sybel, Waitz und Giesebrecht in Rankes Seminar gesessen und achtete, ein Beispiel des Bildungsbürgertums seiner Zeit, mit Selbstverständlichkeit natur- und geisteswissenschaftliche Arbeit als Selbstzweck, als Zeichen allgemeinen Fortschrittes; für Bismarck waren derartige Werte nur insoweit gültig, als sie seinem großen Lebenskreise voll zugehörten oder dienstbar wurden. Er lehnte es ab, einem Humanismus, in dem er ein Substrat blutloser Verstandeskultur witterte, akademische Bewunderung zu zollen. So würdigte er

[26] *W. Foerster*, Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen (Berlin 1911), S. 192 f.; dazu ein privates Schreiben Foersters an den Geh. Rat Weymann v. 12. Dez. 1886, Akten des Reichsmin. des Innern.

denn, anders als der Kaiser, Kunst und Wissenschaft nur so weit seines ernsteren Einsatzes, als sie seinem staatlichen Werke, der nationalen Wohlfahrt und der Volkskraft Deutschlands sichtlich zu Gute kamen oder Faktoren in seinem politischen Machtspiel wurden.

Es lag im Zuge der allgemeinen preußisch-deutschen Politik Bismarcks, wenn er als preußischer Ministerpräsident anfangs der sechziger Jahre die Reorganisation der Monumenta Germaniae historica durch den Deutschen Bund hintertrieb und den alternden Pertz, durch den das Unternehmen in Preußen verankert war, im Amte hielt[27], und wenn er einige Jahre später das von deutschen Altertumsfreunden begründete und getragene „Institut für archäologische Korrespondenz" in Rom gegen den Widerstand des preußischen Finanzministers in ein preußisches Staatsinstitut umwandeln ließ, um „durch einen ostensiblen Akt die Bedeutung zu konstatieren, welche die Regierung der Förderung des deutschen Lebens in Rom beilegt"[28]. Im Zuge der unitarischen Politik der siebziger Jahre überführte Bismarck dieses Institut, das spätere Deutsche Archäologische Institut, 1874 auf das neugegründete Reich, auf Anregung des bayerischen Gesandten in Rom, Graf Tauffkirchen, der die Einrichtungen der Anstalt auch den außerpreußischen Archäologen zugute kommen lassen wollte, mit Billigung des bayerischen Landtages und einer Reichstagsmehrheit sowie des preußischen Kultusministers Falk, die allesamt eine gute Dotierung und bauliche Ausgestaltung der vorbildlichen archäologischen Forschungsstätte als deutsche Ehrensache empfanden. Zehn Jahre später begrüßte Bismarck auch den von Sybel angeregten Versuch einer historischen Station in Rom, die der Erforschung der päpstlichen Politik in früheren Jahrhunderten dienen sollte, wenngleich er damals noch bezweifelte, daß der Vatikan seine Akten wirklich entgegenkommend öffnen werde. Als die Station 1888 als preußisches Institut gegründet war, erklärte er sich bereit, zur Stärkung und Sicherung des Instituts „vielleicht auf dem Wege der Fusion des Historischen und Archäologischen Instituts im Reichsbudget", weil der römische Gesandte von Schlözer auf die mit reichen Mitteln ausgestatteten römischen Unternehmungen Frankreichs und Österreichs hingewiesen hatte[29]. Aber ein rein der Erforschung der Vergangenheit gewidmeter Plan wie die Untersuchung des römischen Limes in Deutschland fand wenig Gegenliebe

[27] *H. Bresslau*, Geschichte der Monumenta Germaniae historica, Neues Arch. f. ältere Dtsche. Gesch.-Kde. Bd. 42, 1921, S. 415 ff. u. ä.

[28] Schreiben des Auswärt. Amtes (gez. v. Staatssekretär v. Thile) an den preuß. Kultusminister v. Mühler 27. April 1870, ehem. Reichsarchiv.

[29] Vermerke Bismarcks zu einem Schreiben des preuß. Kult. Min. v. 30. Sept. 1884 u. e. Bericht Schlözers v. 24. Aug. 1888, Pol. Arch. d. Ausw. A. Abt. IIIb Nr. 500; vgl. *W. Friedensburg* i. d. Abh. d. Preuß. Akad. d. W., Philos.-Hist. Klasse 1903, S. 35.

bei dem Kanzler und versackte nach jahrelangen Ressortverhandlungen, obwohl der Feldmarschall Moltke dem Vorhaben sehr geneigt war und Generalstabsoffiziere zur Verfügung stellte, um es vorzubereiten und durchzuführen. „Sommerreisen?" bemerkte Bismarck unfreundlich zu einem Mahnschreiben des Kriegsministeriums, das im Juli 1879 baldigen Arbeitsbeginn empfahl. Den Hinweis, daß die Aufgabe neben dem wissenschaftlichen ein hohes politisches Interesse in sich trage, versah er mit einem deutlichen Fragezeichen; die Heranziehung des kaiserlichen Dispositionsfonds zu diesem Zweck lehnte er ab[30]. Gewiß hat ihn auch die Urheberschaft Theodor Mommsens in Erinnerung an alte politische Gegnerschaft wenig günstig gestimmt. Bald nach Bismarcks Abgang konnte Mommsen für einen neuen Plan der Limesuntersuchung durch den Reichskanzler v. Caprivi die Hilfe des Reiches gewinnen.

Nicht minder kühl hat Bismarck sich verhalten, als Leopold von Ranke ihm 1871 seinen Plan einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache unterbreitete, an die Vorschläge anknüpfend, die er in den fünfziger Jahren dem König Maximilian von Bayern und später (1867) dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar gemacht hatte. Bezeichnend ist es schon, wie der Kanzler das ihm vorgelegte Dankschreiben an den Mann, den er selbst später einmal als „unsern größten Geschichtsforscher" anredete, für das zur Reichsgründung gerade vollendete Werk „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" abschwächte; er strich darin sowohl die Versicherung seines „lebhaften und eingehenden Interesses" wie die Behauptung, daß die musterhafte Kunst der Darstellung ihm einen „lange entbehrten Genuß verschafft" habe, versprach auch nicht „Überlegung und Besprechung", sondern nur „Erwägung" der Pläne[31], — anders als Kaiser Wilhelm, der Ranke, den Freund und Altersgenossen seines Bruders Friedrich Wilhelm IV., mit voll empfundenen Anerkennungsbriefen bedachte und nach dessen Mitteilung schon früher dem Akademieprojekt seinen Beifall gezollt, ja mit den Worten „warum gerade Weimar?" geradezu auf Berlin hingewiesen hatte[32]. Bismarck kannte Ranke aus häufigen Berührungen in der Berliner Hof- und Adelsgesellschaft und schätzte seine konservative Gesinnung, wohl auch seine politische Klugheit; aber seine Anerkennung für ihn — den „kleinen Ranke, den Professor" nennt er ihn einmal — scheint doch recht allgemeiner Art gewesen zu sein, auch wenn er amtlich die Herausgabe

[30] Bemerk. Bismarcks zu e. nicht vollzog. Berichtsentwurf v. März 1879, Akt. d. Reichsmin. d. Inn., betr. Erforsch. der röm. Grenzverteidigung.
[31] Schreiben Bismarcks an Ranke v. 12. Mai 1871, eigenhändig durchkorrigiert, Akt. d. Reichsmin. d. Inn. betr. Errichtung e. deutsch. Akad. f. Gesch. u. Sprache.
[32] Ranke in sein. Eingabe an Bismarck v. 6. Juni 1871, ebda., gedr. (ohne Datum) in *Rankes* Sämtl. Wk. Bd. 53/54, S. 696.

der Denkwürdigkeiten Hardenbergs verfolgte oder der fortschreitenden Weltgeschichte des greisen Historikers seine Teilnahme bezeugte[33]. Ohne daß er sich noch persönlich interessierte, brachte die Bürokratie des preußischen Kultusministeriums das „unreife" Projekt Rankes, das die vorhandenen Einzelorganisationen der geschichtlichen Wissenschaft umgeworfen hätte, zu Fall mit Hilfe der ihr näherstehenden Berliner Historiker Duncker und Droysen. Jener wies vor allem auf mögliche Kollisionen mit der Münchener Historischen Kommission hin, die von König Maximilian 1858 als Abschlag auf Rankes Akademieprojekt, wie dieser es auffaßte, begründet worden war; Droysen tat den Plan als unklar ab und regte an, lieber die preußische Akademie für Forschungen zur deutschen Geschichte zu verstärken[34].

Die verschiedene Wertung, die der rühmliche Aufbau der deutschen historisch-antiquarischen Forschung bei Kaiser und Kanzler fand, kam zu einem sehr bezeichnenden Austrag bei ihrer Auseinandersetzung über die Ausgrabungen von Olympia, die auf Betreiben Ernst Curtius' und des Kronprinzen, seines ehemaligen Schülers, von 1875—1880 im Zeichen der ersten allgemeinen Reichsfreude als Unternehmen des Reiches durchgeführt wurden[35]. Bismarck hatte vorher, 1868, von der Aufnahme preußischer Ausgrabungen in Olympia abgeraten, weil nach den Gesandtenberichten aus Athen die dortige Stimmung sie nicht ratsam erscheinen ließ; als der Kronprinz bei einem Besuch in Athen den griechischen König für ein gemeinsames Vorgehen nach den dortigen Landesgesetzen geneigt gefunden hatte, erklärte der Kanzler sich 1874 damit einverstanden, daß die Ausgrabungen auf Grund eines Staatsvertrages mit Griechenland durch das Reich ausgeführt wurden[36]. Doch ist eine persönliche Anteilnahme Bismarcks an dem Ausgrabungswerk zu keiner Zeit erkennbar. Die langwierigen Verhandlungen mit der griechischen Regierung leitete der Staatssekretär des Auswärtigen von Bülow, dessen „lebendige Teilnahme" Curtius rühmte. Während der alte Kaiser den Arbeiten

[33] Vgl. *Bismarck* Ges.-Werke Bd. 14, II, S. 593, 934, 969; Rankes Sämtl. Werke Bd. 53/54, S. 644.

[34] In den erwähnt. Akt. Eine schriftl. Antwort scheint danach nicht ert. w. zu sein.

[35] Der Verlauf d. Ausgrabungsgeschichte ist zunächst u. Benutz. v. Akten d. preuß. Kultusminist. i. d. Hauptzügen dargestellt v. *R. Weil*, Gesch. d. Ausgr., Ergebn. d. Ausgrab. v. Olympia Bd. 1 Berlin 1897. Aus d. Schriftw. d. J. 1880 hat *Theod. Wiegand* in den Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss. 1926 die wichtigst. Dokumente nach d. Akt. d. ehem. Reichsfinanzminist. (Reichsschatzamt I Titel XII Gener. 17) veröff. Dazu sind hier die Akt. a. d. Ausw. A. (Preuß. Geh. St. Arch. A. A. I, Rep. IV Gen. 310 Sept. 1853—Jan. 1874; seit 1874 im ehem. Reichsarch. u. gleich. Sign.) u. d. Kaiserl. Kab. (Preuß. Geh. St. Arch. Rep. 89 H IX Gen. 7) benutzt.

[36] Akten des Ausw. Amts, s. o.

in Olympia Jahr für Jahr aufmerksam folgte, hatten sie für Bismarck kein unmittelbares Interesse. Zu einer ihm vorgelegten Denkschrift des Olympiadirektoriums schreibt er 1878: „Wie kommt diese Sache in einen roten Kasten?" und zu einer telegraphischen Meldung aus Olympia über neue Funde: „Wozu darüber ein Telegramm?"[37]

Als 1880 eine letzte Jahresrate für die Ausgrabungen benötigt wurde, hatten gerade die großartigen Funde aus Pergamon Aufsehen in Berlin erregt. „Pergamon ist jetzt in aller Munde", schrieb Curtius, und der Kaiser ließ dem Grafen Hatzfeld, der die Überführung nach Berlin ermöglicht hatte, seinen „warmen Dank" ausdrücken für „so geschickte Negotiation".[38] Umsomehr war nun Bismarck unzufrieden über den mit Griechenland geschlossenen Olympiavertrag, der von den dortigen Funden nichts nach Deutschland gelangen ließ und durch die Vorenthaltung der zuerst erhofften Duplikate sogar nachträglich noch verschlechtert war. Der Kanzler weilte in Varzin, als ihm das Auswärtige Amt die vom Olympiadirektorium erbetene Abschlußbewilligung anempfahl, soweit nicht wider Erwarten aus den finanziellen Verhältnissen des Reiches unüberwindliche Bedenken herzuleiten wären. Bismarck bemerkte dazu: "Darin muß ich mich nach dem Votum des Schatzamtes richten", und da Scholz, damals Unterstaatssekretär im Reichsschatzamt, derartige Bedenken ausdrücklich verneint hatte, wurde die Vorlage auf nachträgliche Einstellung von 90 000 M. in den Etat dem zuständigen Bundestagsausschuß zugeleitet[39]. Aber schon bevor Bismarck die Nachricht hiervon erhielt, hatte er seinen ablehnenden Entschluß gefaßt und ihn an Scholz, seinen treuesten Helfer in der inneren Verwaltung, mitgeteilt. „Die Ausgrabungen in Olympia, auf Grund eines für Deutschland äußerst ungünstigen Vertrages, lediglich im Interesse der Wissenschaft unternommen, sind genügend weit vorgeschritten, um eine allseitige wissenschaftliche Beurteilung des Wertes der Resultate zu gestatten". Wenn es im Interesse der Wissenschaft liegend erscheine, werde zur Weiterführung der Ausgrabungen sich gewiß ein anderes, vielleicht reicheres Staatswesen bewogen fühlen. Sogleich ließ Scholz die Vorlage aus dem Bundesratsausschuß zurückziehen[40].

[37] Es wurde darauf veranlaßt, daß die Telegramme künftig unmittelbar dem Mitglied des Olympiadirektoriums im Ausw. Amt zugeleit. wurden (März 1878).

[38] *Ernst Curtius*, Ein Lebensbild in Briefen S. 653 (30. Dez. 1879); kgl. Marginalbefehl zum Bericht d. Ausw. Amts v. 21. Sept. 1879, Kab. Akt.

[39] Ausw. Amt an Holstein 15. Jan. 1880 mit Bleistiftverm. Bismarcks u. 19. Jan., Reichsarch.; an Reichsschatzamt 11. Jan. m. Vermerk v. Scholz Hand, Reichsfinanzministerium.

[40] Bismarck an Scholz 19. Jan., *Wiegand* a. a. O.; Scholz an Bismarck 23. Jan., Reichsfin. Min.

Die Entscheidung schien endgültig. Tief enttäuscht sah Curtius den Abbruch des froh begonnenen Werkes kommen. „Ich tue natürlich, was möglich ist" schrieb er. Er hoffte noch auf glückliche Funde, die dem großen Publikum Eindruck machen würden[41]. Aber ein Einwirkungsversuch des Kronprinzen, den er erwähnt, blieb ergebnislos, und von den Räten konnte keiner wagen, an der unzweideutigen Willensmeinung aus Varzin zu rütteln. Den Kaiser selbst wollte Curtius nicht bemühen. Da wurde durch Vertrauensleute des Kronprinzen und der Kaiserin, nach Angabe des Kaisers durch den Erbprinzen von Meiningen, nach Curtius' Meinung durch den Grafen Stillfried, die Verbindung zwischen den entdeckungsfrohen Altertumsfreunden und dem 83jährigen Monarchen hergestellt, „und nun", so schreibt Curtius, „redeten S. M. mich darauf an und traten mit solcher Wärme für die Sache ein, daß ich an diesem hochsinnigen und gnädigen Interesse aufs tiefste gerührt sein mußte"; er zweifele jetzt nicht am Erfolg, „umsomehr, da die betreffenden Äußerungen vor einem Kreise anwesender Gäste vernommen worden sind".[42] Mit der ganzen ihm eigenen Wärme und Zähigkeit nahm der alte Herr sich der Sache an, und es setzte ein wahres Ringen zwischen ihm und dem hartwilligen Kanzler ein, das in fleißigen Niederschriften von beiden Seiten seinen uns noch sichtbaren Niederschlag gefunden hat[43]. Der Kaiser ersucht den Kabinettschef eigenhändig um ein Kabinettsschreiben an Bismarck und schreibt zugleich diesem selbst: Bismarck versieht jenes mit zweifelnden Bemerkungen: „Wo liegt die Vollendung?" und fertigt sofort einen Bericht für den Kaiser, korrigiert ihn und arbeitet ihn zum zweitenmal persönlich um in dem Streben nach größter Präzision des Ausdrucks[44]. Ein zweiter ausführlicherer Bericht wird auftragsgemäß von Scholz entworfen, in dem der Kanzler sich schließlich bereit erklärt, dem Vorschlage des Kaisers folgend, eine Anweisung auf den Dispositionsfonds entgegenzuzeichnen, aber nur, wenn ein bestimmter Befehl ihn dafür rechtfertigen werde, „wenn ich mit meiner Überzeugung in Widerspruch trete", wie seine eigenen, in den Entwurf hineingesetzten Worte lauten[45]. Und der Kaiser hat inzwischen seine Meinung in Randvermerken zu Bismarcks erstem Bericht nieder-

[41] Curtius a. a. O., S. 655 (2. Febr. 1880).
[42] Curtius an Wilmowski 9. Febr. 1880, Kabin. Akt.
[43] Das Handschreiben bei *Wiegand* a. a. O., S. 15; Orig. Ausfert. beider Schreiben (v. 11. Febr.) im ehem. Reichsarchiv.
[44] Vom 12. Febr. 1. Konzept Akten A. A., 2. Konzept ehem. Rfinanzmin.. Die entscheidenden Sätze bei *Wiegand*, a. a. O., S. 16.
[45] 24. Februar (*Wiegand* a. a. O., S. 16) 1. Konzept mit Korrekt. Bismarcks, die die Ablehnungsgründe verstärken, u. Zusätzen von Scholz, ehem. Reichsfinanzmin.; 2. Konzept Ausw. Amt. — Die Ausfertig. beider Berichte mit d. Marginal. des Kaisers in den Kab.-Akten.

gelegt, die er selbst „aufgeregt" und „ziemlich ernst" nannte und seinem Kabinettschef nur zur Verwertung für ein amtliches Schreiben übersandte[46]. Er nimmt darin in bezeichnender Weise das mit Reichsmitteln geförderte Werk als Ruhmestitel für Preußen in Anspruch. Wenn Bismarck erklärte, die bisherige Ausbeute der Ausgrabungen entspreche in ihrem Werte wohl nicht den Aufwendungen, so schreibt der Kaiser dazu:

> Dieser Ansicht kann ich nicht beitreten, da ich die Erwerbung der Abgüsse des Gefundenen für einen Besitz halte, der, zusammen mit dem Ruhme, daß Preußen es ist, welches dieses geschichtliche und kunsthistorische Ereignis ausführte, für vollkommen der darauf verwendeten Mittel für würdig erkläre.

Und wenn der Kanzler mögliche Schwierigkeiten im Reichstag andeutet, so bemerkt der alte Herr wohlgemut:

> Wenn dem Reichstag gezeigt wird, was zur Vervollständigung des bereits Erreichten noch zu geschehen hat, so wird er wohl soviel Einsicht und Patriotismus haben, die benötigte Summe zu bewilligen.

Zusammenfassend schreibt er unter den Bericht:

> Bei dem großen und gerechtfertigten Interesse, welches ich vom ersten Augenblick an diesem für Kunst und Wissenschaft eminent wichtigen Unternehmen gewidmet habe, hätte ich gewünscht, vorher in Kenntnis gesetzt zu werden, daß die Mittel zu demselben ihr Ende erreicht hätten, weil ich dann unbedingt die Verlängerung dieser Mittel befohlen haben würde, um ein so wichtiges Unternehmen nicht ins Stocken geraten zu sehen. Ich habe durch einen Zufall von der Streichung der Mittel vom Erbprinz v. Meiningen Kenntnis erhalten und dann durch Professor Curtius auf Befragen die Bestätigung vernommen.
>
> Die Argumente, welche dies vorliegende Schreiben zur Nichtfortführung dieses Unternehmens aufgeführt werden (sic!), vermag ich nicht anzuerkennen. Die Funde in Olympia bloß nach den darauf verwendeten Mitteln zu beurteilen, kann ich nicht billigen. Die zu Tage (kommenden) Kunstschätze sind von solcher Bedeutung für die Geschichte der alten Welt als für die Kunst selbst, daß andere Staaten sich glücklich schätzen würden, das Doppelte des Geldes für deren Besitz aufzuwenden. Daß wir nur die Abgüsse besitzen, kann doch unmöglich getadelt werden, da ich glaube, daß jeder Staat, u. vor allem wir, wenn uns durch das Ausland eine solche Ausbeute bei uns in Aussicht gestellt würde, wir dies auch nur unter der Bedingung täten, die Funde selbst behalten u. nur Copien davon dem Unternehmen gestatten würden. . . . Daß die Pergamische Ausgrabung erhoben werde unter Zurücksetzung der Olympischen, kann ich nicht anerkennen. Ein jeder von uns wird bei Erzählung der Olympischen Spiele in unserer Jugend sich erinnern. mit welchem Interesse, ja Entzücken man sich dieselben imprimierte. Und nun wir bloß nach den überkommenen Schrift-

[46] An Wilmowski 26. Febr., Kab. Akten.

> stellern die ganze Stätte dieser großen Vergangenheit in ihren Resten vor Augen haben, sollten wir aus bloßen Geldpunkten ein so großes und kaum zur Hälfte vollendetes Unternehmen nicht zu Ende führen?! Das wäre Preußens unwürdig!

Auch zu dem zweiten Bericht des Reichskanzlers, der nähere Angaben über den Stand des Dispositionsfonds enthielt, sparte der Kaiser nicht mit tadelnden Bemerkungen. Wir lesen: „Das verrät wenigstens kein Interesse für Geschichte und Kunst", und wenn Bismarck die Befürchtung noch längerer Arbeitsdauer daraus ableitete, daß die Ausgräber selbst noch wichtigere Entdeckungen für möglich hielten, so setzte der Kaiser freundlich bestätigend dazu: „Gewiß, so ist es jetzt, nach den letzten Funden, d. h. Stücke der Nike, Kopf des Augustus und des mächtigen Altars". Zum Schluß schreibt der Kaiser mit Tinte unter den Bericht:

> Da ich allen hier aufgestellten Argumenten für die Nichtzahlung nicht beitreten kann, so will ich die Summe von 80 000 M. auf die Ersparnisse des Dispositionsfonds anweisen, so daß 309 400 M. erspart bleiben. W. 26/2/80.

Bismarck erhielt nur eine Kabinettsordre mit der Mitteilung dieser kaiserlichen Absicht. Er ist der Anordnung nachgekommen, machte aber seinen Widerspruch noch einmal durch ein besonderes Schreiben aktenkundig. Der Kaiser, der seine tadelnden Bemerkungen schonsam nicht an den Kanzler hatte weitergehen lassen, ließ es sich nicht nehmen, die Meinungsverschiedenheit noch durch ein freundliches Wort abzuschließen: er habe nicht umhingekonnt, „80 000 Mk. zu einem so eminent historischen Kunstwerk anzuweisen".[47]

Verschiedene Umstände haben der Abneigung Bismarcks gegen das Olympiaunternehmen Nahrung gegeben. Sein praktisch-politisches Urteil erwartete von der uneigennützigen Forschungsarbeit, die wenig sichtbaren Gewinn brachte, für die Dauer auch keinen außerpolitischen Ertrag, und es hat sein Wohlwollen gewiß nicht befördert, daß gerade die Hofkreise dafür tätig waren, die er als seine politischen Gegner ansah: der Kronprinz, dessen Anregungen er immer am liebsten beiseite schob, und die Leute der Kaiserin, vor allem gerade jener Graf Stillfried, auf dessen betont unhöfliches Benehmen er sein häufiges Fernbleiben von den Hoffesten der Kaiserin zurückführte[48]. Dahinter aber lassen sich tiefere Gegensätzlichkeiten spüren. Die zur Ganzheit drängende idealistisch-romantische Bewegung des Jahrhundertbeginns war in Wilhelm I. noch in ihrem Abglanz wirksam; der Liberalismus des 19. Jahrhunderts, dem der Kronprinz und die Seinen zugehörten, hatte die Ideen mehr und mehr aus der Totalität des Lebens gelöst und sich gewöhnt, in ihrem

[47] Vermerk v. 5. März zu Bismarcks Schreiben v. 4. März 1880, *Wiegand* a. a. O., S. 18.

[48] Vgl. *v. Kardorff*, Wilhelm v. Kardorff (Berlin 1936), S. 111.

Lichte Staat und Volk gleichsam von außen anzusehen. Der große Kanzler ging wie auf einem schmalen Grat: hinter ihm lag der durch den Strom des modernen Lebens schon überspülte romantische Idealismus, neben ihm auf der einen Seite der enge preußisch-staatliche Traditionalismus, über den er sein Werk hinausgeführt hatte, auf der anderen Liberalismus und Demokratie, denen beim Aufbau des Reiches manche Konzessionen gemacht waren, die aber mit Individualrechten und Majoritäten die preußisch-deutschen Eigentümlichkeiten, die autoritäre Monarchie und den wehrhaften Staat, wie er sie sah, zu schwächen drohten. Indem Bismarck das Reich von 1870 als „Staat" weitgehend über den Parteien begründete und zu erhalten wünschte und dabei immer wieder in Gegensatz zu den meisten von ihnen geriet, mußte er verzichten auf Möglichkeiten einer totalen deutschen Lebensgestaltung, und indem er von dem Staate, gelegentlich hart und eng, manches fernzuhalten suchte, was ihm wie eine Konzession an staatsfremde, liberale Geistigkeit erschien, brachte er eindeutiger als der alte Kaiser und gewiß schärfer, als dies im einzelnen Fall notwendig gewesen wäre, die Grenzen zum Ausdruck, die seiner Staatsschöpfung gezogen waren.

Der preußisch-deutsche Staat hat in den folgenden Jahrzehnten, vor allem durch die preußischen Behörden, gerade den Wissenschaftsaufgaben immer reichere Förderung zugewandt und auf diesem Wege zu erfüllen getrachtet, was Ranke 1871 in seinem Schreiben an Bismarck den Fürsten des Hauses Brandenburg als eigentümlichen Beruf zuerkannt hatte: „Die Macht mit der fortschreitenden Kultur in Einklang zu bringen." Aber die fleißige spezialisierte Arbeit der empiristischen und historistischen Wissenschaft des späten 19. Jahrhunderts war für sich allein nicht mehr ausreichend, um eine volle und glückliche Synthese von Macht und Geist, von Staat und Kultur herzustellen. Vielleicht hat der Reichsgründer dies schärfer und einseitiger empfunden als andere: Weder die konservative deutsche Kulturpflege, wie der alte Kaiser sie liebte, noch die abstrakte und subjektivistische Kulturfreudigkeit der Liberalen schien ihm für seine Staatsschöpfung politisch belangvoll zu sein. Daß jene Synthese in vollem Sinne dieser Epoche deutscher Geschichte, so große Leistungen sie auch aufzuweisen hatte, versagt bleiben sollte, wird auch bei den hier betrachteten Ereignissen staatlicher Kulturpolitik, die geringfügig im Gesamtstrom der Geschichte erscheinen mögen, deutlich geworden sein.

Deutsche Münzmeister und Medailleure in Spanien unter Philipp II.

von Hermann J. Hüffer

Die Zeiten, in denen Karl V. das spanische Weltreich und das Römisch-Deutsche Kaiserreich gemeinsam regierte, brachten, wie ich an anderer Stelle aufzuzeigen versucht habe[1], eine Fülle gegenseitiger politischer, künstlerischer und wirtschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern. Sie führten Männer von der weltweiten Bedeutung der Fugger und Welser ins spanische Reich und dehnten sich unter seinem viel verkannten, heute aber immer mehr gewürdigten Sohn Philipp II. auf viele Zweige gegenseitiger Betätigung aus. Neben den allgemein bekannten Namen deutscher Künstler und Kaufleute in Spanien möchte ich heute einer stattlichen Gruppe bescheidener deutscher Landsleute gedenken, die nicht in weit sichtbarer Stellung in Spanien wirkten, aber doch auf dem Gebiet des Münzwesens ihren Teil dazu beitrugen, deutsche und spanische Wirtschaft und Kunst einander näherzubringen und eine in ihrem Fach umwälzende deutsche Erfindung zu verbreiten.

Es handelt sich vorzugsweise um jenen von Philipp II. nach Segovia und anscheinend z. T. auch an den Escorial geholten Kreis deutscher Münzer und Goldschmiede, die heute auch in Deutschland fast vergessen sind[2]; ich konnte ihnen bei meinen letzten Spanienreisen etwas nachgehen. Bereits *J. Babelon* hat in seiner Arbeit über Jacopo da Trezzo auf die Tätigkeit einer Reihe dieser Deutschen an Hand von Urkunden und Dokumenten im Kronarchiv von Simancas kurz hingewiesen[3] und zugleich des Aufsatzes des bekannten spanischen Numismatikers *D. Casto M. del Rivero:* El ingenio de la Moneda de Segovia[4] gedacht. So nennt er als

---

[1] Vgl. *H. J. Hüffer,* Aus 1200 Jahren deutsch-spanischer Beziehungen, Romanistisches Jahrbuch, Hamburg, 1950, S. 85—123, und Revista de Estudios Políticos 56, Madrid, 1951, S. 43—75.

[2] Auf dem Numismatikerkongreß München 1950 hatte ich bereits auf ihn und seine Gefährten aufmerksam gemacht, ohne jedoch dort nähere Nachrichten erhalten zu können. Ebenso blieben die freundlichen Bemühungen des Direktors der Zentralbibliothek in Barcelona, Prof. *Mateu y Llopis,* im wesentlichen ohne Erfolg. Frau *Klara Rumbucher,* München, hat in ihren kenntnisreichen Reisebüchern über Spanien auf einige dieser deutschen Künstler und Techniker mit ihren hispanisierten Namen hingewiesen. Wertvolle Anregungen erhielt ich von Herrn *Dr. Grotemeyer* von der Staatl. Münzsammlung in München.

[3] Jean *Babelon,* Jacopo da Trezzo et la Construction de L'Escurial. Essai sur les Arts et la Cour de Philipp II. 1519—89, Paris-Bordeaux 1922; derselbe: A propos de la Monnaie de Ségovie, Bulletin hispanique, 1921.

[4] Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos, Madrid 1919.

in Spanien tätig Martin Fagel, Wolfo, Mathias Smincer, Jorge Grayft, Jacobo Sauroban, Balthasar Illepult, Pedro Hartepegue, Joachim Linguel, Hans Liserburgher und Rrabian Holchar. Wir hören, daß diese Personen, deren Namen so weitgehend hispanisiert sind, daß man die tatsächlichen Persönlichkeiten nur mit großen Schwierigkeiten feststellen kann, sich vor allem um die Münzstätte von Segovia und die von Babelon als die Erfindung eines Spaniers Miguel de la Cerda bezeichnete neue Prägemaschine (Tijera genannt) gruppieren. Allerdings erwähnt Babelon in Segovia[5] auch neue Prägemaschinen, die von deutschen Ingenieuren konstruiert und von deutschen Technikern bedient würden (zu 1585)[6]. Wie Babelon schon richtig sah, war der kaiserliche Gesandte in Madrid, *Freiherr von Khevenhüller*[7], der 1585 und 1586 die neue Münze in Segovia inspizierte, mit der Leitung dieser Prägeangelegenheiten stark befaßt.

Wie ist nun tatsächlich das Auftauchen zahlreicher deutscher Münzmeister und Techniker in Spanien zu erklären, um welche Personen handelte es sich wirklich, und woher stammten die Maschinen? Meine Nachforschungen in der Bundessammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen in Wien[8] und besonders dem Tiroler Landesarchiv in Innsbruck haben an Hand bisher fast ganz unveröffentlichten Materials ergeben, daß sich die Anwesenheit und Tätigkeit der deutschen Münzer und Medailleure in Spanien um ein in der deutschen und spanischen Münzgeschichte bedeutendes Ereignis kristallisieren. Unter der Abteilung „Münzsachen" des Landesregierungsarchivs für Tirol ist eine Position „Spanisches Münzwerk" 1581—1592, die 142 Folio-Blätter umfaßt, vorhanden. Darunter befinden sich:

1. ein „Inventarium des ganzen und doppelten Kunst- und Münzwerkzeugs so Erzherzog Ferdinand von Österreich für die königliche Majestät zu Hispanien etc. 1584",
2. ein Schreiben Erzherzogs Ferdinand an den spanischen König vom 21. September 1584,
3. das Eidesgelöbnis des spanischen Münzoffiziers,
4. Konzept des Schreibens von Erzherzog Ferdinand an den kaiserlichen Gesandten in Madrid, Freiherrn H. von Khevenhüller,
5. verschiedene andere Schreiben vom 21. September 1584[9].

---

[5] *Babelon,* Jacopo da Trezzo l. c. S. 91 f.

[6] Ibid. S. 64 f.

[7] Fr. J. de *Sigüenza,* Historia de la orden de San Gerónimo, Madrid 1605, der an Hand des Besuches von Philipp II. in der neuen Münze von Segovia die „Erfindung des Erzherzogs von Österreich" besichtigte und die hydraulische Münzpresse genau beschrieb; s. auch Babelon, l. c. S. 67 f.

[8] Ich danke besonders Hrn. Dozenten Dr. E. *Holzmair* für seine Auskünfte.

[9] Die Schrift der Dokumente und Konzepte (bei letzteren Korrektureinschaltungen der dort namentlich unterschriebenen Tiroler Kanzleibeamten Ettenhardt, Starckh und Faustner) ist die z. T. schwer lesbare gotische Geschäftsschrift oder Kursive, wie sie in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemein üblich war.

Bereits 1550 hatte sich der französische König *Heinrich II.* durch seinen Botschafter bei *Karl* V., *Charles de Marillac*, über die Erfindung einer neuartigen Prägemaschine in Augsburg[10] unterrichten lassen und tatsächlich 1553 die von Augsburg gekommenen Maschinen in der berühmten Monnaie *du Moulin* in Paris zum ersten Mal in Anwendung genommen. Auch *Ferdinand I.* war schon 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg in Verhandlungen mit *Kaspar Seller* wegen Einführung der Walzenprägung in Hall eingetreten. Trotz einer Probeprägung kam es damals aber zu keinem Abschluß.

Auch der spätere Versuch Kaiser *Ferdinands I.*, durch den Züricher *Rudolf von Rordorff* in Mühlau bei Innsbruck die so vorteilhafte Walzenprägung an Stelle der bisherigen Hammerprägung einzuführen, glückte nicht. Erst unter Kaiser *Maximilian II.* konnte durch „Münzkünstler" *Johann Vogler* — gleichfalls aus Zürich — in Zusammenarbeit mit *R. von Rordorff* zunächst in Mühlau bei Innsbruck das neue Münzkunstwerk in Betrieb genommen und dann um 1568 endgültig nach Hall im Inntal übertragen werden, wo es sich außerordentlich gut bewährte und größtes Aufsehen erregte[11]. Trotzdem aber sollten noch Jahrzehnte vergehen, bevor das neue Münzprägeverfahren durch Walzwerke auch in den übrigen österreichischen und Reichsmünzstätten eingeführt werden konnte.

Ehe nun die neue Münzprägung sich in Österreich usw. durchsetzen konnte, erfolgte ihre Einführung in Spanien! Auf die Nachricht von den großen Erfolgen des neuen Verfahrens ersuchte König *Philipp II.* seinen Vetter Erzherzog *Ferdinand von Tirol* um die Überlassung von 2 Prägewerken dieses neuen Typs. Der Haller Münzverwalter *Bertorf* (seit 1577, vorher dort Münzwardein) fertigte darauf die neuen, 81 Zentner schweren Münzmaschinen an, die „zu Hall mit bystem Fleis gemacht auch allbereit probiert worden". Mit einem sehr ausführlichen Schreiben vom 21. September 1584[12] benachrichtigt Erzherzog *Ferdinand* den kaiserlichen Gesandten in Madrid, Freiherrn Hanns von *Kheven-*

[10] s. P. de *Vaissiére*, La Découverte faite à Augsbourg des instruments de monnayage moderne, 1892.

[11] Bei Abschluß meiner Arbeiten wurde ich dank Hrn. Dr. *Grotemeyer*-München aufmerksam auf die eingehende, in der Numismatischen Zeitschrift 17, Wien 1885, S. 167—416, erschienene Arbeit von Joh. *Newald*, Das österreichische Münzwesen unter den Kaisern Maximilian II., Rudolph II. und Mathias, die S. 179 ff. die Einführung der Walzenprägung zu Hall behandelt.

[12] Dessen Verbleib in der Wiener Bundessammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen lt. Schr. v. 10. 3. 51 nicht mehr ermittelt werden konnte, das sich lt. Newald l. c. S. 183 damals (1885) in der Urkundensammlung von M. Donebauer in Prag befand und inhaltlich offensichtlich identisch ist mit dem mir in Leica-Negativen vorliegenden Entwurf der oben erwähnten Abtl. Münzsachen, Position „Spanisches Münzwerk", des Tiroler Landesregierungsarchivs. Die Auszüge Newalds von diesem Schreiben decken sich allerdings in Einzelheiten nicht genau mit der von mir nach dem Mikrofilm hergestellten Abschrift.

hüller[13], der zugleich offensichtlich auch s e i n Vertreter bei König *Philipp II.* war, von dem ganzen Vorgang. Danach werden die Maschinen nebst einem genaueren Inventarium, einem Schreiben an *Philipp II.*, den in seinem Namen den nach Spanien mitgehenden deutschen „Münzoffizieren" und Technikern abgenommenen eidlichen Verpflichtungen, und einem Verzeichnis der Rechte an Gehalt und Verpflegung dieser Personen dem an der Spitze der für Spanien bestimmten Delegation stehenden *Gregor Gerl(ing) von Halbenstein* übergeben. Gerl ist der bei Babelon[14] als Angestellter Khevenhüllers bezeichnete „Georg Gerling", der sich während dreier Jahre um die Münze bemühte, aber in Spanien starb, ehe er den Lohn für diese Bemühungen erhalten konnte. Aus dem Schreiben an Khevenhüller geht hervor, daß Erzherzog Ferdinand seinen „freundlich lieben Vetter", „Ihrer Kuniglichen Würd und Lieb" Philipp II. auf sein Begehren „zway Münzdruckhwerch" zusendet, die er ihm zum Geschenk macht, obgleich Philipp II. „etlich tausent gullden" dazu hätte geben wollen. Er hofft weiter, König Philipp habe Vorsorge getroffen, daß das zum Betrieb der neuen Münzmaschinen „notwendige Geheuß samt dem Wasser und Rynnwerch" rechtzeitig fertiggestellt werde, damit sofort nach Ankunft der Aufbau beginnen könne. Weiter bittet Erzherzog Ferdinand Khevenhüller um Nachricht „wie es umb die teutschen Handtwerchsleuth, so wir Irer Kuniglichen Würd und Lieb verschiner Jaren zu diser Arbeit zugeschickt haben", beschaffen sei und wie sie sich verhielten. Was insbesondere die mitgesandten „Münzoffizier" angehe, so hoffe er, daß der König mit ihnen zufrieden sein werde und daß sie „sich fleißig und aller gebür verhalten", so wie er es persönlich in Gegenwart Gerls ihnen „starckh und anselich aingebunden" habe. Er geht dann auf einige der mitgesandten Münzoffiziere namentlich ein und nennt dabei vor allem den „Werckhregierer Martin *Faigl* als an deme zum maisten gelegen, der ist nit alain etlich vil Jar in unsern Münzdienst, sondern auch anderer Orthen by aufrichtung (von) Münzdruckhwerch gewest, dise arbait selbs machen und ist der besten unserer Münzdruckhwerchregierer ainer, deren wir Irer Kuniglichen Würd und Lieb zu sonderen gefallen und darmit Sy mir woll versehen seyen, erfolgen lasse". Faigl sei der einzige Verheiratete; zum Unterhalt seines in Tirol zurückgelassenen „Weib und Khind" habe er das Versprechen von jährlich 52 Talern und Bezahlung des „Herbergzins" vom Erzherzog zugesichert erhalten.

Von einer genauen Instruktion über die Arbeit der Münzer habe er abgesehen, um Philipp II. nicht vorzugreifen, und auch den ihnen abge-

[13] Frhr. Johann Khevenhüller von Eichelberg, Graf von Frankenburg, Baron von Landskron usw., Rat der Kaiser Maximilian II. und Rudolf II., Botschafter in Rom und seit 1572 in Spanien, starb am 8. Mai 1606 in Madrid. Nähere Einzelheiten über ihn in einem Manuskript der Biblioteca Nacional Madrid I., 150: Historia de Joan Khevenhüller de Aichelberg. S. auch *Babelon*, l. c. S. 209 ff.

[14] l. c. S. 65, nach der Historia de J. Khevenhüller.

nommenen Eid habe er derart gehalten, daß sie den ihnen vom König zu gebenden Verordnungen gehorsam nachkommen müßten. Für alle Fälle füge er aber Instruktionen bei, wie sie bei anderen Münzwerken gebräuchlich seien. Aus der gleichfalls beigefügten Aufzeichnung sei zu ersehen, welche Besoldung, Tafel und Herberge die entsandten Personen erhalten hätten. Bei der Wichtigkeit der Arbeit, für die sich nicht jedermann eigne, und zu der man auch nicht überall qualifizierte Leute bekommen könne, den Schwierigkeiten der Reise und des fernen Landes müsse man ein übriges tun, wenn dies allerdings auch durchaus im Belieben des Königs stehe. Khevenhüller möge darauf sehen, daß die Bezahlung seitens Philipps durch Vermittlung der *Fugger*[15] geschehe.

Offensichtlich im Hinblick auf die unerfreulichen Erfahrungen, die man in anderen Münzstätten mit der Einführung der neuen, Arbeiter und Metallabfall sparenden Prägemaschinen machen mußte, legt Erzherzog Ferdinand seinem Beauftragten schließlich noch dringend ans Herz, zu helfen, falls die „Münzofficier und Person dieses neuen Münzdruckhwerchs halben von den Hispanischen Münzverwanten allerhand Widerwertigkeiten zuzufügen understanden werden möchte". Wie richtig der Erzherzog diesen Punkt vorausgesehen hatte, zeigte die Entwicklung in Segovia, der Errichtungsstätte der neuen Münze.

In seiner umfassenden Sorge für seine getreuen Münzer bittet Ferdinand schließlich Khevenhüller herzlich: „Und wellest dir sy alle miteinander als ain beschüzer und Liebhaber der Teutschen zu allem guetem woll bevohlen sein lassen."

Aber nicht genug damit, sendet der Erzherzog unter dem gleichen Datum des 21. Sept. 1584 an König *Philipp II.* unmittelbar noch ein warmes Empfehlungsschreiben für den Münzwardein Joachim *Linggahöl*, den er nur Philipp zu Liebe aus seinen Diensten entlassen habe, da er ihm um seiner Eltern und seiner eigenen getreuen Dienste willen besonders geneigt sei. Auch für den mit der Führung der Delegation beauftragten *G. Gerl von Halbenstein* schickt er am gleichen Tag ein lateinisches Einführungsschreiben in herzlichen Ausführungen (das in Innsbruck auch im deutschen Konzept vorliegt) an den spanischen König. Weitere besondere Schreiben schließlich gehen im Interesse der nach Spanien entsandten Münzbeamten, insbesondere *Linggahöls*, an den am spanischen Königshof weilenden Kardinal Erzherzog *Albrecht von Österreich*, an *Khevenhüller* und an den Fugger'schen Faktor in Madrid[16].

---

[15] Die in Madrid eine Faktorei unterhielten und deren überragende Rolle in der spanischen Wirtschaft des 16. Jahrh. bekannt ist. An sie erinnert heute noch in der Altstadt von Madrid die Fuggerstraße. S. H. J. *Hüffer*, Aus 1200 Jahren deutsch-spanischer Beziehungen, l. c. S. 103, Note 5, wo jetzt noch ergänzend zu dem Werk von *G. v. Pölnitz* über Jakob Fugger nachzutragen ist: Bd. II, Quellen und Erläuterungen, 1951. S. dazu auch d. große dreibänd. Werk v. R. *Carande*, Carlos V. y sus Banqueros, Madrid 1943—51, u. a. Bd. II, Kap. VIII, S. 356 ff.

[16] s. d. Texte im oben gen. Span. Münzdruckwerk des Regierungslandesarchivs.

Wer ging nun an Münzbeamten und Technikern 1584 nach Spanien? Aus einer Aufzeichnung Johann *Voglers*[17] über den Betrieb seiner neuen Münzmaschinen geht hervor, daß zu ihrer Bedienung jeweils 13 Personen gehörten, nämlich 1 Münzmeister, 1 Wardein und 1 Münzschreiber („diese drei letzten Personen regierndt das ganze Wesen"), dann das eigentliche technische Personal, „die das Gelt machen vom Guß an bis zum Endt": 1 Eisenschneider und Schmiede, Schlosser, Zimmerleute etc., sowie 2 „Tiegelwarter oder Gießpersonen". Demgemäß dürfte auch die Zusammensetzung der nach Spanien entsandten Gruppe deutscher Münzer gewesen sein.

In den in Innsbruck aufbewahrten Dokumenten[18] befindet sich auch ein „Stadt (status) und verzeichnus der Hispanischen münzdruckhwerchsofficire und müntzergesellen mit irer besoldung und underhaltung"; in ihm werden namentlich aufgeführt:

Marthin Faigl als „muntzdruckhwerchs regierer" mit monatl. 18 fl. Besoldung,
Joachim Linggahöl als „muntzwardein" mit monatl. 21 fl. Besoldung,
Peter Harderpöckh als „muntzeisenschneider" mit monatl. 17 fl. Besold.,
Georg Greiff als „muntzergesell"
Hans Griffel als „muntzergesell"
Hans Schnid als „muntzergesell"
Vabian Holtzer als „muntzergesell" mit monatl. je 15 fl. Besoldung.

In der Liste fällt die gegenüber den „Münzoffizieren" verhältnismäßig hohe Besoldung der „Münzgesellen" auf, bei denen es sich wohl um hochqualifizierte Personen — auch von kunsthandwerklicher Bedeutung — gehandelt haben dürfte. Im ganzen wurden in den deutschen und spanischen Urkunden 13 Personen erwähnt, die nach Spanien gingen.

Die Liste ermöglicht uns die Feststellung einer Reihe von Künstlern und Technikern, deren Namen in den spanischen Urkunden fast bis zur Unkenntlichkeit verändert sind. So sind der *eingangs* genannte Martin *Fagel* als Martin Faigl, Jorge *Grayft* als Georg Greiff, Pedro *Hartepegue* als Peter Harderpöck, Joachim *Linguel* als Joachim Linggahöl und Rrabian *Holchar* mit Sicherheit als Vabian Holtzer wiederzuerkennen; vielleicht verbirgt sich in Mathias *Smincer* durch Verlesung Hans Schnid — die anderen Namen sind nicht feststellbar.

Offensichtlich gingen also mit dem neuen Münzdruckwerk, das natürlich nichts mit dem von *Babelon* genannten Spanier *Miguel de la Cerda* zu tun hatte, entsprechend einem Wunsche *Philipps II.* zugleich auch das notwendige Personal mit. Erst darauf ist dann in Spanien die Bestallung des eigentlichen Münzmeisters, des Deutschen *Hans Beltha*, erfolgt. Es geht dies deutlich aus den zeitlichen Angaben hervor, da die Tiroler Münzer 1584 nach Spanien abreisten, die Berufung Belthas als Leiter

[17] Abgedr. b. Newald, l. c. S. 410.

[18] „Spanisches Münzdruckwerk" l. c. fol. 62, lt. schriftl. Mitteilung des Tiroler Landesarchivleiters Dr. Bachmann, dem ich für freundliche Unterstützung meiner Arbeit zu danken habe.

der neuen Münze in Segovia aber erst 1586, d. h. nach der Einrichtung erfolgte. Der Wardein Linggahöl, der bis zu seinem Tode 1592 in Spanien verblieb, hat laufend Nachrichten an den Erzherzog Ferdinand gesandt, aus denen die Geschicke seiner Landsleute in Spanien hervorgehen.

Was ist nun über die genannten Deutschen im Einzelnen festzustellen? Aus dem umfangreichen Kreis dieser Personen[19] ist als der vielseitigste und wohl bedeutendste Hans *Beltha* (Belta oder Belthac) zu nennen, der als Goldschmied, Medailleur und Münzmeister Philipps II. eine weitreichende Tätigkeit entfaltete und durchaus einmal eine eingehendere Betrachtung verdienen würde[20]. Diesen 1604 verstorbenen Künstler finden wir 1585—86 in den Dokumenten am spanischen Königshof[21]. Am 1. November 1586 wurde er von Philipp II. als Leiter der neuen Münze in Segovia, die die Hauptmünzstätte der spanischen Habsburger blieb, berufen und prägte dort mit der „deutschen Wundermaschine" Philipps II. Münzen. 1597 erhält er eine Pension. Er wurde besonders berühmt durch eine Reihe köstlicher Juwelen, die er für den König arbeitete, und die nach Philipps Tode in dem von 1598—1602 angelegten Nachlaßinventar Philipps II. als goldene, mit Edelsteinen und Emaillen verzierte Schmuckstücke aufgeführt wurden. Nach seinem Tode folgte ihm 1604 sein von Babelon übersehener Sohn und Schüler *Peter Beltha* als Leiter der Münze zu Segovia. *Philipp III.* gewährte diesem 1615 die Vergünstigung, sein Amt nach seinem Tode an seinen Schwager *Philipp Crell*, vermutlich auch einen Deutschen, übertragen zu dürfen.

Als Meister der Prägemaschine tritt Martin *Faigl* („Fagel") — vordem zu Hall Werkmeister der großen Münze —, des weiteren ein Meister *Wolfo* auf; bei letzterem habe ich nicht feststellen können, um welchen der zahlreichen auf dem Gebiet der Goldschmiede- und Prägekunst jener Zeiten in Deutschland Tätigen namens Wolf es sich handelt. Vielleicht gehört er der im 15. und 16. Jahrhundert vielgenannten Trierer Goldschmiedefamilie der Wolff an. Neben ihm werden u. a. weiter aufgeführt der von Erzherzog Ferdinand von Österreich ebenfalls nach Spanien gesandte, aber nicht näher charakterisierte Balthasar *Illepult*, ebenso der „Gießer" Georg *Greiff*. Zwei später mit Spanierinnen verheiratete Deutsche, Hans *Liserburgher* und Vabian Holtzer („Holchar") erklären von sich in den spanischen Dokumenten, daß sie sich am besten auf die Konstruktion und Pflege der Segovianer Prägemaschine verständen. Weiter tritt der schon erwähnte Münz-Wardein Joachim *Linggahöl* („Linguel") und schließlich besonders Peter *„Hartepegue"* oder *„Harderpöckh"* auf, der nach Spanien entsandt sei, um die neuen Münzstempel zu schneiden. Bei letzterem handelt es sich zweifellos um niemand anderen als um den bekannten, aus Schwäbisch-Gmünd stammenden Me-

[19] s. auch Simancas, Obras y Bosques, Consultas y Providencias generales, legajo 2.

[20] Das bekannte Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von Thieme-Becker, Leipzig, 1909, 3. Bd., S. 277, enthält über ihn nur wenige Zeilen.

dailleur Peter *Hartenpeckh* (oder Harterpeckh, Harterbeck), dessen Name eine schöne Medaille des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog *Maximilian* von 1604 trägt[22]. Nach *Thieme-Becker*[23] war Hartenpeckh zehn Jahre an der Kgl. Münze in Spanien tätig; darnach weist ihn *Forrer* als Stempelschneider der Münzstätte von Hall in Tirol auf, und zwar vom 1. April 1595 bis 16. April 1616, seinem Todestage. Für die Jahre 1597 bis 1612 werden je 150 Gulden als sein Jahresgehalt genannt. Daß er mit „Hartepegue" identisch ist, dürfte auch dadurch bewiesen sein, daß es von ihm in Hall ausdrücklich heißt, er sei vorher lange Jahre in Spanien gewesen[24]. Bereits 1603 hatte er ein Paar Talerwalzen mit dem Bildnis und Wappen Erzherzog Maximilians angefertigt, 1604 ein Doppelpaar Talerwellen mit dem kaiserlichen Bild, wofür er mit 14 und 12 Gulden belohnt wurde. Die aus den von Hartenpeck geschnittenen Walzenstempeln herrührenden Taler sind berühmt wegen ihrer Schönheit. Nach dem Tode Kaiser *Rudolfs II. 1612* kam erneut eine Zeit größter künstlerischer Tätigkeit für Hartenpeck, als sein alter Gönner, Erzherzog Maximilian (III.), Landesherr von Tirol und Vorderösterreich wurde. Hartenpeck mußte als Eisenschneider nun alle Prägewalzen und Münzstempel der erzherzoglichen Münzen zu Hall und Ensisheim (Elsaß) mit dem Bildnis, Titel und Wappen des neuen Landesherrn ausstatten, was ihm 1613 nach gutem Gelingen eine Gehaltserhöhung um jährlich 30 fl. und eine besondere Belohnung von 70 fl. eintrug[25]. Sein 1616 erfolgter Tod wurde als schwerer Verlust für das Tiroler Münzwesen empfunden.

Schließlich sei der Vollständigkeit halber hier noch auf den von mir schon anderweitig[26] in Spanien wegen seines berühmten Trachtenbuches erwähnten Christoph *Weiditz*[27] (gest. 1560) hingewiesen, der im 16. Jahrhundert zu einer allerdings früheren Zeit 1529 gleichfalls in Spanien weilte und — wohl ein Sohn des Freiburger Bildhauers Hans *Wydiz* und Bruder des Petrarcameisters Hans *Weiditz*[28] — eine Reihe unsignierter Medaillen verfertigt hat.

Bezeichnenderweise scheint — wie in Österreich,[29] Frankreich und England — der Einsatz der neuen mechanischen, hydraulisch betriebenen

[21] Documentos inéditos para la historia de España LV, 464.

[22] über ihn s. L. *Forrer*, Biographical Dictionary of Medaillists, London 1904, II, S. 435 (Hartenpeck) und *Erman*, Medailleure des 16. und 17. Jahrh., S. 89 (Harterpeck). Die gen. Medaille ist abgebildet bei G. *Habich:* Die deutschen Schaumünzen des 16. Jahrh., Registerband, München 1934, S. 10. S. ferner Newald, l. c. S. 327 und 337.

[23] Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Leipzig 1923, 16. Bd. S. 71 (Hartenbeck).

[24] Leider waren meine Anfragen im Stadtarchiv von Schwäbisch-Gmünd über diesen Landsmann mit der kurzen Antwort „nichts bekannt" ganz unergiebig.

[25] s. u. a. Newald, l. c. S. 343 ff.

[26] s. Anm. 1.

[27] Sein im Germanischen Museum in Nürnberg befindliches Skizzenbuch der spanischen Reise herausgegeb. v. Th. *Hampe* 1927, s. über ihn G. *Habich:* Die deutschen Schaumünzen, e. c. 1. Bd., S. 54.

[28] über ihn *Flamm*, Repertorium, Bd. 38, S. 109 ff.

[29] s. darüber Newald, l. c. S. 298 ff.

Prägemaschinen in Segovia auf heftige Widerstände der spanischen Techniker gestoßen zu sein, wie schon P. Sigüenza berichtet. Es ist offensichtlich der alte Kampf zwischen Mensch und Maschine, hier noch verschärft durch die Tatsache, daß die neuen Maschinen den Edelmetall-Abfall, den nach altem Brauch die spanischen Münzer erhielten, und der für Segovia pro Jahr auf nicht weniger als 400 Dukaten berechnet wurde, fast völlig unterbanden. Ein vom 28. Oktober 1590 datiertes Schreiben eines unbekannten Absenders und Empfängers[30] weist eindrucksvoll auf diese Schwierigkeiten, ja beinahe Sabotagen seitens der spanischen Arbeiter hin und bezeichnet dabei als Erfinder der neuen Maschine einen Spanier, den schon genannten *Miguel de la Cerda.* Es dürfte sich hier — da neben den umwälzenden neuen deutschen Prägemaschinen kaum noch gleichzeitig eine weitere neue spanische Maschine aufgestellt sein dürfte — bei der Benennung des Erfinders um verständliche Eifersüchteleien von spanischer Seite handeln. Jedenfalls waren nach den zeitgenössischen Mitteilungen die Ende 1584 von Tirol nach Spanien abgesandten neuen deutschen Prägewerke am 15. Juni 1585 in Segovia angekommen. Im Juli waren sie offensichtlich montiert, da sie in diesem Monat von *Khevenhüller* besichtigt wurden. Anscheinend begann der Prägedruck dann endgültig 1586 — wohl nach Ernennung von Hans *Beltha* — denn dieses Jahr tragen die ersten in Segovia geprägten Münzen[31] (reales de a Ocho), die als Münzzeichen den berühmten römischen Aquädukt von Segovia aufweisen.

Ein bedeutsames Ereignis war im Herbst 1587 auch nach den Urkunden in Spanien die eingehende Besichtigung der Münze in Segovia durch König *Philipp II.*, der mit seiner Schwester, der Kaiserinwitwe *Maria*, erschien und den Druckvorgang genau beobachtete. Durch diesen Besuch dürften sich die Schwierigkeiten der deutschen Münzer seitens der spanischen Angestellten vermindert haben.

Leider ist es mir nicht möglich, über die Qualitätsverbesserungen der Segovianer Münzen seit Aufstellung und Benutzung der neuen deutschen Walz- bzw. Münzdruckwerke ein sicheres Urteil zu fällen, da das hiesige Material dafür nicht ausreicht[32]. — Nach den Angaben des Zeitgenossen *Porreñno*[33] konnte man täglich mit den neuen Maschinen für 30 000 Dukaten Münzen prägen, und zwar im Gegensatz zu früher mit einer kleinen Anzahl von Arbeitern, offensichtlich im wesentlichen den genannten deutschen Technikern, die bei der geschilderten Obstruktion der alten spanischen Münzverwandten wohl länger als ursprünglich geplant in Se-

[30] von Babelon, 1. c. S. 92 mitgeteilt.

[31] Babelon, 1. c. S. 68. Es dürfte sich um Silbertaler handeln, ähnlich den von L. *Pfandl,* Spanische Kultur und Sitte des 16. u. 17. Jahrh., München 1924, auf Tafel XXV aus A. *Heiss,* Monedas hispano-cristianas abgebildeten Münzen.

[32] Nach freundlicher Mitteilung v. Dr. Holzmair-Wien ist dies auch für die Wiener Bundessammlung aus dem gleichen Grunde nicht möglich.

[33] Baltasar *Porreño,* Dichos y hechos de el señor Rey Don Phelipe, Madrid, 1627, von Babelon benutzt 1. c. in der Aufl. v. 1748.

govia bleiben mußten und großenteils in Spanien, wie so viele deutsche Künstler und Techniker vor und nach ihnen, eine zweite Heimat fanden. Da die Innsbrucker Archivalen nur bis 1592, bis zum Tode Linggahöls, reichen, wird über ihr weiteres Geschick — außer bei *Hartenpeck* — jedenfalls nur schwer etwas festzustellen sein.

„Europäische Revolutionen"

Von Heinz Gollwitzer

„Das Wunderbare an der Geschichte ist daher nicht, daß große und außerordentliche Ereignisse uns bestürzen, erheben oder entsetzen. Das Wunderbare ist, daß wir durch diese großen Ereignisse umgewandelt und erneuert weiterleben dürfen. Das Außerordentliche geschieht als Ursprung, damit sich das Ordentliche daraus ausbreite und verallgemeinere und entwickle. Wo nichts Ordentliches aus einem Ereignis wird, da hat sich nichts Außerordentliches ereignet."

(Rosenstock-Huessy, Die Europäischen Revolutionen.)

Will man die augenblickliche Lage der Historie auf dem globus intellectualis bestimmen, so fallen vor allem zwei Tatsachen auf. Erstens ist es nicht zu bezweifeln, daß geschichtliche Methode und Gesinnung in dem Eroberungszug, der sie bis zum Jahrhundertbeginn tief in alle Nachbardisziplinen geführt hatte, innegehalten haben. In der historischen Durchdringung der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Nationalökonomie, um nur einige zu nennen, ist ein gewisser Sättigungsgrad erreicht. Keine dieser Fachwissenschaften möchte heute missen, was ihr das historische Verfahren an Bereicherung zugebracht hat, aber keine dürfte mehr der Auffassung zuneigen, daß man historice zu den Müttern hinabsteigen könnte. Auch in der Philosophie wird die Machtposition, die das Geschichtliche im Denken Hegels und seiner Geistesverwandtschaft einschließlich Marxens einnahm, nicht mehr gehalten. Den Vorgängen in der Bildungswelt entsprechen Erscheinungen im öffentlichen Leben. Die Hausse an Gründungen historischer Vereine, der Errichtung von Denkmälern und Gedenktafeln, der Prägung von Gedächtnismedaillen, ist aus geistig-soziologischen Ursachen vorbei. Schließlich hat die Historie, weil sie zu lange in der nationalistischen Sackgasse verblieben war, als staatspolitische Erziehungsmacht an Glaubwürdigkeit und Wert eingebüßt. Mit diesem Tatsachengeflecht muß aber nun ein zweiter Sachverhalt konfrontiert werden. Den Gebietsverlusten der Geschichtlichkeit als einer meinungbildenden, normativen, erziehenden, methodisch führenden und die Denkungsart gestaltenden Kraft entspricht keineswegs ein qualitativer Rückgang der fachwissenschaftlichen Leistung. Im Gegenteil! Die Geschichtswissenschaft als Laboratorium und Beobachtungsstelle der gesamten Geschichtswirksamkeit ist in ihrer Arbeit rastlos und mit Erfolg fortgefahren, und was das Entscheidende ist: Es blieb nicht beim vielgelästerten Spezialistentum! Gründend auf der universalgeschichtlichen und weltpolitischen Ausweitung unseres Gesichtsfelds, herausgefordert durch die „großen Gegenstände" und Fragestellungen unserer Welt findet offensichtlich ein

neuer Ausgriff über die Schranken der zünftigen Wissenschaft statt. Ein neuer Typus der Geschichtsliteratur scheint im Entstehen begriffen. Es handelt sich um eine Verbindung von Universalgeschichtschreibung und -deutung, oft stark soziologischen Einschlags, mit Zeitdiagnose und „Daseinserhellung", mit geistiger „Ortsbestimmung" und gelegentlich sogar dem Versuch vorwärtsgewandter Prophetie. Ich nenne als kennzeichnend für das Bestehen einer neuen Kategorie historischen Schrifttums Autorennamen wie die Toynbees, Alfred Webers, Rüstows, Freyers. Typologisch gehört — bei zahlreichen Unterschieden im einzelnen — auch Eugen *Rosenstock-Huessys* Buch „Europäische Revolutionen" in diese Reihe. Die erste Auflage (1931) hat damals in der Folgezeit nicht die Würdigung und Verbreitung erfahren, die sie verdiente. Die Gründe lagen nicht nur in der bald einsetzenden nationalsozialistischen Unterdrückung des Buches, sondern auch in vorherrschenden prinzipiellen wissenschaftlichen und politischen Meinungen, die einer echten Aufnahmebereitschaft im Wege standen. Wir sind der Zuversicht, daß sich inzwischen der Sinn für R.s Anliegen gekräftigt hat und daß die neue Auflage (1951) lebhafteren Widerhall findet[1]. Was will R.s Buch? Es hat sich in voller Erkenntnis der Größe und Schwere dieser Dinge zur Aufgabe gesetzt, die wichtigsten geschichts- und gegenwartsbestimmenden Traditionen Europas herauszuarbeiten, aus ihrer Zusammenschau eine morphologische Historie Europas zu gestalten und so durch eine „stiftende" Geschichtsschreibung einem neuen Geschichtsbewußtsein Bahn zu brechen. Nach R. kann man „nur soweit stolz auf die Geschichte des Menschengeschlechts sein, als man sie wieder zu leben und zu beleben unternimmt".

In sechs rhythmisch verlaufenden Revolutionen faßt R. die für Europa ausschlaggebenden Entscheidungen und Veränderungen zusammen. Der historischen Darstellung sendet er eine Theorie der Revolutionen voraus. Ablauf-„Gesetze", metaphysischer und soziologischer Gehalt werden aus dem Material solcher Umwälzungen zutage gefördert, „die der ganzen Welt einen neuen Anstoß und eine neue Ordnung mitteilen". Methodisch gesehen ist R.s Unternehmen eine ununterbrochene Folge kühner und kühnster Griffe. Ich nenne u. a. die Übertragung der Heerschildordnung des Sachsenspiegels in nationale und modern-sozialgeschichtliche Kategorien, nenne vor allem die vertiefte Auslegung der jeweiligen Revolutionsterminologie, die Sichtbarmachung von Zusammenhängen zwischen Wort und Sachverhalt, die späteren Generationen so bald verloren gehen. R. zeigt eine sämtlichen europäischen Revolutionen eigene Dialektik auf, eine unter gewissem Zeitmaß stehende Kurve, die vom Trauma und dem Ausbruch der Krise über ein „Zeitalter der Verblendung" und ein „Zeitalter der Demütigung" zum „Neuen Bund" zwischen den kontinuierlichen Mächten und den bleibenden, gesicherten Ergeb-

[1] *E. Rosenstock-Huessy*, Die Europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen, W. Kohlhammer, Stuttgart und Köln, 1951, XIV und 584 SS.

nissen der Revolutionen führt. Die italienische, deutsche, englische, französische, russische Nation sprechen in ihren Revolutionen jeweils ihr gewichtigstes, ihr europäisches Wort. Keine von ihnen kann isoliert betrachtet werden. So unterschiedlich ihre Freiheitsbegriffe und ihre „Doppelzüngigkeit", ihre Führungsgruppen und ihre Oppositionen im einzelnen sein mögen, samt und sonders sind sie im Verhältnis von Wegbereitung und Verkörperung, von Anfälligkeit und Gefeitheit, und durch zahllose andere Fäden untereinander verbunden. Um zur Aufdeckung dieses Beziehungsgeflechts das rechte Werkzeug zu bekommen, hat R. zunächst „Nation", „Abendland", „Europa" begrifflich aufgeschlüsselt und dies mit solcher Eindringlichkeit, daß darin allein schon eine der bedeutsamsten Leistungen des Buches beschlossen liegt.

Der Gang der Revolution durch Europa hebt an mit der „Papstrevolution". Sie ist möglich erst in der konstituierten und mündig gewordenen abendländischen Welt, die sich bewußt vom Morgenland getrennt hat. Rosenstock versinnbildlicht den Vorgang der abendländischen Emanzipation durch die Kontrastierung von Allerheiligen und Allerseelen. Die Papstrevolution wird als Gegenschlag gegen das Reichschristentum, gegen „Kaiserheiligkeit" und „Gott-Welt-Einheit" (Heer) verstanden. Als „erregendes Moment" wird zusammengefaßt, was die Zeitgenossen Gregors VII. unter Simonie begriffen haben, werden der Druck auf Italien und die „Schande von Sutri" angeführt. Die kuriale Revolutionskurve führt zu Höhepunkten, zur Überhebung und unvermeidlichen Demütigung. R. ist nun nicht zufrieden, den Revolutionsablauf zu charakterisieren, sondern es geht ihm nicht minder um die bleibenden Erfolge und Leistungen: Um die damals entscheidend stabilisierte römische Autorität und die römisch ausgerichtete Hierarchie, um die päpstliche Diplomatie und Fronleichnam als das Triumphfest der Papstrevolution, schließlich um die Zuordnung des italienischen Spätmittelalters von den guelfisch-ghibellinischen Kämpfen über Assisi bis zur vollen Entfaltung der Civiltà humana und der Renaissancekultur zu dem übergreifenden Geschehen der Papstrevolution. Es ist ungemein reizvoll, R.s Kapitel „Papstrevolution" mit F. Heers „Aufgang Europas" zu vergleichen. Wichtige Grundgedanken sind beiden Autoren gemeinsam. Aber um wieviel höher steht Rosenstocks Darstellung durch das Fehlen jenes Ressentiments, jener „cum ira et studio"-Stimmung, die Heers Ausführungen so oft ins Zwielicht rücken!

In der Reihe der Umwälzungen läßt R. die Deutsche Reformation folgen, die er als Erhebung des verwundeten Gewissens und gleichzeitig als Revolution des Territorialfürstentums gleich den anderen in den Taktschlägen des von ihm vernommenen Rhythmus darstellt. Sie pflanzt der deutschen Geschichte den Dualismus des Religionsparteiensystems ein und bewirkt, nach R., infolge der Durchsetzung der superioritas in Religionssachen eine Demokratisierung der Reichsstände in weitgehend gleichberechtigte Obrigkeiten, sie läßt das System der landes-

herrlichen Universitäten und ihrer einflußreichen theologischen Fakultäten zur Reife gedeihen, und erst innerhalb des von ihr geschaffenen Rahmens kann sich das deutsche Beamtentum voll entfalten. Über die deutsche Bedeutung hinaus wird der Beitrag des reformatorischen Fürstenstaates zum allgemeinen Staatsrecht in der Trennung von Zivil- und Militärstand gesehen sowie in der fürstenstaatlichen autonomia in Religionsangelegenheiten.

In der englischen Parlamentsrevolution greift, um in der Sprache des Sachsenspiegels zu reden, die Revolution vom 3. und 4. auf den 5. Heerschild, vom hohen Adel auf die Gentry über. R. zieht Verbindungslinien von der Sancta Communitas des Calvinismus über die commons zum Commonwealth. Er stellt den Gentry-Parlamentarismus und seinen großen Tag, die Budgetdebatte, in die dazu gehörige Geisteslandschaft. Er gibt eine Charakterologie des dieser Epoche zugehörigen Engländers und schließlich zeigt er, wie das Lebenselement des Engländers, die See, die Atlantische Welt, in angelsächsischer Staatlichkeit zum Ausdruck kommt.

Die bürgerliche Revolution der Franzosen wird in einen breiten Spannungsbogen von der mittelalterlichen Erbschaft bis zu den Gegenwartsstrahlungen des großen Ereignisses hineingestellt. Gewiß ist das Verhältnis zwischen Ancien Regime und Revolution für den Historiker alles andere als jungfräulicher Boden. Aber wenn nun R. das Verhältnis von Versailles und Paris ausdeutet oder den Weg von der Isle de France zum Französischen Nationalstaat verfolgt, ergeben sich unerwartet neue und überraschende Perspektiven. Ebenso wenn er Nationalismus und Fortschrittsphilosophie, Privateigentum und Klassengesellschaft, Individualismus und Judenemanzipation aus der französischen in die europäische Dimension überführt. Ich erwähne nur beispielshalber seine Gedanken über die frankozentrischen Normalisierungstendenzen (S. 359)!

Bevor R. die letzte der bisher universalgeschichtlich epochemachenden Revolutionen analysiert, fügt er als weltliche Wiederholung der reformatorischen Fürstenrevolution, insbesondere für den deutschen Leser gedacht und nicht ganz gleichrangig mit den anderen Umwälzungen, die „Revolution der deutschen Großmächte", des habsburgischen Völkerstaates und des preußischen Militärstaates, ein, ein Kapitel, dessen Interpretation der neueren deutschen Geschichte besondere Beachtung verdient. Dann erst schließt er die Folge mit der „russischen Weltrevolution" ab; sie endet und sprengt zugleich den bisherigen revolutionären Rhythmus. Das Zeitalter der Revolutionen nähert sich dem Abschluß: Französische und russische Revolution werden wie These und Antithese behandelt, aber nicht eine neue Revolution ist die Synthese, sondern das Zeitalter der Weltkriege. Weltkrieg I und II — an einen III. Weltkrieg glaubt R. nicht — bewirken die heutige „Totalumwälzung", und „Weltmobilmachung" ist das letzte Kapitel des Buches überschrieben.

Kein Leser des geistsprühenden Werks wird sich dem Eindruck entziehen können, daß hier ein großer Wurf gewagt wurde und in einer selbstbewußten, neuartigen Sprache vorgetragen wird. Es liegt auf der Hand, daß R.s kühne Kombinationen und seine herausfordernden Formulierungen Beckmessereien breiteste Angriffsflächen bieten. Zweifellos hätte R. manches Mißverständnis abbiegen können, wenn er es über sich gebracht hätte, sein Buch methodisch und sprachlich schul- und traditionsgerechter zu verfassen. Von der Kritik unrichtiger Einzelheiten her — welches Werk von der qualitativen und quantitativen Spannweite des vorliegenden wäre in dieser Hinsicht völlig einwandfrei? — läßt sich indessen eine Diskussion mit den „Europäischen Revolutionen" nicht führen. Wir halten uns also weder bei den angeblich von den Fürsten bezahlten Zenturiatoren noch bei der nichtexistenten württembergischen Ritterschaft auf, sondern fragen uns, ob nicht Anlage und kombinatorisches Verfahren bei R. die Gefahr der Überinterpretation in besonderem Maße in sich schließen. Z. B. wird die Parole „Enrichissez-vous" wiederholt zum Schlüsselwort für die Periode der Überhebung innerhalb des Gesamtphänomens der bürgerlichen Revolution erklärt, obwohl der Nachsatz („und ihr werdet Wähler sein") beweist, daß die Losung naivernst und nicht zynisch gemeint war. Kann man ferner ohne Einschaltung Herders und seiner Geistesverwandtschaft den Sprachkultus der Französischen Revolution und Frankreichs überhaupt mit dem Sprachnationalismus der Ostvölker in Verbindung bringen (351)? Kann man wirklich eine zwingende Linie von den Göttinger Sieben zum Untergang Hannovers ziehen und die Nichtrückberufung der Göttinger Professoren mit der ehrenvollen Rückberufung Christian Wolffs nach Halle kontrastieren (253)? Bewegt sich die wilhelminische Marokkopolitik wirklich auf den Spuren Karls V. (434)? — R. selber hat das Wort vom „dankbaren In-Frage-stellen" geprägt. In diesem Sinne und indem wir die Gesamtkonzeption ins Auge fassen, dürfen wir es als die wohl wesentlichste Frage aussprechen, ob der Zweck des Buches, eine Quintessenz der europäischen Geschichte zu bieten, erreicht ist. Zunächst scheint es notwendig, den europäischen Revolutionen eine Geschichte der europäischen Kontinuitäten, Restaurationen und Legitimierungsversuche entgegenzustellen. Aber davon ist ausgiebig bei R. selber die Rede; zum mindesten ist der Bauplan seines Werks schon so angelegt, daß diesbezügliche Ergänzungen sich dem Leser von selbst anbieten. Kann aber nun ein so dynamisches Prinzip wie die Zurückführung der europäischen Geschichte auf ihre Hauptrevolutionen die bisher gebräuchliche Folge der geistigen und politischen Epochen ersetzen? Kommen Zeitalter wie die des Humanismus, der Aufklärung oder des Absolutismus nicht zu kurz? Gewiß schafft die Papstrevolution Raum für die italienische Renaissance, aber muß diese nicht als ganz eigenständige Größe behandelt werden? Lassen es Priorität und Vorbildlichkeit der westeuropäischen Verhältnisse zu, den Hauptakzent bei der Fürstenrevolution dennoch auf das Reformationszeitalter zu legen? Kann man mit der Überzeugung von einer universalen Ökonomie

der Geschichte von der Sinnlosigkeit des Caesarismus, etwa im Falle Napoleons III., sprechen (29)?

Es ist sicher nicht R.s Meinung, mit seiner Schau alle anderen Sichten und Systeme zu „ersetzen". Nicht eine Reproduktion des geschichtlichen Gesamtinhalts ist beabsichtigt, sondern die fruchtbarsten Zeugungen im Werdegang Europas sollen erkannt werden. Um ein solches Unternehmen durchzuführen, ist es notwendig, auswählend und vertiefend, straffend und verkürzend zu arbeiten. Das Ergebnis scheint m. E. vor allem in den folgenden Punkten für den Erfolg des Rosenstockschen Versuchs zu sprechen:

1. Es ist hier von einem deutschen Gelehrten und Teilnehmer am I. Weltkrieg, einem amerikanischen Staatsbürger und Europäer, der die Geschichte seines Kontinents von innen und außen und, wie man in den glücklichsten Partien sagen möchte, zuweilen von oben her zu überblicken vermag, der Bau einer europäischen Historie aufgeführt, unter dessen Dach alle ausschlaggebenden Überlieferungen unserer Welt, wenn nicht Platz gefunden haben, so doch finden können. Die rechte Straße zu einer europäischen Geschichtssynthese ist hier beschritten. Und es ist nicht unbescheiden, wenn R. den Anspruch erhebt, das von vielen Seiten geforderte gemeineuropäische Schulgeschichtsbuch hiermit vorzulegen bzw., wie wir sagen möchten, seine Leitmotive zu intonieren. Noch liegt ein allgemeiner Konsens wohl in weiter Ferne, aber, vereinfacht und modifiziert, könnten an den„Europäischen Revolutionen" schon die zu beschreitenden Wegstrecken abgelesen werden.

2. Rosenstock hat für die Begriffe „Abendland" und „Europa" und das ihnen folgende globale Zeitalter eine Terminologie ausgearbeitet, die schlechterdings einleuchtend und überzeugend ist und geeignet wäre, der heutigen Sprachverwirrung auf diesem Felde Einhalt zu gebieten[2].

3. In einem Aufsatz „The predicament of history"[3] definiert R., an Thukydides anknüpfend, Geschichte als „restoration of memory". Geschichte ist in R.s Denken „corrected and purified tradition, enlarged and analyzed memory", der Historiker dementsprechend „the physician of memory": „The historian regenerates the great moments of history and disentangles them from the mist of particularity". Das Organon, dessen sich der Historiker über seine handwerkliche Ausbildung hinaus zu diesem Zweck bedienen muß, ist der von Ranke seinen Hörern empfohlene „Sinn für das Bedeutende". Es ist erstaunlich, wie Rosenstock, mit diesem Sinn ausgestattet, aus Überlieferung und Überresten zumal, aus Grabmal und Denkmal, Fest und Kalender, Münze und Siegel, Namengebung und Titel, Bild und Rechtssatz, Kirche und Palast, aus dem Geistesraum einer Stadt und einer Landschaft Einsichten und Aufschlüsse herauszu-

[2] Ich erwähne dankbar die Hilfe, die mir das R.sche Begriffsnetz bei der Abfassung meines Buches „Europabild und Europagedanke", München, 1951. gewährt hat. Vgl. auch meine Abhdlg. „Zur Wortgeschichte und Sinndeutung von „Europa" (Saeculum II, Heft 2, 1951, S. 161 ff.).

[3] The Journal of Philosophy, Vol. XXXII, Nr. 4 (Febr. 1935), p. 1—8.

holen versteht. R. weiß um den Symbolgehalt der Dinge und er schafft wiederum Symbole in der Doppelbedeutung von Sinnbild und Bekenntnis. Er hat ein europäisches Buch „vom Erbantritt der Vergangenheit zum Vermächtnis an die Zukunft" zuerst und zuvörderst für die Deutschen geschrieben. Wir wollen auf ihn hören, wenn er sagt: „Die Frage von 1805/1806 tritt heute wieder an uns heran. Wir müssen sie diesmal in einem ganz anderen Ernst noch einmal prüfen und beantworten, weil die g a n z e Welt, jene Welt, die Schiller und Goethe gemeint haben, jetzt vor den Toren steht... Nur ein totales, weltumfassendes, das Weltgeschehen als Totalität glaubendes Denken und Handeln kann die deutsche Nation, weder von Preußen noch von Österreich beschützt, in der Welt noch erhalten."

Deutsche Chinaforscher

von Wolfgang Franke

Im 1. Heft dieses Jahrgangs (oben S. 81 ff.) gibt R. F. Merkel eine eingehende Übersicht über die Anfänge der deutschen Chinaforschung vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und streift zum Schlusse noch kurz die letzten Jahrzehnte. Der Sinologe begrüßt es stets dankbar, wenn Gelehrte außerhalb des engeren sinologischen Fachkreises den Forschungen seiner Wissenschaft Beachtung und Anerkennung widmen, und von außen kommende Anregungen haben sich oft als sehr wertvoll und fruchtbar für die Arbeit in seinem Fachgebiete erwiesen. So weiß die Sinologie auch Herrn Prof. Merkel Dank für seine Beiträge zur Geschichte und Entwicklung ihrer Wissenschaft. Manche in dem erwähnten Aufsatze berührte Probleme wird aber der Sinologe in einem etwas anderen Lichte sehen als der Verfasser, und in diesem Sinne seien ein paar Bemerkungen dazu gestattet.

Merkel schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Wer z. B. W. Grube's, A. Forke's, O. Franke's und E. Rousselle's ungewöhnlich vielseitige Arbeiten überschaut, der wird angenehm davon berührt sein, daß die deutsche Forschung bemüht war, auch in der Sinologie das in andern Ländern wie Frankreich, England, Amerika auftauchende Spezialistentum zu überwinden, um die verschiedenartigsten Probleme in ihren mannigfachen Zusammenhängen, ihren natur- und volksbedingten Eigenarten zu erfassen." Zunächst erweist hier der Verfasser auch von seinem Standpunkte aus den nicht-deutschen Sinologen Unrecht. Insbesondere die großen französischen Forscher Chavannes[1], Pelliot[2] und Maspero[3] stehen an Vielseitigkeit ihrer Arbeiten gewiß nicht hinter den vom Verfasser erwähnten Deutschen zurück, sondern übertreffen wohl sogar noch einzelne von ihnen. Ganz allgemein muß ferner gesagt werden, daß wie in allen anderen Wissenschaften auch in der Sinologie die Spezialisierung durch ihre eigene Entwicklung bedingt ist. Publikationen der Sinologen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts — abgesehen von den sprachwissenschaftlichen Arbeiten — und zum Teil noch darüber hinaus waren im wesentlichen Übersetzungen oder Wiedergaben der Mitteilungen einzelner chinesischer Werke oder bestimmter Abschnitte daraus. Eine textkritische Behandlung der chinesischen Quellen und darüber hinaus eine kritische Bewertung ihres Inhaltes sowie selbständige, gründliche Erforschung bestimmter Probleme durch Auswertung aller erschließbarer

---

[1] Siehe den Nachruf von Otto Franke in Ostasiatische Zeitschrift VI, 1/2, Berlin 1918, pp. 87—94.

[2] Siehe z. B. den Nachruf von Erich Haenisch in Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (ZDMG) CI, 1951, pp. 9/10.

[3] Siehe z. B. den Nachruf von Erich Haenisch ibid. pp. 1/2.

Quellen begannen Ende des 19. Jahrhunderts und haben sich erst allmählich in der Sinologie durchgesetzt. Ich habe an anderer Stelle versucht, die besondere Art der Entwicklung der Chinakunde in den letzten fünfzig Jahren zu charakterisieren[4]. Die Maßstäbe haben sich geändert. Konnte der Sinologe des 18. und 19. Jahrhunderts oft an Hand weniger ihm zur Verfügung stehender Texte, die zum größten Teil keine Quellen erster Hand waren, der abendländischen Welt unerhörte Neuigkeiten aus den verschiedensten Gebieten mitteilen und sich dadurch bedeutendes Verdienst erwerben, so gilt es heute zu jeder einzelnen Frage nicht nur die äußerst umfangreiche chinesische Quellenliteratur zu durchforschen, sondern überdies auch die oft nicht wenigen Arbeiten chinesischer und japanischer Gelehrter dazu zu berücksichtigen und kritisch auszuwerten, um zu einem wissenschaftlich fundierten Ergebnis zu gelangen. So sind die einzelnen Gebiete der Sinologie wie Sprache, Literatur, Philosophie, Religion, Geschichte usw. ins unermeßliche gewachsen, für einen einzelnen nicht mehr übersehbar. Und wie bei den Wissenschaften, die sich mit den gleichen Gebieten der abendländischen Kulturwelt befassen, so ist die Begrenzung auf ein bestimmtes Teilgebiet unvermeidlich, wenn man sich nicht der Gefahr eines gelehrten Dilettantismus aussetzen will. Freilich mag ein solcher für den Außenstehenden nicht immer sofort zu entlarven und von wirklicher Vielseitigkeit zu unterscheiden sein. Im Gegensatz zu den sich mit den vertrauten Gebieten des Abendlandes beschäftigenden Wissenschaften hat in bezug auf China außerhalb der Fachkreise der gelehrte Dilettantismus mit kühnen Gedankenflügen und geistreichen Bemerkungen nicht selten mehr Ruhm geerntet als nüchterne, verantwortungsvolle Forschung.

Nach welchen Gesichtspunkten Merkel einzelne Forscherpersönlichkeiten in seinem Aufsatz näher behandelt oder auch nur mit Namen erwähnt, ist für den Sinologen nicht ganz deutlich. Insbesondere ist es auffallend, daß Conrady (1864—1925), Richard Wilhelm (1873—1930) und Hackmann (1864—1935) zwar eingehend besprochen werden, während die der gleichen Generation angehörigen Gelehrten Otto Franke[5] (1863—1946) und Alfred Forke[6] (1867—1944), die hinter den drei Erstgenannten doch wohl keinesfalls an Bedeutung zurückstehen dürften, als Sinologen der „jüngeren Generation" nur kurz erwähnt werden, zusammen mit W. Eberhard, Hellmut Wilhelm und Herbert Franke, die erst um 1930 ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten haben. Auch Hentze, Lessing und v. Zach[7], die spätestens Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren sind, dürften wohl eher der älteren als der jüngeren Generation zuzuzählen sein. Wenn sogar die Arbeiten des nicht allzu bekannten Deutsch-Amerikaners Paul Carus gewürdigt werden, um wieviel mehr hätte dies der an anderer Stelle nur kurz als

[4] Vortrag „Die Entwicklung der Chinakunde in den letzten fünfzig Jahren"; erscheint in Kürze im Druck in den Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg, Nr. 72.

[5] Siehe den Nachruf von Fritz Jäger in ZDMG C, 1950, pp. 19—36.

[6] Siehe den Nachruf von Erich Haenisch in ZDMG IC, 1945/49, pp. 4—6.

[7] Siehe den Nachruf von Alfred Forke in ZDMG XCVII, 1943, pp. 1—15. Die Nachricht von seinem Tode ist keineswegs „unbestätigt", wie Merkel meint. Auch ist v. Zach nicht 1943 sondern bereits Anfang 1942 umgekommen.

„Amerikaner" genannte Berthold Laufer[8] (1874—1934) verdient, der ebenfalls deutschen Ursprungs war und seine wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland erhalten hatte, am Field Museum in Chicago wirkte und als einer der bedeutendsten Sinologen neben Legge, Chavannes, Pelliot usw. anerkannt wird. Seine zahlreichen Arbeiten umfassen fast alle Gebiete der chinesischen Kultur einschließlich Tibet, Zentralasien, der Mongolei usw. Die Auswanderung deutscher Sinologen ins Ausland, vor allem in die USA, mangels geeigneter Wirkungsmöglichkeiten in der Heimat ist nach Hirth und Laufer bis heute nicht abgebrochen, und unter den von Merkel genannten Namen sind auch Eberhard, Hellmut Wilhelm und Lessing an Universitäten der USA tätig, letzterer bereits seit 1934. Da in Deutschland lediglich in Hamburg und München planmäßige Lehrstühle für Sinologie bestehen, wird die Abwanderung bester deutscher Kräfte ins Ausland auch weiterhin fortdauern, wenn die Sinologie an den anderen deutschen Universitäten nicht bald die ihr gebührende Stellung erhält.

[8] Siehe den Nachruf von H. G. Creel in Monumenta Serica I, Peking 1935, pp. 487—496.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 324 526 670